

Das Hebelhaus

Für Fische, die mir ihren Namen lieh

09.10.08 – 20.07.10

© Pugi Hui

Melodie 3

Nocturne 59

Requiem 216

Melodie

Kinder haben eine andere Wirklichkeit – soviel weiß ich heute. Sie legen sich ihre Welt so zurecht, dass sie darin leben können. Wenn wir älter werden, biegen wir unser Leben so zurecht, dass es in diese Welt passt. Uhrwerkgenau zerhacken wir unsere Zeit, bis wir nichts mehr übrig behalten als eine sklavisch akkurate Aneinanderreihung von Leerstellen. Aber was ist das am Ende? Wenn wir irgendwann gehen müssen, dann sind Erinnerungen alles, was uns mitzunehmen bleibt.

So wie ich heute vor dieser Eingangstüre stehe, macht mir der Gedanke keine Angst mehr. Die grauen Marmorsäulen haben Moos angesetzt und in einer Ecke wirbeln müde ein paar trockene Blätter – ein Totentanz, der mich früher vergraut hätte. Heute bleibe ich stehen und sehe zu. Dieser Hauch von Vergänglichkeit scheint das Einzige zu sein, das beständig ist. Nicht umsonst ist es gerade dieser Ort, an dem die Geschichte meiner Erinnerung beginnt; in diesem Dorf, mit diesem Haus.

Als Kinder nannten wir es das Nebelhaus. Nebel ist im Hochland nichts Ungewöhnliches; schon gar nicht, wenn die kriechenden Finger eines Moores sich in die Äcker um das Dorf fressen. Aber nicht nur das schlechte Wetter, welches das Nebelhaus immer zuerst zu erreichen schien, verhalf ihm zu diesem Namen.

Es war ein großer Bau, etwas abseits vom Dorfkern auf einem flachen Hügel gelegen. Auf der einen Seite begrenzte unser Wald das Grundstück - der Rest versank unter wilden Sträuchern und Dornengestrüpp und ging dann langsam in Wiesen und Sumpf über. Das Haus selbst war erbaut aus dunklem rötlich- brau-

nem Stein mit hellen Aufsätzen voller Ornamentik. Eine schlammige Einfahrt, in der jeder Wagen hoffnungslos stecken geblieben wäre, führte von der Dorfstraße schnurgerade auf die breite Flügeltür unter einem steinernen Säulenentrée zu.

Allein dieses Erscheinungsbild hätte so manchem schon Grund genug gegeben, sich zu wundern. Doch das war noch lange nicht alles. Zum Beispiel hatte bisher kaum ein Mensch je einen der Bewohner zu Gesicht bekommen. Dass es aber bewohnt war, daran konnte kein Zweifel sein, denn bisweilen vernahm man Musik, die so gar nicht dem glich, was bei uns zu Hause von Zeit zu Zeit aus dem billigen Grammophon erklang. Wenn wir früher im Wald spielten, waren es nicht selten diese Klänge und Melodien, die uns zu der eingebrochenen Mauer an der Grundstücksgrenze lockten. Hinter dieser versteckten wir uns und lugten wie gebannt zu den stets verhängten Fenstern hinauf.

Was jedoch möglicherweise den größten Anstoß im Dorf heraufbeschwor, war das Tor zur Einfahrt: ein großrahmiges, schmiedeeisernes Flügeltor, filigrane Bilder hineingearbeitet und flankiert von zwei dämonischen Gestalten; zwei in Stein gehauene, geflügelte Monster; zwei verzerrte Fratzen; zwei Gründe für alle Dorf-kinder, nur zu mehreren am Tor vorbei zu gehen. Uns allen wurde die Schauerballade vom »Teufelsmann« beigebracht, doch nicht nur für die Kinder war es ein ständiges Thema.

»Satansanbeter wohnen dort«, darin waren sich alle einig. »Sie halten schwarze Rituale und bringen blutige Opfer. Nachts verwandeln sie sich in blutsaugende Monster und trachten nur danach, das Dorf zu vernichten.«

Ich denke, hinter dem Gerede steckte meist nur die Angst vor dem Unbekannten und die Neigung, für alles eigene Leiden eine Erklärung und vor allem einen Schuldigen zu finden. Wie dem auch sei – damals habe ich jedes Wort geglaubt.

Ich erinnere mich noch, dass es ein regnerischer Tag war und immer wieder heftige Schauer niederprasselten und die Wege aufweichten. Wahrscheinlich lag es daran, dass wir eben keine bessere Beschäftigung fanden und auf die Idee kamen, der einen Dämonenstatue einen verbeulten alten Topf aufzusetzen.

Wir waren zu siebt: Mein Nachbar Lukas, sein Freund Philipp, Michael, der uns zuerst auf die Idee brachte, die Zwillinge Ina und Lisa, meine jüngere Schwester Hilke und natürlich ich – Clara.

Hin- und hergerissen zwischen Angst und einem gewissen Unternehmensgeist folgten wir den Jungen, die uns wie so oft ihren Mut beweisen wollten. Lukas trommelte mit einem Stock auf dem Blechtopf herum und wurde mit jedem Schritt, den wir näher an das Tor herankamen, unrhythmischer, bis er schließlich ganz aufhörte. Hilke zog schon den ganzen Tag einen Papierdrachen hinter sich her, den unser Großvater am Abend zuvor in liebevoller Handarbeit gebastelt hatte. Ab und zu flog er ein paar wirre Kreise an der kurzen Leine als hätte er ein freiheitsdrängendes Eigenleben; war dabei jedoch schon fleckig von Nässe.

»Warum hast du den überhaupt mitgenommen?«, fragte ich. »Er ist dir doch dauernd im Weg.«

»Ich wollte Opa eine Freude machen.«

»Aber Opa ist doch gar nicht mehr hier - «

Die Antwort blieb ihr erspart, denn vor uns ragte das Tor auf, riesenhafter als je zuvor.

»Du machst es«, sagte Lukas und drückte Philipp den Topf in die Hand.

»Es war deine Idee«, wehrte Philipp ab und reichte ihn an Michael weiter. Dieser zuckte mit den Schultern, klemmte sich den Topf unter den Arm und begann das nasse Tor hinaufzuklettern. Das Metall war glitschig, mehrfach rutschte er fluchend ab. Dann ging plötzlich alles ganz schnell.

Das alte Schloss war wohl nicht richtig eingerastet gewesen und unter der Belastung von Michael sprang das Tor quietschend auf. Ina und Lisa schrieten auf und machten abrupt kehrt. Hilke ließ vor Schreck den Drachen los, ein Windstoß ergriff ihn und trieb ihn durchs Tor. Mit einem Aufschrei stürzte sie hinterher um ihn einzufangen, bevor er in einer Pfütze landen konnte. Gleichzeitig stülpte Michael den Topf auf den Dämonenkopf, sprang herunter und winkte den anderen hektisch zu verschwinden. Momente später sah ich sie um die Ecke hasten.

»Komm weg da! Hilke komm da raus!«, rief ich in heiserem Flüstern. Aber Hilke schien wie paralysiert und bewegte sich einfach nicht, obwohl sich ihre Schuhe bereits voll Wasser sogen. Die Torflügel schlugen gegen die Steinsockel, der rechte Dämon grinste boshafter denn je unter seinem verbeulten Kopfschmuck hervor.

Kurzentschlossen folgte ich meiner Schwester durch das Tor, bevor mein Herzklopfen mich völlig lähmte. »Komm jetzt weg hier!«, sagte ich fast wütend. Doch dann erkannte ich, warum sie sich nicht bewegte: Ihr linker Fuß hatte sich in einem Stück Draht verheddert, das aus dem Boden ragte.

»Selbst das Haus und sein Grundstück ist böse!«, schimpfte sie.«

»Schht!«, machte ich. Gemeinsam hatten wir sie schnell befreit. Ich wandte mich zum Gehen – und schrie auf. Zwischen uns und dem Ausgang stand ein Mann, so urplötzlich und von so seltsamer Erscheinung, dass ich rückwärts stolperte. Er trug einen dunkelroten Mantel mit steifen Ärmelaufschlägen. Schwarz glänzendes Haar fiel wie ein Schleier über Rücken und Schultern. Das Gesicht war faltig, doch schien die Haut wächsern und wie über scharfe Kanten gespannt. Das eigentlich Schlimme war aber, dass er lächelte. Schon bevor ich den Grund dafür erkannte, beunruhigte es mich; dann merkte ich, dass Hilke wie hypnotisiert die Zeilen aus dem »Teufelsmann«, murmelte. »Hör auf damit!«, zischte ich. »Bist du verrückt?« Doch Hilke schien in diesem Moment nicht bei sich zu sein.

Sein Lächeln wurde breiter.

»Bitte«, brach es aus mir hervor. »Hören Sie nicht auf das, was sie sagt. Sie meint es nicht so. Sie weiß nicht, was sie da sagt... « Meine Stimme wurde immer schriller.

»Nach meiner Erfahrung«, sagte er leise. »sprechen Kinder meist nur das nach, was sie von Erwachsenen hören – oder von ihren Geschwistern... «

»Bitte, es tut mir Leid, wir... «

»Es tut dir Leid?«, sagte ebenso leise wie vorher. »Nein, du tust dir Leid, das will ich dir glauben. Aber es soll dir Leid tun. Ich schlage vor, du bringst deine

Schwester nach Hause - « Er sah Hilke durchdringend an. Dann wandte er sich wieder zu mir und hielt mein Kinn mit kühlen, spitzen Fingern hoch. Ich kniff die Augen zusammen. Tränen pressten sich zwischen den Lidern hindurch. Ich wünschte nur, er möge loslassen. Doch mir war es, als ob er mich verspottete, als er sagte: »Vielleicht möchtest du ja nächsten Sonnabend zum Tee kommen?«

Ich wollte darauf nicht antworten müssen. Im Geiste zählte ich bis drei und machte mich bereit. Mit einem Ruck befreite ich mich von seinem Griff, packte Hilke unter den Armen und rannte. Schlamm spritzte in alle Richtungen, ich erwartete jeden Moment ein Donnerwetter vom Himmel brechen zu sehen, dass der Boden aufbräche oder Klauen uns von hinten ergriffen. Doch nichts geschah. Ich sah mich nicht um, rannte nur keuchend die Dorfstraße hinunter; von meinen Freunden konnte ich keinen mehr entdecken.

An der Türe kam uns unsere Mutter schon entgegen. Sie war bleich und sagte kein Wort, sondern drückte uns nur fest an sich. So geborgen fiel aller Schreck von mir ab; ein paar mal schluchzte ich tief, dann wurde mein Atem ruhiger. Meine Mutter nahm Hilke in den Arm und verriegelte schnell hinter uns die Tür. Ich konnte kaum glauben, dass wir nur wenige Minuten jenseits des Tores gewesen waren, aber tatsächlich hatten Michael und die anderen kaum Zeit gehabt, nach Hause zu laufen und zu erzählen, dass wir von den Teufelsmännern erwischt worden wären.

»Du lebst ja noch«, bemerkte Michael mit großen Augen. Er und seine Mutter saßen mit einer Tasse Tee in unserem Wohnzimmer.

»Natürlich«, erwiderte ich trotzig, obwohl mir eigentlich gar nicht danach war.

»Er hat dich nicht geopfert? «

Ich schüttelte den Kopf. Mein Vater begann auf und ab zu gehen. Das Knarren der Dielenbretter durchschnitt die drückende Stille. »Ich muss von dir genau wissen, was passiert ist, jede Kleinigkeit. «

»Wir wollten nur dem Dämon einen Topf aufsetzen«, begann ich, während meine Mutter unsere nassen Schuhe und Socken auszog und unsere Füße in heißes

Salzwasser steckte.

»Dann ist Michael das Tor raufgeklettert und da ist es aufgegangen.«

»Es war schon auf!«, rief Michael dazwischen. Seine Mutter legte ihm warnend die Hand auf die Schulter. »Hilkes Drachen ist hineingeweht und sie ist hinterhergelaufen und ich auch und dann war da plötzlich der Mann...Er hat gesagt, es würde mir Leid tun und...und dass ich am Samstag zum Tee kommen soll.« Während ich dies erzählte, dachte ich, wie absurd und widersprüchlich das eigentlich war, doch niemandem sonst schien das aufzufallen.

»Habt ihr das gehört?!«, rief Michaels Mutter erbost. »Sie bedrohen unsere Kinder am helllichten Tag. Jemand muss endlich etwas dagegen unternehmen!« Ihre Entrüstung tat gut, es gab mir die Sicherheit, nicht verantwortlich zu sein.

»Das Problem ist«, sagte mein Vater, nach wie vor langsam auf und abschreitend, »dass wir sie rechtlich wegen nichts belangen können. Auf ihrem Grund und Boden können sie sagen und tun, was sie wollen - solange es nicht gesetzeswidrig ist – und dafür gibt es bislang keinen Beweis...« Unwillig schob er den Kiefer vor und kratzte sich am Kopf.

»Aber das ist doch ungeheuerlich!«, rief meine Mutter.

»Es passt mir ja auch nicht. Früher wären solche obskuren Gestalten ohne Zögern verhört und aus unserer Öffentlichkeit entfernt worden! Aber ich sag's ja immer wieder. Das ganze Land verwildert!«

Später am Abend kam Michaels Vater mit einer Flasche Scotch vorbei, um „die kritische Lage“ zu besprechen. Doch bis auf ein paar misstrauische Blicke und allgemein erboste Bemerkungen in den folgenden Tagen blieb es dabei. Nicht für mich jedoch. Wann immer ich in der Schule oder im Gedränge um die Marktstände gedankenversunken in die Menge blickte, sprangen mir rote Mäntel und schwarze Haarprachten ins Auge. In meinen Träumen begegnete ich Menschen, die Gesichter zu grinsenden Fratzen verzerrt.

Die Schar der Zuhörer, die in der Schule staunend um mich herumsaßen und meiner Geschichte lauschten, wurde nicht kleiner. Bald vernahm man aus allen

Ecken des Dorfes die abstrusesten Versionen dessen, was angeblich passiert war, bis ich selbst fast glaubte, was sie sagten.

Doch neben all der Aufregung mischte sich bald ein Gefühl dazu, das ich zunächst nur ungern zuließ: Reue!

Wie alle anderen auch war ich feige davongelaufen und hatte niemanden daran zweifeln lassen, dass vom Nebelhaus eine Bedrohung ausging. Dabei waren wir es gewesen, die zuerst Unrecht begangen hatten. Wie sollte etwas Gutes von dort kommen, wenn wir sie provozierten?. Dies lag schwer auf meinem Gewissen, das mich eines Nachts so sehr plagte, dass ich beschloss, mich dieser Last zu entledigen. Ich kletterte leise aus dem Etagenbett, um meine Schwester nicht zu wecken, schlüpfte in meine zerschlissenen braunen Schnürstiefel und streifte eine Wolljacke über.

Es war eine kalte Frühherbstnacht. Sterne und Mond blieben hinter dicht geschichteten Wolkenbahnen verborgen. Nebel kroch die Straße entlang und als ich mit klopfendem Herzen durch das Tor spähte, war das Nebelhaus schon nicht mehr zu erkennen. Meine steifen Finger schmerzten, als ich eilig die schmiedeeiserne Verzierung hinaufkletterte, doch ich merkte kaum, wie sehr ich fror. Rasch langte ich nach dem Topf. Mit einem hässlichen Knirschen, das in meinen Ohren nachzuklingen schien wie ein Paukenschlag, hob ich ihn herunter. Zwar gruselte mich noch immer die Fratze, doch ich fand, dass die Augen der Statue nicht mehr ganz so boshaft blitzten wie als sie unter dem Topfrand hervorstachen.

Ein plötzlicher Windstoß verwirbelte die Nebelgeschwader in bizarre Formen. Aufgeschreckt sprang ich herunter, versteckte den Topf im nächsten struppigen Gebüsch und rannte nach Hause, ohne mich umzusehen.

So endete meine erste unmittelbare Erfahrung mit dem Nebelhaus und ich hoffte wirklich, es möge die Einzige bleiben.

Manchmal fällt es schwer zu glauben, dass der Auslöser für die folgende Entwicklung tatsächlich dieser dumme Kinderstreich gewesen sein soll. Dennoch ist es so; und im Grunde hätte ich mir denken können, dass es dabei nicht bleiben würde. Zwar schwor ich mir, als ich in jener Nacht zittrig vor Kälte und Aufregung im Bett lag, mich nie wieder auch nur in die Nähe des Nebelhauses zu begeben, doch schon am nächsten Tag musste ich mir eingestehen, dass dies voreilig gewesen war.

Zum einen brannten Michael und die anderen, jetzt, da sie gesehen hatten, dass ich heil davongekommen war, nur darauf, weiter zu gehen. Zum zweiten hatte ich meine eigene Neugier unterschätzt. Es faszinierte mich, dass es tatsächlich in greifbarer Nähe ein ungeklärtes Geheimnis geben sollte. Der Gedanke, hier etwas zu finden, das über das, was ich kannte, hinausging, verflocht sich mit anderen Träumereien und wob ein schillerndes Gebäude, in das ich mich nur zu gerne zurückzog.

»Woran denkst du denn schon wieder, Clärchen?«, fragte meine Mutter, als ich einmal so in Gedanken am Fenster saß und zusah, wie die Regentropfen vom Glas abperlten.

»Träum nicht, sondern mach deine Aufgaben!«, rief mein Vater hinter seiner Zeitung hervor. »Hört euch das an. *Balton zeigt sich offen für die neue Bewegung in Literaturen*. Ich hab's immer gesagt, der Mann ist eine Katastrophe! «

Hilke lehnte sich ebenfalls auf die Fensterbank, hauchte gegen die Scheibe und begann mit dem Fingernagel kleine Muster hineinzumalen.

»Mama?«, fragte ich zögerlich. »Hat einer von euch eigentlich schon mal jemanden aus dem Nebelhaus gesehen?«

Mutters Nähmaschine verstummte einen Moment. Dann seufzte sie. »Geht dir das immer noch im Kopf rum? Denk doch lieber an etwas anderes.«

Vaters Zeitung knisterte. »Clara, bring bitte deine Schwester ins Bett!«

»Ich bin kein Kleinkind mehr!«, protestierte Hilke.

»Dann benimm dich auch so.«

Sekundenlang hing der harte Befehlston in der Luft; bis Hilke die Augen rollte und ein unterdrücktes Kichern von sich gab. Wir sagten gute Nacht und gingen nach oben in unser Schlafzimmer.

In dieser Nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Ich stand vor einem Spiegel, doch nicht mein Ebenbild wurde aus dem Glas zurückgeworfen, sondern nur ein Echo meiner Gedanken. Je mehr ich versuchte, ihre Bedeutung zu verinnerlichen, desto mehr verschwamm alles, der Raum entzog sich meiner Wirklichkeit und alles verhallte in umgebender Leere.

Am Morgen erinnerte ich mich nicht mehr an den Traum, doch als ich in der Schulbank saß und versuchte, dem Vortrag des Lehrers zu folgen, fiel er mir wieder ein. Allerdings blieb alles genauso vage und entrückt wie zuvor.

»Clara! Hörst du überhaupt zu?! «

Ich schreckte hoch. Eingelullt von der gleichmäßig brummenden Stimme des Lehrers hatte ich gar nicht gemerkt, wie mein Kopf auf den Tisch gesunken war.

»Schlecht geschlafen, hmm? «

Ich wurde rot. »Entschuldigung.«

Dr. Kaal räusperte sich und fuhr fort. Michael drehte sich grinsend zu mir um.

»Hast du schon gesehen? «, flüsterte er. »Der Topf ist weg. «

Ich nickte müde.

»Heute um fünf Uhr an der alten Mauer«, raunte er und zeigte fünf Finger hoch.

»Wir... «

»Clara und Michael! Strafarbeit! «

»Hast du ja großartig hingekriegt«, bemerkte ich, als Michael und ich schließlich nach Hause gingen. Er zuckte mit den Schultern. »Na und? Dann machen wir es eben morgen.«

»Was denn überhaupt? «

»Egal, irgendwas. Aber lass Hilke besser zu Hause.«

»Warum das denn auf einmal? Und wie soll ich ihr das bitte erklären? Ihr und

meinen Eltern?«

»Ach, dann mach doch was du willst! «, rief er und stapfte davon.

»Hey! Was soll das denn jetzt? «, rief ich entgeistert hinterher, doch Michael antwortete nicht mehr. Lustlos trat ich die Steinchen auf dem Weg in die trüben Pfützen. Vom Tag war nicht viel übrig geblieben, doch um nach Hause zu gehen erschien es mir noch zu früh. Das Herbstlaub blitzte golden, wenn die Sonne sich zwischen die schnell ziehenden Wolkenfetzen schob. Mehr aus einer Laune heraus denn aus einer klaren Absicht folgte ich dem schmalen Pfad durchs Unterholz zu der alten Mauer. Das Nebelhaus mit seinen ewig verhängten Fenstern schimmerte dunkel glänzend zwischen den Bäumen hindurch. Eine Weile saß ich auf den Mauerresten, zerpflückte die Blüten, die aus den Ritzen sprossen und hing Gedanken nach, die so schnell verflogen, wie sie kamen. Ich überlegte bereits, doch nach Hause zu gehen, da plötzlich:

»Du bist Clara, oder?«

Ich sprang auf. Hinter mir stand ein Junge, lässig an die Mauer gelehnt, als wäre er eben aus dem Boden gewachsen. Ich nickte und musterte ihn argwöhnisch. Mehr noch als der dunkle Halbmantel, den er trug und auch mehr als das mittellange Blondhaar, das ihm ungekämmt in die Augen fiel, sagte mir der Ausdruck auf seinem Gesicht:

»Du bist einer von dort, oder?«, fragte ich und deutete mit dem Blick auf das Nebelhaus.

Seine stahlblauen Augen blitzten frech und übermütig. Statt einer Antwort grinste er nur. »Du hast den Topf wieder heruntergenommen, stimmt?«, fragte er.

»Woher willst du das wissen?«, fragte ich schroff, doch ich merkte, wie ich schon wieder rot wurde.

»Meister Vhento hat gesagt, dass du es tun würdest«, antwortete er wie beiläufig.

»Ach ja?«

Ich gab mir Mühe, möglichst ungerührt und abweisend zu wirken, doch mir wurde zunehmend unbehaglicher. Meister Vhento...Das Bild des seltsamen

Mannes fiel mir wieder in aller Schärfe ein, ebenso seine ominöse Einladung zum Tee...

»Und wie kommt er auf so was?«

»Wüsstest du wohl gerne?«, sagte er grinsend.

»Meinst du?«, erwiderte ich kühl. Mir gefiel nicht, dass er sich offensichtlich überlegen fühlte und das auch noch so zur Schau trug.

Das schien ihm nicht zu entgehen, denn herausfordernd fragte er: »Stimmt etwas nicht?«

»Allerdings!«, rief ich ärgerlich. »Du bist aus dem Nebelhaus! Das reicht ja wohl!«

Ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, drehte ich mich um und lief zurück. Ich zwang mich, nicht gar zu schnell zu laufen; es sollte nicht nach Flucht aussehen. Doch noch bevor ich aus dem Wald heraus war, begann ich mich zu fragen, was da eigentlich mit mir durchgegangen war. Hatte mich bloß seine Überheblichkeit so aus dem Konzept gebracht, oder war für mich die Tatsache, dass er im Nebelhaus wohnte, wirklich schon Ursache genug? Eines stand jedenfalls fest, ich wollte den Schauplatz dieser Begegnung schnellstmöglich verlassen. Ein paar Wochen später, an einem für die Jahreszeit ungewöhnlich schönen Tag stromerte ich auf der Suche nach Ina und Lisa durch den Wald. Ich kam an unserem alten Baumhaus vorbei und beschloss kurzerhand nachzusehen, was davon noch übrig war. Ich war jedoch noch nicht einmal zur Hälfte hinaufgeklettert, da ertönte über mir ein lauter Pfiff. Ich sah auf. Ein paar Äste weiter oben saß der Junge mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt und winkte mir zu.

»Was machst du da?«, rief ich, ärgerlich darüber, dass ich ihn nicht vorher bemerkt hatte und jetzt von ihm überrascht wurde.

»Ich sehe dir beim Klettern zu und frage mich, was du mir diesmal an den Kopf werfen möchtest! Im übertragenen Sinne natürlich.«

»Wie kommst du darauf, ich könnte dir etwas an den Kopf werfen wollen?!«, gab ich zurück. Ich erkannte zwar, dass dies eine passende Gelegenheit für die Ent-

schuldigung wäre, die ich mir vage vorgenommen hatte. Doch mein Eigensinn widerstrebte dem zutiefst.

»Na ja«, antwortete er grinsend. »Ich dachte, weil ich als Bewohner vom Nebelhaus der letzte Dreck bin und nichts anderes verdiene!«

»Das nicht«, antwortete ich ebenso ironisch wie er und zog mich auf den nächsten Ast hoch. »Aber das hier ist unser Baumhaus!«

»Tja Miss Baumhütte, wenn das so ist, werdet ihr diesen Bretterhaufen wohl mit mir teilen müssen!«

»Danke, verzichte!«, rief ich und sprang aus dem Baum auf den weichen Waldboden, um meine Suche nach den Zwillingen fortzusetzen. Doch schon die Fetzen unserer Gespräche, die mir in den Sinn kamen, förderten ganz unwillkürlich ein Grinsen auf meinem Gesicht zu Tage.

Von nun an verging kaum eine Woche, in der wir uns nicht über den Weg liefen, und immer häufiger ertappte ich mich dabei, wie ich nach ihm Ausschau hielt. Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine Art spielerische Gewohnheit, uns zu necken. Wann immer wir uns begegneten, entstanden diese Wortwechsel voller kleiner Sticheleien, die mich zwar ärgerten, auf der anderen Seite meine Laune aber immer zu heben vermochten. Der ganze Winter verging so und wurde auf diese Weise ein wenig farbiger; doch wurmte es mich zunehmend, dass ich noch immer seinen Namen nicht kannte.

Der Frühling kam. Die ersten bunten Flecken zeigten sich hier und da im verschwommenen Grau-Braun, das in der düsteren Zeit dominiert hatte. Das Eis taute aus der harten Erde, das Geräusch der plätschernden Bäche kehrte zurück und auf der zerfressenen Blätterschicht vom letzten Herbst breitete sich ein grüner blühender Teppich aus.

An einem solchen Frühjahrstag hatten die Zwillinge, Lukas, Michael, Philipp und ich uns, wie so oft, an der alten Mauer verabredet. Aus irgendeinem Grund war ich aber schon viel zu früh dort. Bereits von weitem war ich sicher, dass jemand rittlings auf der Mauer saß – und es war niemand von denen, die ich erwartete.

Erst dachte ich, er winke mir zu, doch als ich näher kam, erkannte ich, dass er mit drei Kastanienschalen jonglierte.

»Tut das nicht weh?«, fragte ich fasziniert.

»Solange ich keinen Fehler mache«, grinste er. Er fing seine stacheligen Bälle geschickt auf und sah mich erwartungsvoll an.

»Bist du so was wie ein Artist?«

»So was in der Art, ja, könnte man sagen«, lachte er, aber es war ausnahmsweise nichts Spöttelndes darin.

»Was ist?«, fragte ich nervös, als er mich weiterhin aufmerksam beobachtete.

»Nichts«, sagte er und schüttelte seine strubbeligen Haare. »Aber ich muss jetzt gehen.« Er stand auf und stieg über die Mauer. »Vielleicht sehen wir uns ja morgen oder so. «

»Ja, vielleicht.« Dann fiel mir etwas ein. »Hey, warte einen Moment!« Er sah sich überrascht um.

»Wie heißt du überhaupt?«

»Erek!«, rief er fröhlich. »Erek Jenks!«

Es war bereits früher Abend, als ich Tags darauf endlich Gelegenheit hatte, allein zur Mauer zu gehen. Ich bezweifelte stark, dass der Zufall wollte, dass Erek gerade jetzt ebenfalls da sein sollte. Und siehe da, das von Moostepichen bedeckte Gemäuer lag verlassen in der untergehenden Sonne. Ich musste mir eingestehen, dass es mich schon etwas enttäuschte. Einen Moment spielte ich sogar mit dem Gedanken, über die Mauer zu klettern und mich dem Nebelhaus zu nähern. Warum das Abenteuer nicht herausfordern?

Doch die Entscheidung wurde mir abgenommen, als Erek unvermutet zwischen den Bäumen auftauchte.

»Wartest du schon lange?«, fragte er im Näherkommen.

Einen Moment war ich versucht zu sagen: »Wie kommst du darauf, dass ich auf etwas warte?«, aber ich schüttelte nur den Kopf und sah ihn mir genau an. Sein

Haar war wie immer verstrubbelt und hing ihm über die Stirn, sein Ausdruck war übermütig wie ich es gewohnt war, nur der dunkle Halbmantel, den er sonst immer übergeworfen hatte, fehlte heute, stattdessen trug er ein leichtes weißes Hemd mit offenem Kragen und aufgerollten Ärmeln. Eigentlich war gar nichts Ungewöhnliches an ihm...

»Würdest du gern eine Vorstellung sehen?«, fragte er nach einer Weile Stille.

»Vorstellung?«, fragte ich verständnislos.

Erek grinste. »Pass auf.« Er sprang mit einem Satz auf die Mauer, verbeugte sich und hob mit ausladender Gestik an: »Hochverehrtes Publikum! Bitte nehmen Sie Platz, auch wenn es Sie gleich wieder von den Sitzen reißen wird! Ich präsentiere Ihnen die Weltneuheit einer alten Kunst!«

Er griff in seine Tasche und zog ein rotes Tüchlein heraus. Dann ballte er die eine Hand zur Faust und stopfte das Tuch hinein. Verschlungene Bewegungen und ein paar gemurmelte Worte ließen mich wie gebannt seinem Tun folgen. Er zog das Tuch an einem Zipfel hervor, doch daran geknotet war ein grünes Tuch, daran wieder ein weißes und immer so fort, bis er ein langes Band bunter Tücher hervorgezogen hatte. Damit nicht genug, begann er das Band ein wenig aufzuwickeln und wieder in die geballte Faust zu stopfen. Ich war ganz sicher, alles zwischen Daumen und Zeigefinger verschwinden zu sehen, nichtsdestoweniger waren, als er beide Hände öffnete, bis auf das rote alle Tücher spurlos verschwunden.

»Bravo!«, rief ich und applaudierte. Augenzwinkernd beugte er sich zu mir hinunter und zunächst glaubte ich er wolle mir die Hand reichen. Doch dann drehte er sie und hielt mir eine eben knospende Rose hin.

»Danke«, sagte ich verblüfft und nahm sie. »Aber, das sind Tricks, oder? Ich meine, das ist nicht wirklich...«

»Zauberei?« Er lachte schallend und sprang zu mir herunter. »Wie kommst du darauf?«

»Na ja«, sagte ich kleinlaut. »Alle sagen ihr wärt Zauberer und...«

»Und was?«

Ich blickte zu Boden und sagte leise: »Satansanbeter.«

Er verzog verächtlich die Mundwinkel. »Glaubst du immer, was alle sagen?«

»Nein! Es ist nur...also seid ihr nicht?«

Er lachte wieder. »Wegen der Statuen, hmm? Ich weiß zwar nicht, wo das Problem liegt, aber angebetet habe ich sie noch nicht.«

»Gut«, sagte ich.

»Warum? Weil wir sonst keine Freunde sein könnten?«

Ich grinste. »Ja, wahrscheinlich.«

Dann merkte ich, dass ich zu frösteln begann. Die langen Schatten verblassten bereits und der blassrosa Horizont verlor rasch an Farbe.

»Ich glaube, ich sollte jetzt gehen«, sagte ich.

»Treffen wir uns morgen wieder hier?«

Ich dachte kurz an Michael und meine anderen Freunde, dann nickte ich. Sie würden mich schon nicht zu sehr vermissen.

»Dann bis morgen«, rief er und kletterte über die Mauer. Ich sah ihm kurz nach, dann machte ich mich auch auf den Heimweg.

»Von wem hast du die Rose?«, rief Hilke, kaum dass ich zur Tür herein war.

»Von niemandem«, sagte ich und wurde rot.

»Clara hat einen Freund!«, posaunte Hilke fröhlich heraus.

Mein Vater sah hinter seiner Abendzeitung auf. Sein Gesichtsausdruck verhieß nichts Gutes.

»Kommst du auch noch mal nach Hause?!«

Erschrocken warf ich einen Blick zur Uhr. Ich hätte nie gedacht, dass es schon so spät geworden war.

»Den ganzen Tag sieht und hört man nichts von dir! Es ist schon dunkel und du treibst dich draußen herum, während ein Mörder auf freiem Fuß ist?!«

»Was?«, fragte ich verwirrt.

»Ein Mädchen aus der Stadt ist tot. Sie haben sie in einem Feld gefunden, vier Meilen von hier!«

»Woher weißt du das?«, fragte ich zaghaft.

»Es steht in der Zeitung!«, schnauzte mein Vater und knüllte den Artikel zusammen. »Morgen kommst du nach der Schule sofort nach Hause! Und halte dich von diesem Nebelhaus fern!«

»Warum?«, fragte ich unwillkürlich, doch bereute es gleich darauf.

»WEIL ICH ES SAGE!«

Ich versuchte eine einsichtige Miene aufzusetzen und ging mit Hilke nach oben. Noch auf der Treppe hörte ich meinen Vater zu meiner Mutter sagen:

»Diesem Pack muss man heimleuchten. Wenn denen die Tat nachgewiesen wird, dann steht dieses Haus keinen Tag mehr. Ich schwöre dir, dieses Tor reiße ich mit meinen eigenen Händen ein!«

In unserem Zimmer stellte ich die Rose in ein Glas auf der Fensterbank, so dass ich sie von meinem Bett aus im Blick hatte. Ich hasste es, von meinem Vater so zurechtgewiesen zu werden, wenn ich in meinen Augen nichts Verwerfliches getan hatte. Ich sagte mir zwar, dass er sich eben Sorgen machte, doch davon wurde es nicht viel besser. Was mir aber fast noch mehr zu denken gab, war, dass meine Eltern ohne Zweifel das Nebelhaus und seine Bewohner für schuldig befanden. Ich wusste intuitiv, dass Ereկ niemals etwas so Schreckliches tun könnte, aber war es möglich, dass er mit einem Mörder unter einem Dach lebte? Ich wollte das nicht glauben, schon um seiner selbst willen. In all den Jahren, in denen das Nebelhaus Zielscheibe für jede Anschuldigung gewesen war, hatte ich mich noch nie so involviert gefühlt. Es waren Gruselgeschichten, die uns Kinder halb erschreckten, halb erfreuten. Aber es hatte immer etwas von einem Spiel gehabt. Ich ahnte plötzlich, dass es vielleicht nicht so einfach war, wie es immer ausgesehen hatte.

Der nächste Tag zog sich schrecklich in die Länge. Die Neuigkeit, dass ein Mäd-

chen aus der Stadt ermordet worden war, verbreitete sich schnell und die Erklärung war überall dieselbe. Das Schlimmste daran war, dass ich befürchten musste, sie könnten damit Recht haben.

»Wir dürfen überhaupt nicht mehr alleine raus«, sagte Ina, als wir nach der Schule aus der Klasse kamen. »Na und? Du und Lisa, ihr seid doch immer zu zweit«, erwiderte Lukas. »Ich soll nicht mehr in den Wald und muss zu Hause sein, wenn es dunkel wird.« Missmutig schwenkte er seine Tasche am Trageriemen hin und her, so dass die Bücher darin gegeneinander klatschten.

»Was ist mit dir?«, fragte Michael.

»Hausarrest«, murmelte ich.

»Wieso?«

»Sie hat einen Freund!«, rief Hilke bevor ich antworten konnte.

»Blödsinn«, nuschelte ich, obwohl ich wusste, dass es hoffnungslos war.

»Sie hat eine Rose von ihm bekommen«, plapperte Hilke fröhlich weiter.

»Von wem? Sag schon!«, rief Lisa.

»Das geht euch gar nichts an! Komm wir müssen nach Hause!« Ich packte Hilke am Arm und zog sie wüst hinter mir her.

»Ich hab aber keinen Hausarrest!«, protestierte sie.

»Ach, meinst du, du darfst allein draußen rumlaufen?!« Ich beschleunigte meine Schritte und nahm zwei Stufen auf einmal, ohne Rücksicht darauf, ob Hilke mitkam.

Zu Hause beeilte ich mich mit meinen Hausaufgaben, machte den Abwasch, wischte die Böden und räumte sogar unser Zimmer auf – kurz, ich tat alles, was mir einfiel, um meine Mutter gnädig zu stimmen.

Ich fand sie in unserem kleinen Gemüsegarten, in dem sie gerade Kartoffeln erntete. Ich überlegte, wie ich es am besten anstellen konnte, die Wahrheit dezent zu umgehen, ohne direkt zu lügen.

»Mama? Ich hatte versprochen, nachher zu kommen, kann ich wenigstens kurz

hin und Bescheid sagen, sonst warten alle auf mich.«

»Und das konntest du nicht vorhin in der Schule klären?«

Mist. Meine Hoffnung sank. »Nein.«

Meine Mutter seufzte und wischte ihre Hände an der Jacke ab. »Wo trifft ihr euch denn?«

»Na dahinten so - « ich machte eine unbestimmte Geste.

»Wo dahinten?«

»Ist doch egal, nicht weit jedenfalls.«

»Wenn, dann will ich ganz genau wissen, wo du bist! Ich bringe dich dann hin und hole dich ab!«

»Ja, schon gut, ich hab verstanden! Dann eben nicht.«

Ich rauschte auf mein Zimmer und sah mich in der neugewonnenen Ordnung um. Jetzt hatte ich größte Lust, es wieder zu verwüsten. Mein Blick blieb an der Rose hängen, die mit unsichtbarer Grazie ihre Blütenblätter entfaltetete. Ob Erekwohl auf mich wartete? Was machte der Junge hier im Nebelhaus? Und warum kam er nie zur Schule? Meister Vhento, hatte er gesagt. Aber was lernte er bei ihm? Ich wäre dankbar gewesen, wenn ich auf eine meiner Fragen eine Antwort gehabt hätte.

Zum Glück hatte sich die Lage Tags drauf wieder entspannt. Nach dem Mittagessen durfte ich gehen. Zwar mahnte meine Mutter mich daran, nicht in den Wald zu gehen – aber natürlich tat ich es trotzdem. Auf der Straße kamen mir Ina und Lisa entgegen.

»Wir treffen uns mit den anderen. Kommst du mit?«

»Tut mir Leid, geht nicht.«

»Immer noch Hausarrest?«, fragte Ina erstaunt.

»Bis dann«, sagte ich nur. Ich war nicht sicher, warum ich meine Freunde belog und ihnen Erek nicht vorstellte. Aber bevor ich nicht mehr wusste, wollte ich kein Risiko eingehen.

»Tut mir Leid wegen gestern, meine Eltern, na ja du weißt schon.«

»Tz«, tadelte Erek. »Was hast du angestellt?«

»Gar nichts. Jemand wurde ermordet.«

»Und daran bin ich schuld?«, fragte er in gespielm Erstaunen.

»Blödsinn. Aber zu spät zu Hause, sie machen sich Sorgen...«

»Na dann«, lachte er.

»Warum kommst du eigentlich nie zur Schule?«

»Ich lerne bei Meister Vhento«, sagte er vergnügt.

»Zauberei?«

Er lachte wieder. Ich mochte dieses Lachen. Es war ehrlich und warm und gab einem das Vertrauen, dass es – wider besseres Wissen – allem trotzen würde.

»Latein, Philosophie, Literatur...solche Sachen. Und Zauberei natürlich.« Er zwinkerte.

»Sag mal«, begann ich, doch plötzlich hörten wir Stimmen ganz in der Nähe. Augenblicke später kamen Ina, Lisa, Philipp, Lukas und allen voran Michael den Weg entlang. Michael stutzte, als er uns sah, dann verschränkte er die Arme und kam in großspuriger Haltung näher.

»Sieh an, der Rosenkavalier! Für das Satansbalg lässt du uns sitzen?!«, fuhr er

mich an.

»Was ist dein Problem damit?«, fragte ich so ruhig wie möglich, doch am liebsten hätte ich zurückgefaucht, was er sich herausnähme; und es wurde schlimmer:

»Du bist eine – Verräterin. Eine hinterhältige Überläuferin...«

»Hast du was zu sagen?!«, warnte Erek und stellte sich zwischen uns.

»Allerdings, du...«

»Komm Erek, lass es«, versuchte ich ihn zu beschwichtigen. »Er ist so dumm. Ist doch egal.«

»Mir aber nicht!«, sagte Erek trotzig.

»Schön, mir nämlich auch nicht!« Michael ballte die Hände zu Fäusten. »Was willst du tun? Deine Dämonen beschwören?«

»Vielleicht mach ich das«, antwortete Erek drohend.

»Ich zittere schon vor Angst«, sagte Michael höhnisch, doch ich sah ihm an, dass er sich seiner Sache nicht ganz sicher war.

Wir anderen bildeten einen Halbkreis um die beiden Streitenden und vergaßen dabei fast, was der Anlass gewesen war.

»Warum gehst du nicht nach Hause?«, stichelte Erek. »Bevor deine Eifersuchts-handlung zu peinlich für dich wird.«

»Du!!«

Michael stürmte auf Erek los. Dieser wich seinem Schlag geschickt aus und sprang zur Seite. Lukas und Philipp setzten an, ihren Freund anzufeuern. Ina, Lisa und ich brüllten durcheinander, wobei ich abwechselnd Erek und Michael anschrie, mit dem Blödsinn aufzuhören.

Michael nahm wieder Anlauf, aber mit einem Satz sprang Erek auf die Mauer und war aus dessen unmittelbarer Reichweite.

»Komm runter, wenn du dich traust!«

»Komm und hol mich, Schnittlauchlocke!«

»Feigling!«

Michael setzte zum Sprung an, doch jetzt ließ Erek sein ganzes Artistengeschick

glänzen: Mit einem Rückwärtssalto gab er seinen Posten auf und riss Michael im Flug um. Im nächsten Augenblick wälzten sich beide auf der Erde.

»Mach ihn fertig, Michi!!«

»Ihr seid einer so blöd wie der andere!«, brüllte ich, aber niemanden beeindruckte das.

Ich weiß nicht, wie das Ganze ausgegangen wäre, aber unvermutet fand der Kampf ein jähes Ende.

»Michael Schmidt! Auseinander ihr Raufbolde! Sofort!«

Michaels Mutter – schon immer eine stattliche Erscheinung – marschierte, das Gesicht zornrot, durch den Wald auf unsere kleine Gruppe zu, einen Teppichklopfer über dem Kopf schwingend.

»Aufstehen, ihr Prügelknaben!«

Michael und EreK gehorchten, doch unter feindseligen Blicken. Michaels Schläfe schwoll in schmutzigem Orangerot an, EreK blutete an der Lippe, beide waren schlammverklebt und voller Schrammen.

»Wie ihr beide ausseht!! Ich hatte dir verboten herzukommen! Und eure Eltern haben es auch verboten!«, fuhr sie uns plötzlich an, während sie ihren Sohn so gut als möglich abklopfte und das ein oder andere Mal versucht war den Teppichklopfer dafür einzusetzen.

»Nicht eine Minute kann man euch alleine lassen. Ab nach Hause jetzt! Alle! Und du - « Sie wandte sich giftig zu EreK. »Du verschwindest dahin, wo du hergekommen bist!«

EreK erwiderte ihren Blick ungerührt. »Wollen Sie mir befehlen, Mam?«

Ich war einen Moment wie vom Donner gerührt. Auch die anderen machten große Augen. Sekunden herrschte absolute Stille. Dann:

»Unverschämter Bengel! Was erlaubst du dir?! Dich und dein ganzes Pack sollte man ausräuchern! Wen wundert da noch irgendwas!«

Ihre strenge Frisur begann auseinander zu fallen. Mit Mühe mäßigte sie sich wieder. »Los jetzt. Bewegt euch.«

Wie eine Herde Schafe trotteten wir vor Frau Schmidt den Waldweg entlang. Ich sah noch einmal zurück, aber sie verspernte die Sicht auf Ere. Niemand sprach. Ereks Verhalten wollte mir nicht aus dem Kopf gehen. Der Mut, mit dem er sich gegen Michaels Mutter aufgelehnt und Respekt gefordert hatte, imponierte mir. Ich zweifelte keine Sekunde daran, dass es so richtig gewesen war, erst recht, wenn ich daran dachte, wie die Leute über das Nebelhaus dachten und sprachen. Ich war unendlich froh, dass es an diesem Abend keine Gelegenheit gab, bei der meine Eltern die ausführliche Version der Geschichte erfahren konnten. Tatsächlich kam dieser Moment sehr viel später, als ich befürchtete.

Am nächsten Tag in der Schule fehlte Michael. Mir war das nur Recht. Ich hoffte, dass durch seine Prügelei der eigentliche Anlass ein wenig in Vergessenheit geriete. Doch was das anging, wurde ich enttäuscht. Ina und Lisa steckten bereits den ganzen Tag ihre identischen Köpfe zusammen und sahen immer wieder, die Augenbrauen bedeutungsvoll hochgezogen, zu mir herüber.

»Ihr zwei Gänse«, dachte ich wütend. »Fehlt nur der Schnabel, das Geräusch ist schon ganz ähnlich.«

»Wie geht's Michael?«, fragte ich Lukas möglichst unbeschwert.

»Er wird's überleben«, sagte er stirnrunzelnd. »Aber er lässt dir was ausrichten.«

»Aha?«

»Er sagt, Teufelsanbeter und solches Pack haben bei uns nichts verloren – und Leute, die sich mit ihnen abgeben, auch nicht.« Er sah mich herausfordernd an.

»Jungs, was soll das?«, fragte ich leise. Philipp gluckste. »Tja, wir sehen das auch so, stimmts Phil?« Dieser zuckte lasch die Schultern.

»Schön, macht doch was ihr wollt!«

Ich wollte sie glauben lassen, dass es mich nicht interessierte, doch mein »Feiglinge!« klang wohl schon ziemlich weinerlich.

Noch vor allen anderen verließ ich heute die Schule. Ich flüchtete in den schmalen Durchgang zwischen einer mannshohen Buchenhecke und dem Hinterausgang der Bäckerei. In der Sicherheit des Unbeobachtetseins schluchzte ich ein

paar Mal und wischte jeden Versuch einer Träne sofort weg. Ich wollte nicht völlig verweint nach Hause kommen, doch je mehr ich es zu unterdrücken versuchte, desto schwerer wurde es.

»Hey – alles in Ordnung?«

Erschrocken sah ich auf. »Ach du bist«, sagte ich überrascht. Ere kam vorsichtig ein paar Schritte näher.

»Tut mir Leid, dass ich dich darein verwickelt habe.«

»Quatsch!«, wehrte ich ab und schnäuzte mir die Nase. »Wenn, dann war ich das schon selbst.«

Er zuckte die Schultern. »Ich habe mich gestritten mit Meister Vhento. Wegen dir.«

»Wieso?«

»Weil ich dich in Schwierigkeiten bringe. Er meint, es wäre vielleicht besser für dich, wenn wir uns nicht treffen würden.«

»Das ist ja wohl immer noch meine Entscheidung«, sagte ich schniefend. »Es sei denn, du willst nicht...« Ich biss mir auf die Lippe um nicht wieder loszuweinen.

»Dann hättest du das Problem ja wohl nicht.« Er lachte vergnügt und es klang so aufmunternd, dass ich mitlachen musste. Es tat gut, die Sturheit der anderen zu belachen.

»Soll ich dich nach Hause bringen?«

»Ich glaube, es wäre nicht so geschickt, wenn meine Eltern uns zusammen sähen. Es kommt schon noch früh genug heraus.«

»Meinst du nicht, du kannst es ihnen irgendwie erklären?«

»Vielleicht...« Ich starrte blicklos in die verworrenen Äste der Buchenhecke. Meine Mutter wäre entsetzt, mein Vater würde toben...

»Das wird sich schon alles ergeben«, sagte er zuversichtlich.

Ich nickte langsam. »Dann sehen wir uns morgen, oder so?«

Er zwinkerte. »Lass dich nicht unterkriegen!«

»Danke...«

Er winkte zum Abschied fröhlich und verschwand um eine Hausecke.

Es schien, als hätte ich fünf Freunde für einen verloren.

Abend für Abend schärften uns unsere Eltern ein, nicht in die Nähe des verrufenen Hauses zu gehen, doch das musste ich gar nicht: Jeden Tag wartete Erek vor der Schule und holte mich ab. Noch bevor die anderen das Klassenzimmer verließen, bog ich schon draußen um die Ecke, die vom Schulgebäude aus nicht einsehbar war, und begrüßte einen strahlenden Erek. Es wunderte mich, dass Michael offenbar nichts von dieser sich entwickelnden Freundschaft erzählte, doch unsere Eltern wähten uns nach wie vor befreundet. Ob es ein letztes Respektzollen an eine lange Freundschaft war oder andere Gründe hatte, konnte ich nicht sagen; so oder so jedoch hielt sich meine Dankbarkeit in Grenzen, wenn Ina und Lisa mit giftigen Blicken an mir vorbeimarschierten oder Lukas, Michael und Philipp zusammen lachten und immer wieder in lächerlicher Auffälligkeit zu mir herübersahen.

In den ersten Tagen war ich oft den Tränen nah. In den Pausen stand ich allein, grübelnd und ständig in dem Gefühl, misstrauisch beobachtet zu werden. Doch nachdem ich mich ein paar Mal mit Erek getroffen hatte, entwickelte ich eine Art Trotzhaltung. Ich wusste, dass Erek zu mir hielt und sah milde lächelnd über die hinweg, die sich so beschränkt zeigten, sich für besser zu halten, aber nicht mal einen Blick riskierten auf die neue Seite, die ich für mein Leben aufgeschlagen hatte. Eine Zeitlang funktionierte das ganz gut. Dann rückte der 9. Mai immer näher und mit ihm Fragen meiner Mutter, wie ich meinen Geburtstag denn zu verbringen gedächte. Ich vertröstete sie immer, bis:

»Jetzt möchte ich aber wirklich wissen, wen du denn von deinen Freunden einladen willst.«

Ich zuckte die Schultern. »Eigentlich niemanden. Für solche Kindergeburtstage bin ich ja wohl nun wirklich zu groß.«

»Was hat denn das mit Kindergeburtstag zu tun? Wäre es denn nicht schöner, ein

bisschen mit deinen Freunden zu feiern?«

»Nein, wäre es nicht!«, rief ich aufgebracht.

»Liebes, alles in Ordnung?«, fragte meine Mutter besorgt. »Habt ihr euch gestritten?«

»Nein, haben wir nicht! Ich will nur ganz normal mit der Familie feiern!«

Meine Mutter seufzte. »Wie du meinst.«

Es tat mir plötzlich Leid für sie, besonders, da ich sie so angefahren hatte. Dabei gab sie sich bloß Mühe, es mir schön zu machen.

»Schon gut, Mama. Danke, aber wirklich nicht.«

»Aber Oma und Opa kommen extra aus der Stadt, ich habe sie schon angerufen.«

»Jaa- klar, das ist ja auch was anderes. Ich bin dann noch ein bisschen draußen.«

Das war der Standardsatz in letzter Zeit und bedeutete, dass ich eiligst zur alten Mauer lief, um Erek zu treffen. Heute kam er mir schon von weitem entgegen.

»Ich möchte dir was zeigen«, sagte er bedeutungsvoll. »Bist du der alten Mauer mal bis zu Ende gefolgt?«

»Nur das kleine Stück durch den Wald«, erwiderte ich. »Wo das Moor anfängt, geht es ja nicht weiter.«

Erek grinste. »Meinst du?«

Schweigend folgte ich ihm den Pfad an der Mauer entlang. Irgendwann bemerkte ich beiläufig: »Ich hab in einer Woche Geburtstag.«

»Soll ich dir was schenken?«

»Wenn du willst«, lachte ich. »Aber deshalb hab ichs nicht gesagt.«

»Sondern?«

»Meine Mutter will die ganze Zeit wissen, mit wem ich feiern will.«

»Ach so... Was hast du ihr gesagt?«

»Dass ich gar nicht feiern will...«

»Verstehe. Tut mir Leid für dich.«

»Schon gut«, sagte ich. »Ich würde ja dich einladen, aber na ja, du weißt ja.«

»Schon klar. Vergiss es einfach«, sagte er munter.

Wir erreichten das Ende des kleinen Waldes. Vor uns breitete sich das raue Heide-
land aus. Grünscharzes stinkendes Gestrüpp krallte sich in die grasigen
Hänge; in den sumpfigen Senken hingen selbst am späten Nachmittag noch Ne-
belgeschwader. Halb versunkene Waldstücke weiß verdorrter Bäume ragten wie
zackige Spieße aus dem Morast. Das Gelände war weitgehend weglos und schon
des Öfteren war ein vorwitziger Reisender aus dem großen Moorgebiet unserer
Hochebene nicht zurückgekehrt.

»Bist du wirklich noch nie bei der alten Ruine gewesen?«, fragte Erek.

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann komm.«

Vorsichtig folgte ich Erek, der umsichtig, aber dennoch behände und zielstrebig
seine Tritte setzte und einen sicheren Pfad fand.

Kaum zehn Minuten waren wir unterwegs, als wir über eine Hügelkuppe stiegen
und dahinter an das Ufer eines dunklen Moorsee stießen. Auf der anderen Seite
glänzte das Gemäuer einer halb verfallenen Ruine in der tiefstehenden Sonne.

Erek platschte ins flache Wasser und zog ein schmales Ruderboot aus dem Schilf.

»Bitte, nach dir«, sagte er.

Behutsam stieg ich hinein und setzte mich auf den hinteren Steg. »Du, Erek – es
hat ein Leck«, stellte ich etwas erstaunt fest.

»Ja, weiß ich«, sagte Erek, schob es an und sprang hinein. In gleichmäßigen, kräf-
tigen Schlägen steuerte er es zielstrebig auf das alte Anwesen zu.

Wir landeten an einem eingebrochenen, halbvermoderten Bootsteg. Erek vertäu-
te das Boot an einem der verbliebenen Pfähle und wir gingen an Land.

Die dem See zugewandte Fassade war beinahe noch vollständig erhalten. Präch-
tige Spitzbogenfenster, die vom Boden bis hinauf in den einstmaligen ersten Stock
reichten, blickten uns entgegen. Das Glas war freilich herausgebrochen, doch da-
für waren sie über und über mit Goldregen berankt, dessen üppige Blütendolden
wie Vorhänge über dem hellen Stein hingen. Dahinter lag eine Art Innenhof. In
dessen Mitte wuchs eine stattliche Espe, deren Wurzeln an vielen Stellen die be-

malten Pflastersteine gesprengt hatten. Verwitterte Statuen und Tierfresken waren die stummen Zeitzeugen der Ruine. Rund um den Hof standen die Überreste der Mauern, meist an Türen und Fenstern ausgebrochen; auf den treppenartigen Absätzen blühten Löwenzahn und Kapuzinerkresse.

»Es ist herrlich hier«, sagte ich bewundernd. »Warum ist es zerfallen?«

Erek zuckte die Schultern. »Keine Ahnung.«

Über herabgestürzte Trümmer erklomm ich eine breite Nische in der höchsten Wand. Von dort aus konnte ich nicht nur den See überblicken sondern auch die übermütig wilden Gärten, die sich hinter den Gebäuden erstreckten und es langsam aber sicher zurück eroberten.

Erek folgte mir kurz darauf.

»Und es macht dir nichts mehr aus, was die Leute sagen?«, fragte er nach einer Weile und sah mich besorgt an.

»Dann sollen sie eben reden«, sagte ich abwinkend. »Euch hat das doch auch nie gestört, oder?«

»Nein«, sagte Erek. »Aber wir sind auch nicht auf sie angewiesen.«

»Und wenn schon«, sagte ich. »Hört ihr das?!«, brüllte ich aus voller Kehle. »Es ist mir Scheiß- e-gal!«

»Überzeugt«, lachte Erek.

Aber so entschlossen ich auch daherredete, war es gerade an meinem Geburtstag, dass ich die erste große Hürde nehmen musste.

Der Tag begann so fröhlich damit, dass Hilke mir ein Geschenk unter das Kopfkissen schob. Von der Bewegung wachte ich auf und tastete nach dem harten Ding irgendwo unter meinem linken Ohr. Es war eine schmale schwarze Schachtel. Auf der dunklen samtigen Auskleidung blitzte ein zierlicher Anhänger an einem silbernen Kettchen.

»Danke«, rief ich.

Hilke ließ sich auf die Bettkante fallen. Gefällt sie dir?«

»Und wie!«

»Halt still, ich zieh sie dir an.«

Sie fingerte mit dem Verschluss in meinem Nacken und als sie fertig war, fuhr sie weiter durch mein Haar. »Ich wollte nur sagen«, begann sie zögerlich, »Wenn ich mich in letzter Zeit ein bisschen, na ja, blöd verhalten habe, dann tut es mir Leid. Was ich sagen will - ich finde es nicht schlimm, dass du dich mit dem Jungen triffst. Und ich sag es auch nicht weiter.«

Ich nickte. »Danke.«

Dieses Zugeständnis war mir tausendmal mehr wert als alles, was sie mir hätte schenken können. Dennoch nahm ich die Kette, als Unterpfand dafür, dass wir Schwestern waren, die zusammenhielten.

Ein wenig später erfüllte ein unbeschreiblich guter Duft die Küche: Mutter buk ihren einzigartigen Schokoladenkuchen.

Ein paar graue Schlieren, wie an einem schlecht geputzten Fenster, hingen am sonst klaren Himmel. In der Schule kamen Ina und Lisa zu meinem Platz und brachten ein knappes »Herzlichen Glückwunsch« heraus. Es klang zwar nicht gerade herzlich, aber ich dachte mir, es sei immerhin ein Anfang. Von Michael und den anderen wurde ich ignoriert und ich tat es ihnen gleich, doch das hatte ich schon fast wieder vergessen, als Hilke und ich nach Hause kamen und vor dem Gartenzaun Opas spiegelndes Auto stand. Hilke strich bewundernd über die blankpolierten Außenspiegel. Meine Aufmerksamkeit galt der Haustür – oder besser dem Menschen, der gerade herauskam. »Opa!«

»Clara, Schatz! 15 Jahre! Ist das zu glauben! Alles gute, mein Kind! Und Hilke ist auch da. Nein gibt's das; dein Haar ist ja schon wieder schöner geworden. Wo hast du nur diese roten Locken her. Bei uns in der Familie ist doch sonst niemand rothaarig! Na kommt, meine beiden schönen Mädchen.«

Wir gingen hinein und begrüßten unsere Oma. Bald darauf befand sich die Familie am Kaffeetisch und plauderte vergnügt über Familiengeschichten, die schlechten Verhältnisse und die möglichen Aufstände im Westen und Süden oder er-

zählten Anekdoten von Leuten, die ich nicht kannte. Es war eine Familienfeier wie jede andere und alles hätte so friedlich sein können – wenn dieser elende Spaziergang nicht gewesen wäre.

Ich bin nicht sicher, wer die Idee hatte, nach dem Kuchen noch eine Runde durchs Dorf zu drehen und ich frage mich, ob es einen Unterschied gemacht hätte, wenn wir ein paar Minuten eher aufgebrochen wären – oder später, oder zuerst in die andere Richtung.

Opa entschuldigte sich – er wollte in Ruhe auf der Terrasse sein Pfeifchen rauchen. Der Rest von uns streifte Mäntel über und schritt gemessen die Dorfstraße hinunter. Hilke und ich waren ein wenig voraus, vertieft in ein Gespräch über ein Buch, das wir kürzlich gelesen hatten. Kaum eine halbe Stunde waren wir unterwegs und schon fast wieder zurück, da bemerkte ich, dass sich noch jemand zu der kleinen Gruppe gesellt hatte.

Ich erkannte Frau Schmidts Stimme, noch bevor ich mich umgedreht hatte und sie zu meinen Eltern sprechen sah. Mir ahnte nichts Gutes.

»Mit euch will ich schon seit einiger Zeit sprechen! Ich hoffe, der Zeitpunkt ist nicht unpassend.«

»Nein, bitte«, erwiderte meine Mutter neugierig.

»Ihr erinnert euch doch noch an den Vorfall mit der Prügelei, in die mein Sohn verwickelt war.«

Meine Mutter nickte langsam.

»Nun, ich konnte inzwischen einiges an Hintergründen aufdecken. Wie zum Beispiel, dass eure Clara regelmäßig mit besagtem Jungen verkehrt.«

Hilke warf mir einen unruhigen Blick zu. Ich sah in eine andere Richtung, konzentrierte mich auf das frische Laub an den jungen Kastanien, tat, als ginge mich dies alles nichts an. Doch dahinter verbarg sich nur meine Absicht, die Fassung zu wahren, mich vorzubereiten auf–

»Clara!« Mein Vater klang, als beherrschte er nur mühsam seinen Zorn. Ich drehte mich um und kam langsam näher. Frau Schmidt beobachtete mich durchdrin-

gend, als wollte sie mit ihrem Reptilienblick ein Makel entdecken. Meine Oma hatte die Hand vor den Mund geschlagen.

»Frau Schmidt hat uns gerade ein bisschen aufgeklärt. Was hast du dazu zu sagen?«

»Wozu?«, fragte ich bemüht ruhig, doch eine Spur zu offensiv.

»Das weißt du ziemlich genau! Deine Mutter und ich haben dir verboten, dahin zu gehen und trotzdem triffst du dich mit diesen – diesen Leuten. Die sind gefährlich und kein Umgang für dich!«

»Wie kannst du das beurteilen? Erek ist -«

»Das ist meine Autorität als dein Vater, die du nicht anzweifeln wirst! Muss ich dich im Übrigen an letzten Herbst erinnern? Was nach eurem kleinen Streich passiert ist?«

»Es ist doch überhaupt nichts passiert!«, warf Hilke ein.

»Du hältst dich da raus!«, wies mein Vater sie zurecht.

»Warum? Das geht mich genauso an!«

»Was nimmst du dir für einen Ton heraus! Clara; ich verbiete dir, dich mit diesen Menschen zu treffen!«

»Das kannst du nicht machen!«

»Und ob ich das kann!«

»Vielen Dank – für gar nichts!«, rief ich, schob mich an ihm vorbei und rannte die Straße hinunter. Hilke folgte mir.

Als ich um die Ecke bog, wäre ich um ein Haar mit Michael zusammengestoßen, der sich vergeblich mühte, eine Unschuldsmiene aufzusetzen.

»Mieser Feigling, du hast mir gerade noch gefehlt«, dachte ich und stürmte an ihm vorbei.

Plötzlich hörte ich hinter mir etwas klatschen, so laut, dass es von den Hauswänden widerhallte. Ich sah mich um. Hilke stand vor Michael, die roten Locken standen wie eine Feuermähne um ihren Kopf und Michael hielt sich entgeistert die Wange.

»Komm«, sagte sie zu mir.

»Ah, ihr seid schon zurück?«, fragte mein Opa aus seinem Schaukelstuhl heraus. Der süßliche Duft von Pfeifentabak umnebelte ihn, ganz so wie ich es gewohnt war. Ich konnte nicht länger an mich halten und begann zu schluchzen.

»Na, na, was ist denn los?«

»Alle sind gegen mich!«, brachte ich heraus.

»Alle? Das sind ja eine ganze Menge.«

»Na ja Mama und Papa und Michael und das ganze Dorf.«

»Und hast du eine Ahnung, woran das liegen könnte?«, fragte mein Opa in seiner unerschütterlichen Gemütsruhe.

»Wegen Erek. Wir sind Freunde, aber er ist aus dem Nebelhaus und Papa hat verboten, dass wir uns sehen und mit Michael und den anderen bin ich zerstritten...«, verzweifelt schluchzte ich in ein Sofakissen.

»Wieder dieses verfluchte Haus, hmm? Jetzt beruhige dich doch wieder. Erst einmal habe ich noch ein Geschenk für dich.« Er kramte in seiner großen Koffertasche und zog ein dickes, dunkelgrün eingebundenes Buch heraus.

»Lüg Neach und andere Geschichten aus dem Norden«, stand in goldenen Prägelettern darauf.

»Ich weiß, dass dir die Prinzen aus Märchen wie Schneewittchen und Dornröschen noch nie gefallen haben. Schon als kleines Kind hast du dich über sie beschwert.« Er schmunzelte. »Ich verspreche dir, das ist das Richtige für dich.«

»Danke«, sagte ich gerührt und umarmte meinen Opa.

»Nichts zu danken, Clärchen. Aber jetzt muss ich, glaube ich, ein kleines Gespräch mit deinem Vater führen.« Ächzend stand er auf und verließ das Zimmer.

Ich habe es wohl meinem Opa zu verdanken, dass mein Vater, lange nachdem das Auto meiner Großeltern am Horizont verschwunden war, kein Wort mehr zu dem Thema fallen ließ. Allerdings sprach er überhaupt an diesem Abend kaum

noch mit mir. Ziemlich bald ging ich nach oben und kuschelte mich mit Opas Buch ins Bett. Ich blätterte durch die schweren Seiten, verschlungene Anagramme gestalteten den Text, aber ich war zu aufgewühlt, um mich darauf einzulassen.

Hilke kam bald nach mir und setzte sich schweigend auf ihr Bett.

»Hey Kleines«, sagte ich irgendwann. »Ich wollte mal loswerden, so klein bist du gar nicht mehr. Ich meine – zwei Jahre, was sind das schon? Danke jedenfalls; für deinen Einsatz.«

»Zwei Jahre und drei Monate«, sagte Hilke nur.

»Ja, du Besserwiserin«, lachte ich.

»Du, Clara?«

»Hmm?«

»Dein EreK – bist du, denkst du, du bist in ihn verliebt?«

Ich vergrub mich ganz tief in mein Kissen. »Ich weiß es nicht«, sagte ich dumpf.

»Schon möglich...«

Ich wusste es wirklich nicht, und egal wie lange ich auch darüber grübelte, ich kam der Antwort nicht näher. Doch was es auch war, fest stand, ich wollte so viel Zeit wie möglich mit EreK verbringen. Mit ihm konnte ich reden wie mit sonst keinem und fühlte mich verstanden.

Ich hatte das Gefühl, dass meine Mutter mich nicht unglücklich sehen wollte. Zwar wurde das Verbot, zum Nebelhaus zu gehen, beinahe täglich erneuert, aber natürlich trafen wir uns nicht dort. Und Hilke deckte mich. Außerdem schien sie Michael mit ihrer Ohrfeige nachhaltig beeindruckt zu haben, jedenfalls kamen von ihm keine weiteren Auslassungen über Erek und mich.

Es wurde Sommer und wann immer es möglich war, hielten Erek und ich uns an der alten Ruine auf. Wir entdeckten die Geschichten aus Opas Buch für uns. Oh, wie er Recht gehabt hatte – ich liebte diese Geschichten über alles. Der volle Geschmack des Sommers sprach daraus; ein Märchen von Zeit und Ruhe. Die Zeit zwischen zwei Blüten, die Ruhe in einem Samenkorn im Winter und der Wandel von Gleichem zu Einzelem.

Und eine war dabei, die mich mein ganzes Leben lang begleiten sollte, und der ich auch nicht überdrüssig wurde – Die Legende von Lûg Neach.

Selbst bei uns auf der Hochebene gibt es im Sommer einige wirklich schöne Tage und der erste Tag der Ferien hätte in der Tat vollkommen sein können.

Strahlend blauer Himmel spannte sich von Horizont zu Horizont. Die wilden Rosen standen in voller Blüte und aus den goldenen Vorhängen der Ruine waren grüne geworden. Hoch oben zog ein Bussard Kreise im Sonnenbad und warme Winde rührten träge im schweren Duft von Holder und Jasmin.

Unser Boot schaukelte gemächlich auf den glitzernden Wellen, ich schloss die Augen und genoss die Wärme auf meiner Haut. So träumte ich fort und fort und fühlte mich leicht, es fehlte nicht viel und ich hätte fliegen können.

Jäh endete dieser Traum, als Erek mich in einem Anflug von Übermut mit Wasser bespritzte. Ich sprang auf, um mich postwendend für diese kleine Freveltat zu rächen. Erek versuchte sich zu verteidigen, das Boot schwankte, kippte zur Seite und mit einem großen Platscher landeten wir lachend im Wasser. Es war kühl, aber nicht unangenehm und hinderte uns in keiner Weise daran, unsere kleine

Auseinandersetzung weiter auszutragen.

Das Boot im Schlepptau, krabbelten wir triefend nass ans Ufer. EreK verschwand gleich hinter den Spitzbogeneingängen. Ich folgte ihm hindurch, doch EreK war fort. »EreK?«, rief ich verwirrt. Grinsend trat er zum zweiten Mal durch den Torbogen.

»Komm, du Zauberkünstler«, sagte ich.

»Nein, Moment, warte. Gib mir deine Hand.«

Er nahm meine linke und vollführte ein paar verschlungene Bewegungen. »Jetzt öffne deine rechte.«

Ich hob die Hand, denn schon bevor er es sagte, fühlte ich, dass etwas darin lag: Eine kleine Silbermünze blitzte mir entgegen.

»Wie - «

Er hob abwehrend den Zeigefinger, nahm die Münze und rieb sie zwischen den Handflächen. Dann klatschte er sie zusammen und hielt – unglaublicherweise – mein besticktes Taschentuch hoch.

»Wie machst du das?« Fasziniert nahm ich das Stofftuch entgegen; es war gewiss meins, doch eigentlich sollte es in einer Schublade meines Nachttisches liegen.

»Berufsgeheimnis«, antwortete er grinsend.

Wir legten uns oben auf die Mauerreste und ließen uns trocknen.

Das dünne Laub der Espe raschelte leise; eine ganze Weile saßen wir schweigend und sahen dem Lauf der Schatten zu.

Irgendwann holte EreK das Buch aus einem versteckten Fach im Steinboden und begann aus Lûg Neach vorzulesen. Die Geschichte der versunkenen Stadt konnten wir beide inzwischen fast auswendig; dennoch lasen wir sie uns immer wieder vor.

Ich lehnte mich an seinen Rücken und ließ mich von den Worten an die alten Orte im Norden fortführen.

»Bei Grimmen liegt auch heute noch ein großer See, der Schwarze See. Menschen besu-

chen ihn nur selten, denn eine alte Geschichte erzählt von einer versunkenen Stadt, die von den Wassern gestraft wurde. Grundlos, schwarz und bitter liegt er etwa eine Achtelmeile von Grimmen, rechts am Wege nach Grelenberg, und niemals verändert er sich: Der Wind mag leise wehen oder auch noch so viel stürmen, der See bleibt immer ruhig, niemand sah das Wasser sich je kräuseln. Das soll davon kommen, dass der See, wie die Leute sagen, auf der versunkenen Stadt ruhe. Und manchmal kann man noch die Glocken der Kirchen läuten hören.«

Erek machte eine kurze Pause, wie immer, wenn er die Einleitung gelesen hatte. Ich dachte an den kalten dunklen Norden und fast erwartete ich, dumpfes Glockengeläut zu vernehmen und einen alten Kirchturm aus dem Wasser aufsteigen zu sehen.

»Einst hatte hier eine prächtige Stadt gestanden. Zu der Stadt hatte eine Quelle gehört, der man magische Kräfte nachsagte. Sie verhalf den Bürgern zu Wohlstand und Ansehen. Viele Jahre lang blühte die Stadt, das Juwel des Königreichs; kein Tag war ohne Sonne. Doch die Stadt wuchs und die Menschen begannen gierig zu werden und dunkle Wolken zogen auf über den Palästen von Lûg Neach. «

Die Sonne versank und ein feiner Dunst umhüllte das Land. Die Mauersteine aber glühten noch lange warm; das feine Espenlaub wisperte noch immer von den dunklen Begebenheiten und die zerbrochenen Statuen schienen trauriger dreinzublicken.

»Lass uns das Haus wieder aufbauen!«, sagte Erek. »Wir ziehen hierher und dann können uns alle aus dem Dorf egal sein.«

Ich lachte. »Aber nur, wenn du mir verrätst, wie du das mit dem Taschentuch gemacht hast. Die anderen Sachen natürlich auch. Ich werde noch verrückt vor lauter Grübeln.«

»Im Ernst?«, fragte er und setzte sich auf.

»Was? Blödsinn. Was ist los mit dir?«

»Gar nichts«, sagte er, sich entspannend.

Der Abend schritt weiter voran und ich wusste, wenn ich mir keinen Ärger einhandeln wollte, würde ich bald gehen müssen. Aber ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, Erek noch etwas sagen zu müssen, und so blieb ich.

Der Mond glänzte bereits silbern vom dunkelnden Himmel, als ich schließlich sagte: »Ich glaube, ich sollte langsam gehen.«

»Ich komme mit.«

In dieser fortgeschrittenen Dämmerung war es schwierig, den Weg zu finden, aber wir waren ihn inzwischen schon so oft gegangen, dass wir nicht lange suchen mussten. Wir hatten den Waldrand schon wieder erreicht, da wurde ich auf etwas aufmerksam.

»Was ist das da vorne?«, fragte ich Erek und deutete auf einen hellen Schimmer hinter den Büschen.

»Ich weiß nicht...«, sagte Erek unsicher. »Wolltest du nicht nach Hause?«

»Ja, gleich.«

Eine unerklärliche Neugier zog mich zu diesem hellen Schein, wie eine Motte zum Licht. Ich brach durch die Büsche – und blieb wie angewurzelt stehen. Mein Herz raste, ein Gefühl, als bohrten sich Nadeln in meinen Rücken, überkam mich. Ich legte die Hände vor den Mund, Erek trat neben mich, genau wie ich sprachlos.

Gebettet auf Moos und von Farnen überschattet lag eine Frau, den roten Mund leicht geöffnet, die Augen wie schlafend geschlossen. Ein dünnes Tuch umfloss sie wie farbiger Nebel. Ihre bleiche Haut leuchtete im Mondlicht, das lange dunkle Haar ergoss sich über den Waldboden. Obwohl ich keinen Moment daran zweifelte, dass sie tot war, hatte der Anblick für mich nichts Schreckliches. Es schien mir entrückt und surreal und in dieser Unwirklichkeit schien mir, was ich sah, tatsächlich *schön*.

»Wir müssen es jemandem sagen«, meinte EreK schließlich leise. Ich nickte langsam, doch ich konnte mich nur schwer von der Szenerie losreißen; war sie doch so traumähnlich, dass sie geradewegs einer der Geschichten von Lûg Neach hätte entsprungen sein können.

Wir stolperten durch den dunklen Wald zur Mauer zurück, wo uns die Lichter des Nebelhauses Orientierung boten.

»Ich gehe Meister Vhento holen«, sagte EreK. Er zögerte kurz. »Du solltest lieber nach Hause gehen.«

»Warum?«

»Überleg doch mal! Du kommst viel zu spät nach Hause und die Erklärung ist, dass du mit mir im Wald eine Leiche gefunden hast. Was glaubst du, wie deine Eltern das finden werden?«

Wohl oder übel musste ich zugeben, dass er nicht ganz Unrecht hatte. So verabschiedete ich mich widerwillig von ihm und lief nach Hause.

Wie gut es gewesen war, auf Ereks Rat zu hören, zeigte sich erst nach und nach. Die Strafpredigt meines Vaters zu der Uhrzeit hörte ich kaum. Ich lag gerade im Bett und überlegte, ob ich Hilke erzählen sollte, was geschehen war, da hörten wir draußen eine Polizeieinheit. Ich gab mir Mühe, den aufkommenden Lärm zu ignorieren, doch als bald darauf Schreie ertönten und ich unsere Haustür schlagen hörte, wurde ich immer unruhiger. Ich musste wissen, was passierte. Eilends zog ich mich wieder an und lief nach draußen. Unsere Nachbarn standen in Grüppchen herum, alle aufgeregt in Gesprächen vertieft. Ich fand meine Eltern bei den Schmidts stehen. Michael sah ich auch in der Nähe bei seinen Freunden, aber ich kümmerte mich nicht um sie.

»Was ist passiert?«

»Sie haben ein Mädchen aus dem Wald getragen«, sagte meine Mutter mit Grabesstimme. »Herrgott, wenn ich daran denke, dass du das hättest sein können...«

Ich wandte mich ab und machte den Versuch, mich Richtung Nebelhaus davonzustehlen, doch –

»Was glaubst du, wohin du gehst?«, rief mein Vater.
»Ich habe gehört, sie verhören ihn gerade«, sagte Frau Schmidt bedeutungsvoll.
»Den aus dem Nebelhaus. Glaubt ihr, er gesteht?«
»Was bleibt ihm denn übrig? Wir wissen es doch schließlich alle!«
»Was macht euch da so verdammt sicher?«, rief ich unwillkürlich.
»Hast du immer noch nicht verstanden, dass diese Leute gefährlich sind?«, sagte mein Vater schroff.

Frau Schmidt sah mich von oben herab an. »Verteidigst deinen kleinen Satansfreund? Nur zu.«

»Sie kennen Erek überhaupt nicht! Wie- «
»Was ich von ihm gesehen habe, reicht mir für den Rest meines Lebens!«
»Sie haben - «
»Clara!«, unterbrach mein Vater barsch. »Geh nach Hause!«
»Karl, da kommt der Officer«, bemerkte meine Mutter. Im Schrittempo bahnte sich der Beamtenwagen seinen Weg durch die aufgeschreckte Menge.
»Hat er gestanden? Haben Sie ihn festgenommen?«
»Bitte, meine Damen und Herren. Gehen Sie bitte jetzt nach Hause. Wir haben die Leiche geborgen. Bisher fehlt uns noch eine Spur zu einem Tatverdächtigen. Wir sind aber dankbar für sachdienliche Hinweise.«

Ein unwilliges Aufraunen ging durch die Menge.

»Was ist mit denen? Natürlich waren die das!«
»Herrschaften, beruhigen Sie sich. Mister Vhento hat uns in erster Instanz benachrichtigt. So leid es mir tut, Ihnen das sagen zu müssen, aber es führen keine Spuren von der Tat zu den Bewohnern des Nebelhauses. Wenn Sie uns jetzt entschuldigen würden.«

Empört blickte die Dorfgemeinschaft den Rücklichtern des Autos nach.

»Unverschämtheit! Aber das ist unsere Polizei! Hat den Verbrecher gleich vor sich und glaubt es nicht, selbst wenn man sie mit der Nase draufstößt.«

»Sie haben doch gehört, er hat selbst die Polizei alarmiert«, sagte ich mit vor Wut

zitternder Stimme. Zwar hatte ich auch einmal die Möglichkeit eingeräumt, Ereks Meister könnte der Schuldige sein, doch die Aussage des Polizeibeamten war mir Absicherung genug, diesem ewigen Vorurteil zu widersprechen.

»Alles Taktik. Eine ausgeklügelte Ablenkung, kleine Naseweiß«, entgegnete Frau Schmidt.

»Legen Sie sich immer alles so zurecht, dass es Ihnen in den Kram passt?!«

Empfindlicher Schmerz durchfuhr meine linke Wange. Ich keuchte auf, meine Haut brannte an der geschlagenen Stelle; Röte schoss mir ins Gesicht, meine Augen füllten sich mit ungewollten Tränen. Ich starrte meinen Vater an – und konnte nicht fassen, dass er mich geschlagen hatte.

»Mir ist egal, was dein Großvater sagt, wenn du dich nicht benehmen kannst! Jetzt entschuldige dich!«

Aber ich sah nur stumm geradeaus, fest entschlossen, mich nicht für meine Überzeugung zu entschuldigen.

»Hat du nicht gehört, was ich gesagt habe?«

Ich wusste, dass ich den Bogen überspannte. Es hätte es viel einfacher gemacht, wenn ich nachgegeben hätte. Andererseits, sagte ich mir, war es vermutlich ohnehin schon zu spät und das Problem blieb so oder so bestehen.

»Bedaure, aber diejenige, die sich entschuldigen sollte, ist Frau Schmidt.«

»Du Göre!«, schrillte Frau Schmidt, doch mein Vater unterbrach sie.

»Wir gehen!«

Neugierige Augen folgten uns. Das ganze Dorf musste sich mittlerweile versammelt haben; zumindest schien es mir so.

Mein Vater wartete exakt so lange, bis die Haustür ins Schloss gefallen war, dann polterte er los:

»Was nimmst du dir heraus?! Du verhältst dich unmöglich! Hast du einen Moment mal daran gedacht, was die Leute denken müssen?!«

»Kannst du nur an deinen Ruf denken?«, erwiderte ich. Ich hielt mich nicht mehr zurück, denn verschlimmern konnte ich jetzt auch nichts mehr.

»Sprich nicht so mit mir!!«

»Dann sprich du nicht so über Erekle!«

»Ich spreche so, weil diese Leute kein Umgang für dich sind! Nicht genug, dass die gefährlich sind, abnormal und verkommen, aber das ist mir egal. Von mir aus kannst du bei diesen Satansanbetern verkommen! Aber du wirst mir keine Schande machen! Du bringst die ganze Familie in Verruf!!«

»Ja, natürlich...«, murmelte ich.

»Hast du mich verstanden!?!«

»Ja! Hab ich...«

Ich wandte mich zum Gehen, jeden Moment den Einspruch erwartend. Doch der blieb aus und ich rannte auf mein Zimmer.

»Er meint nicht alles so wie er es sagt«, versuchte meine Mutter mich am nächsten Tag zu beruhigen. »Auch wenn er es vielleicht übertrieben hat, du musst das verstehen.«

»Ich versteh überhaupt nichts! Er hasst mich, ja, das hab ich verstanden!«

»Das ist doch Unsinn! Er macht sich nur Sorgen um dich und was unter gewissem Einfluss aus dir werden könnte. Er sorgt sich!«

»Klar, um sich selbst! Ich bin ihm doch völlig egal!«

Ich ritzte mit meinem Messer Muster in mein Frühstücksbrettchen, nur um meinen Fingern etwas zu tun zu geben; etwas, hinter dem ich mich verstecken konnte.

»Weißt du, das ist wirklich etwas ungerecht. Ich kenne deinen Vater jetzt lange genug, um zu wissen, dass das nicht stimmt.«

»Jaah – sicher«, sagte ich nur. Mein heiliger Vater. Wie hatte ich etwas anderes erwarten können.

Das Wetter war schlechter geworden. Wolkenfetzen jagten tiefhängend über die Baumwipfel und mit ihnen wehten warme Regenschauer heran. Anders gesagt – es war wie üblich.

Das Buch wie einen Schatz unter die Jacke geklemmt lief ich zur Mauer. Sie lag verlassen. Ich versuchte mein Glück an der Ruine, doch das Boot lag fest vertäut und getarnt im Schilfversteck. Ich setzte mich auf einen Mauerabschnitt und wartete – saß einfach nur da und stierte in die nass-graue Weite des Hochlandes. Zwei Stunden später fehlte von Erek noch immer jede Spur. Ich fühlte mich unendlich einsam.

Wieder einmal schlug ich Lûg Neach auf und begann zu lesen. Aber es war kein bloßes Aufnehmen der Worte – sie bedeuteten mir so viel – ich verinnerlichte sie mit allem, was ich war.

»Weißt du, welcher Zauber in einer einzigen Sommernacht liegt?

Wenn der Mond die edlen Dächer in sein milchig-weißes Licht aus Wohlgefallen taucht

und durch die Gassen Nebelstreifen von purem Glücke ziehen wie Seelen durch eine Märchenwelt?

In einer solchen Nacht zog der dunkle Geist umher und breitete seinen Mantel über die Dächer von Lûg Neach, auf dass sie sein werde... «

Der dunkle Geist... Michael und die anderen würden es nicht verstehen. Aber mich tröstete die Vorstellung dieser magischen Macht, die Verkörperung der geheimen Weltseele. Der Wind schrie mich an, zerrte an meiner Jacke, doch ich schloss nur die Augen und es waren sanfte Finger, die mit meinem Haar spielten. Es war keine Gewissheit – nur eine flüchtig aufblitzende Empfindung – jemand war da; ich war nicht allein.

Daran versuchte ich mich zu erinnern, wenn ich in den nächsten Tagen frustriert nach Hause ging, denn Erek war weiterhin nirgends zu finden. Langsam begann ich mir Sorgen zu machen. Gleichzeitig häuften sich die Berichte über angebliche Verhaftungen und Beinahe-Tatwiederholungen. Mein Vater schien seine Taktik offenbar geändert zu haben. Er sprach kaum noch mit mir, stattdessen ließ er bei jeder Gelegenheit Bemerkungen über die Morde und andere Verbrechen, begangen von den Bewohnern des Nebelhauses, einfließen. Zum Beispiel konnte er er abends hinter seiner Zeitung sitzen und ganz unvermittelt kopfschüttelnd sagen:

»Nein, ich weiß noch vor neun Jahren, da war ich gerade auf dem Friedhof gewesen. Plötzlich hör ich Schreie und Leopold kommt an mir vorbeigestürmt, weiß im Gesicht und brüllt: >Die Kapelle brennt!< Das vergess ich nicht. Innen ganz verkohlt und schwarz. Vollständig ausgebrannt. Das war dieser Junge. Er wurde sogar gesehen, wie er vom Tatort weglief. Und heute wie damals will man denen nichts nachweisen können...«

Ich durchschaute, wie er versuchte, mir ein schlechtes Gewissen zu machen. Ich bemerkte auch seine heimlichen beobachtenden Blicke, wenn er glaubte, dass ich nicht hinsah. Aber ich begann mich darüber zu wundern, was er erzählte, denn

mit >der Junge<, wie er immer sagte, konnte unmöglich Ereks gemeint sein, wenn er von Ereignissen sprach, die neun oder mehr Jahre zurück lagen.

Nach fünf Tagen schließlich beschloss ich, nicht länger zu warten. Ich hatte es lange umgangen, jetzt musste ich das Verbot brechen.

Ein paar Leute hasteten mit hochgestellten Mantelkragen die Straße hinunter – der Sommer war bereits endgültig vorüber. Ich wartete, bis niemand mehr zu sehen war; dann stand ich aus meinem Versteck auf und rannte hinüber zum Tor. Die ersten kalten Tropfen fielen gerade, als ich meine Hand an die rauhe Klinke legte. Es war nicht verschlossen und völlig geräuschlos schwang der Torflügel auf. Den Blick fest auf das dunkle Haus geheftet, betrat ich zum zweiten Mal in meinem Leben die lehmige Einfahrt. Hinter mir fiel das Tor krachend ins Schloss und gab mir unwillkürlich das Gefühl, mein Schicksal sei besiegelt.

Obwohl ich nicht recht wusste warum, war ich doch etwas nervös, als ich die breiten Stufen hinaufstieg und neben der schweren Holztür die Klingel betätigte. Ein dunkler Ton hallte innen wieder. Dies schien mir der Moment der Wahrheit – ich würde erfahren, welche Geheimnisse sich hinter diesen Mauern verbargen. Ich hörte Schritte, gleich darauf öffnete sich die Tür. Ereks Meister, auf einen kurzen Stock gestützt, sah mir mit gefälligem Interesse entgegen. Er sah ganz so aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte, dennoch hatte ich das Gefühl, einem anderen Menschen gegenüber zu stehen.

Ich besann mich. »Guten Abend. Ist Ereks zu sprechen?«

»Clara, nicht wahr? Warum kommst du nicht herein?«

Ich folgte ihm einen schwach beleuchteten Gang hinunter. Es roch nach Kaminfeuer und Rosenholz. Versteckte Lichter lugten aus den Nischen der marmornen Wandreliefs. Ein dunkler Läufer schluckte das Pochen unserer Schritte. Unsere Schatten tanzten an den Wänden und ließen den Gang viel tiefer wirken, als er war. Er mündete in eine breite, gewendelte Treppe. Rechts davon lag ein bogenförmiger Durchgang. Meister Vhento wies mich an, hindurchzugehen. Ich gehorchte und betrat einen ausgedehnten Raum. Er war bis unter die Decke geöff-

net und mündete dort in Holzschnitzereien, die sich nur noch erahnen ließen. In die spitzböigen Fenster war Glasornamentik eingearbeitet, schwere, dunkelgrüne Vorhänge entfalteteten sich rechts und links von ihnen. Auf der anderen Seite prasselte ein warmes Feuer im offenen Kamin. Drumherum gebaut war ein riesiges Bücherregal, das bis unter die Decke reichte. Die oberen Reihen waren nur mittels einer Leiter zu erreichen, die sich auf einer Schiene an der ganzen Breitseite des Raums entlangfahren ließ. Und auf der obersten Sprosse stand Erek.

Ich freute mich so ihn zu sehen, dass ich einen Moment gar nicht wusste, was ich sagen sollte. Er bemerkte mein Eintreten, gab der Leiter einen Stoß und glitt mit einem rasselnden Geräusch zu mir herüber. Geschickt sprang er hinunter und landete vor mir.

»Was machst du denn hier? Stimmt etwas nicht?«

»Ich – nein«, stammelte ich ob dieser schroffen Begrüßung. »Ich habe mich gewundert, dass du nicht mehr gekommen bist.«

»Ich war krank«, sagte er stirnrunzelnd.

»Oh. Soll ich vielleicht lieber wieder gehen?«

»Unsinn!«

Er zog mich zum Kamin und erleichtert setzte ich mich. Ich kannte Ereks seltsame Anwandlungen von Zeit zu Zeit und bedrängte ihn deswegen nicht.

»Was gibt's Neues?«, fragte er ein wenig gezwungen.

»Ich habe ziemlichen Krach mit meinem Vater«, begann ich.

»Wegen der Mordsache?«, fragte Erek ahnungsvoll.

Ich nickte. »Na ja, für ihn steht der Schuldige fest. Und dann habe ich Frau Schmidt die Meinung gesagt...«

»Das hast du gemacht?«, fragte Erek begeistert.

»Ja«, sagte ich grinsend.

»Und dann?«

»Na ja, er hat mich geschlagen.« Ich versuchte es beiläufig, unbedeutend klingen zu lassen, aber Erek kannte mich gut genug. Er sah mich mitfühlend an und

schien nach Worten zu suchen, doch mir war es schon genug, ihm alles erzählen zu können. »Wir sprechen nicht mehr miteinander. Aber es ist ständig alles so angespannt, dass ich denke, es fehlt nur noch eine Kleinigkeit und dann gibt's eine Katastrophe...«

»Verstehe... Wenn ich was für dich tun kann, irgendwas...«

»Wenn du bewirken könntest, dass er anders denkt, das wär was...«

»Nein«, sagte Erek traurig. »Das kann wohl niemand.«

Eine Weile schwiegen wir.

»Möchtest du morgen wieder herkommen?«, fragte er dann.

»Warum nicht?«

Erek nickte. »Gut.«

Der Winter kam. Die ordentlichen Gärten verschwanden unter einer eisigen weißen Decke und die Dächer glitzerten in der bleichen Wintersonne. Mein Vater nahm eine Arbeitstelle in einem zu errichtenden Industriewerk ein wenig außerhalb an, von der er oft erst spät nach Hause kam, und so fiel es mir nicht schwer, Abend für Abend mit Ereks vor dem Feuer zu sitzen und zu beobachten, wie die Schneeflocken vor dem Fenster immer dichter fielen. Ich vermied es, über die Straße zu kommen, sondern befolgte Ereks Rat und nahm den Umweg durch den Wald in Kauf, um sicherzustellen, dass mich niemand beim Betreten des Nebelhauses sah.

Bei meinem zweiten oder dritten Besuch führte Ereks mich im Haus herum. Es war fast enttäuschend, wie wenig für die Vermutung obskurer Machenschaften zu finden war: Keine verbotenen Türen, keine seltsamen Apparaturen, nicht einmal ein okkultes Wandschmück. Trotzdem hatte dieses Haus einen ganz besonderen Zauber für mich; es waren die geheimnisvolle Beleuchtung, die kunstvollen alten Möbel und Wandteppiche und das Gefühl, von uraltem Wissen umgeben zu sein, wenn ich die hunderte von Büchern im Kaminzimmer betrachtete. Über dem Treppenaufgang hing ein großes Ölgemälde. Es zeigte das Portrait einer jungen Frau. Ich fand es so schön, dass ich hingerissen stehenblieb. Sie schaute aus pechschwarzen Augen, überschattet von schweren Lidern, über ihren Maler hinweg. Der feine rote Mund schien in einem erwachenden Lächeln begriffen. Das volle Haar war nachlässig hochgesteckt und umrahmte ihr Gesicht, einige schwarze Locken fielen über ihre leuchtende Stirn. Leichter, fast durchsichtiger Stoff war um ihre Schultern geschlungen und um die Taille mit dunkelroter Seide zusammengebunden. Sie schien mir wie ein Edelräulein mit dem wilden Herz einer Bohème.

»Wer ist das?«, fragte ich Ereks.

»Meister Vhentos Frau«, antwortete er gedämpft. »Sie ist tot.«

»Oh. Wie ist sie..?«

»Sie starb kurz nach der Geburt ihres Sohnes«, sagte er knapp.

»Meister Vhento hat einen Sohn?«, fragte ich überrascht. Der Gedanke kam mir merkwürdig vor, obwohl ich nicht sagen konnte, wieso. »Kennst du ihn?«

»Nein!«, sagte Erek prompt, aber mir entging nicht, dass er meinen Blick mied. Meine Neugier drängte mit dutzenden Fragen, aber mein Gefühl sagte mir, dass es unklug gewesen wäre, weiter nachzuboahren.

Doch mir ging das nicht mehr aus dem Kopf und irgendwann sprach ich ihn indirekt wieder darauf an.

»Weißt du, ich frage mich – ich weiß eigentlich nichts von dir. Du lebst hier, aber wer sind deine Eltern, wo kommst du her? Du sagst, du lernst hier, aber was genau? Warum kannst du nicht zur Schule gehen? Jedesmal, wenn ich dich so etwas frage, hüllst du dich in Schweigen und – ich weiß noch nicht mal dein Geburtsdatum. Ich meine, wir sind beste Freunde... « Ich brach, ab als ich merkte, dass ich immer weiter um den Punkt herumredete und doch das, was ich eigentlich sagen wollte, nicht auszusprechen wagte.

»März. Mein Geburtstag ist am ersten März.« Er sah mich an, als sei damit alles geklärt.

»Es geht mir doch nicht allein um den Tag. Ich will nur sagen, dass es mir wichtig ist.« Ich versuchte den letzten Satz mit einem »du« zu wiederholen, doch mein Inneres verkrampfte sich, während ich seine Reaktion erwartete.

»Ich will aber nicht davon reden!«, sagte er trotzig. »Warum musst du immer in der Vergangenheit bohren? Reicht dir dein eigenes Leben nicht?!«

Ich biss mir auf die Lippe. Das war nicht gerecht. »Doch; aber du scheinst es geradezu darauf anzulegen, dass sich der Eindruck, den die Leute haben, nicht ändert.«

Er antwortete nicht und eine Weile starrten wir beide verbittert ins Feuer. »Tut mir Leid«, sagte er schließlich.

»Ja, mir auch.«

»Lass uns noch was lesen«, schlug er vor.

»Lûg Neach!«

»Nicht schon wieder!«

»Wenigstens den Schluss«, bat ich, denn ich konnte nicht verstehen, wie er der Geschichte überdrüssig werden konnte .

»Na gut«, lenkte er ein; vielleicht um nicht die nächste Auseinandersetzung zu provozieren.

Das Papier war dünn und abgegriffen und an einigen Rändern bereits ausgefranst, so oft hatte ich darin geblättert – als verbände mich die bloße Berührung der Seiten mit ihrem Inhalt:

»So kam es, dass nach vielem Übel und Verderbtheit in der Stadt wieder ein gutes Wesen geboren wurde, die Geschicke zu wenden. Das Mädchen sah bald die Geschwüre, die in den stolzen Palästen wucherten. Die Menschen dauerten sie und unermüdlich sann sie auf Rettung. So gut war sie zu jedermann, dass man sie bald ‚Tochter des Lichts‘ oder ‚Flammenkind‘ nannte. Aber fortwährend stand sie allein und vermochte nichts auszurichten. Sie beschwor die uralten Wasser, ihr zu helfen, doch diese blieben stumm. Hoffnungslosigkeit befahl sie. Sie wünschte sich fort aus ihrem fruchtlosen Dasein und bat bald mehr und mehr um ihre eigene Erlösung.

So fand sie der dunkle Geist und begann mit süßer Stimme ihr von fremden Welten zu sprechen, Tore zu öffnen und den Glanz in ihren Augen wieder zu erwecken.

Angezogen von der Faszination der geheimen Macht des dunklen Geistes gab sie sich ihr ganz hin – beflügelte diese doch ihre Seele und trug sie fort in nie geahnte Sphären – sie nie merken lassend, dass sie sich ganz selbst verlor. So ging sie ins Zwielflicht über und dort bannte sie der dunkle Geist.

Sie flehte um ihre Freiheit und klagte über seine Falle, doch der dunkle Geist lachte und sagte:

»Ihr selbst habt gewählt, in diese Falle zu gehen, weil ihr Euer eigenes grelles Licht nicht mehr ertrugt und ihr die Schatten suchtet, die ihr doch nicht auszuleuchten vermochtet. Diese Schatten sind Eure ganze Liebe und nichts anderes hält Euch gefangen.«

Sie wusste, dass es so war und ging auf in seinem Schattenspiel. Doch so mussten beide erfahren, dass jede flackernde Flamme sich einmal selbst verzehrt und mit ihr auch die

Schatten sterben. Und als der Tag gekommen, da sie in letzter auflodernder Leidenschaft verglühte, da musste der dunkle Geist weiter allein umherstreifen, in schmerzlichem Gedanken an jene eine, die er ganz gewonnen und so gänzlich verloren hatte.

Sein Auge fiel, wie zuvor schon, auf die goldene Stadt und er suchte durch eigene gute Tat in sich das Licht zu finden, das erloschen. Er brachte die Kinder nach Lûg Neach, auf dass sie der Stadt das Lachen und eine frohe, ungestrafte Zukunft brächten. Die Kinder aber kannten die bösen Geschichten der Bewohner und fürchteten ihren Zorn.

Da vertrieb der dunkle Geist alles boshafte Gesinde aus der Stadt, sodass es ganz ein Ort der Kinder wurde. Mit glühender Hoffnung trat er zu ihnen:

»Denn seht«, sprach er. »Alle Angst und Finsternis habe ich von euch genommen, denn kein irdisch Ding könnte an mir vorbei und euch schaden!«

Die Kinder aber waren weiterhin verzagt und sagten:»Nichts anderes als diese Allmacht fürchten wir!«

Da schrie der dunkle Geist in Verzweiflung auf, fuhr in die magischen Wasser und brach mit ihnen über die Stadt herein, sodass sie unter einem schwarzen See verborgen wurde. So wurden ihre Sünden endlich getilgt und die Kinder gründeten den Ort Grimmen nahe bei dem schwarzen See, der auch heute noch ein Mahnmal für ihre Nachfahren ist, nicht gierig zu werden und sich zu vergessen.

Der dunkle Geist aber fuhr wehklagend in die Nacht, seine verlorene Flamme zu suchen. So strebt er noch heute, denn das Zwielficht trennt Schatten und Licht auf ewig voneinander und erst wenn die Welt endet, werden beide eins sein.«

Meister Vhento betrat den Raum. Er jagte mir immer noch einen leichten Schrecken ein, denn er hatte so eine Art, plötzlich leise aus einer dunklen Ecke aufzutreten, und sein Blick hatte etwas Stieres – als hoffte er mehr zu erspähen, als da war.

»Du solltest langsam nach Hause gehen«, sagte er. »Es ist dunkel und dein Vater kommt bald nach Hause.«

Ich nickte.

»Kommst du morgen früh vorbei?«, fragte Ere.

»Wenn du möchtest.«

»Natürlich.« Ich verabschiedete mich von beiden und ging.

Ich hatte kaum meine Schuhe ausgezogen, da hörte ich meinen Vater. Es war erstaunlich, mit welchem Zeitgespür Meister Vhento mich immer wieder rechtzeitig erinnerte, nicht zu spät nach Hause zu kommen. Hilke erzählte mir fröhlich eine Anekdote aus der Schule. Meine Erzählung musste wie immer warten, bis wir im Bett lagen und auch im Flur die Lichter ausgingen.

Doch sobald wir alle beisammen am Tisch saßen, war die heitere Stimmung durchbrochen, wie ein Spiegel, der plötzlich beschlägt.

»Wie war die Arbeit?«, fragte ich und bemühte mich teilnahmsvoll zu klingen.

»Notwendig«, sagte mein Vater knapp. »Was habt ihr getrieben?«, fragte er argwöhnisch.

»Ich war mit Hilke unterwegs«, sagte ich automatisch, doch aus dem Augenwinkel sah ich Hilke fast unmerklich den Kopf schütteln.

»Und wo?« Seine Stimme wurde härter.

»Bei der alten Mühle, wie immer.«

»Stimmt das, Hilke?«, fragte er, ohne mich einmal anzusehen.

»Natürlich.«

»Ich wills hoffen«, sagte er, doch er schien einigermaßen befriedigt.

Damit war die Konversation für diesen Abend beendet und ich machte keinen Versuch, sie wieder aufzunehmen.

»Thomas weiß, dass ich nicht mit dir unterwegs gewesen sein kann. Er hat mich dreimal heute Nachmittag gesehen!«, flüsterte Hilke, sowie wir allein waren.

»Na und? Vater wird nicht danach fragen. *Dir* glaubt er ja!«, sagte ich bitter.

»Wie lange soll das denn noch so weitergehen?«

»Das liegt nicht an mir«, erwiderte ich. »Morgen früh gehe ich wieder rüber.«

»Nicht schon wieder!«, stöhnte Hilke. »Ehrlich - mir gehen die Ausreden aus.«

»Bitte Hilke! Zwei Stunden, mehr nicht.«

»Ja ja, schon gut. Aber ich hab was gut bei dir!«

»Alles was du willst. Schon lange!«, sagte ich dankbar.

Aber unsere Überlegungen erwiesen sich als nutzlos, denn am nächsten Morgen fing mein Vater mich vor der Türe ab. »Wo willst du hin, junge Dame?«

»Nur ein bisschen frische Luft schnappen.«

»Nein wirklich? Kannst du mir damit auch in die Augen schauen? Nein? Hör mal gut zu! Mir gefällt nicht, was du machst. Wie du redest, gefällt mir auch nicht und erst recht nicht, dass man dir nicht vertrauen kann. Das alles missfällt mir sehr!« Seine Oberlippe zitterte in unterdrücktem Zorn. »Ich kann dich nicht einsperren. Aber sollte mir etwas zu Ohren kommen...« Er sah auf seine Uhr. »In einer halben Stunde bist du zurück und ich will dir geraten haben, pünktlich zu sein!«

Ich nickte knapp und stahl mich an ihm vorbei. Den Weg durch den Wald nahm ich im Laufschrift, um meine kostbare Zeit mit Ereks nicht zu vertrödeln. Die Tür öffnete, sowie ich den Klingelzug berührte.

»Tut mir Leid, ich kann nicht lange bleiben«, sagte ich entschuldigend.

»Macht nichts. Komm erst mal rein, ich habe Neuigkeiten.«

»Was denn«, fragte ich gespannt.

Erek spähte zur Straße. »Wessen Auto ist das da?«

Ich sah mich um. »Es gehört Thomas. Michael und die anderen fahren an den Wochenenden jetzt immer in die Stadt.«

»Verstehe«, sagte Erek nachdenklich. Ich folgte ihm ins Haus. Vor dem Kamin lagen ausgebreitet verschiedene Teile einer Zeitung. Erek hob sie auf. »Da, lies!«

Er drückte mir die knittrig zusammengefalteten Seiten in die Hand. Ich las die riesig gedruckte Schlagzeile und stieß einen Laut der Überraschung aus. »Sie haben ihn?!«

Erek nickte und deutete nur auf den Artikel.

DREIFACHER MÖRDER GEFASST!

Arcachon atmet auf – sind unsere Kinder wieder sicher?

Der mutmaßliche Mörder von drei Mädchen und jungen Frauen...Nachbar aufmerksam...verdächtiges Betragen...laut einer noch unbestätigten Meldung geständig...

»Das ist genial!«, rief ich begeistert. »Jetzt muss Vater mir glauben! Darf ich mir die ausleihen?«

»Klar«, grinste er.

»Danke!«, rief ich, umarmte ihn und stürmte zur Tür.

»Clara, warte!«, sagte Meister Vhento, der oben im Flur am Fenster gestanden hatte, aber ich hörte nicht auf ihn. Schon hatte ich die Tür aufgerissen und trabte die Einfahrt hinunter. Zwei Schritte vor dem Tor blieb ich wie angewurzelt stehen. Das Auto war immer noch da. Undeutlich konnte ich hinter den getönten Fenstern jemanden erkennen. Der Motor wurde angelassen und das Auto glitt mit dröhnendem Motorgeräusch außer Sicht – doch nicht in Richtung Stadt.

»Verdammt!«, murmelte ich.

Erek holte mich ein und sah mich besorgt an. »Du beeilst dich besser.«

Ich nickte. Dann rannte ich los. Die Fenster der Häuser flogen vorbei, in jedem blitzte Augenblicke lang mein bleiches Spiegelbild auf. Ich sah vor mir unser Haus am Ende der nächsten Straße und fühlte das unerträgliche Stechen zwischen meinen Rippen, als mir die Luft ausging. Trotz aller Anstrengung kam ich zu spät. Vor unserem Haus parkte ein Auto mit dunkel getönten Scheiben. In der Haustür standen mein Vater und Michael. Nur am Rande nahm ich eine Gruppe Kinder wahr, die mitten auf der Straße in ein Abzählspiel vertieft waren. Jetzt konnte ich auch verstehen, was gesprochen wurde, wie Michael unwiederbringlich die verbotene Wahrheit verkündete:

»Ja, gerade eben wieder. Wir haben das durch bloßen Zufall schon vor Wochen beobachtet. Natürlich hatten wir gehofft, es handle sich vielleicht um einen einmaligen Fehltritt. Aber, als wir sie vorhin wieder dieses Haus betreten sahen,

hielten wir es doch für unsere Pflicht, uns zu vergewissern.«

»Danke, Michael«, sagte mein Vater nickend. Dann erblickte er mich und seine Züge versteinerten. Michael entging das nicht. Er sah sich um und fügte eilig hinzu: »Ich werde dann wohl lieber gehen. Mein aufrichtiges Bedauern!« Mit diesen Worten machte er sich davon, jedoch nicht ohne zu versäumen, mich mit einem Blick voller Überlegenheit und gleichzeitig Abscheu zu bedenken.

Meines Vaters Gesicht war weiß vor Wut. Einen Moment überlegte ich einfach, wegzurennen, mich zu verstecken und nie wieder hervorzukommen. Aber ich wusste, dass dieses Problem zu irgendeinem Ende gebracht werden musste. Ich wusste, dass ich im Recht war, wenn Recht in dieser Sache zählte; und ich war nicht allein. Ich presste die Zeitung in meiner Faust zusammen – die gedruckte Wahrheit, auf die ich baute, als ich Schritt für Schritt durch unseren Vorgarten ging.

»Rein da!«, kommandierte mein Vater nur und schlug die Tür so gewaltsam zu, dass die Fenster klirrten, als wollten sie zerspringen. Meine Mutter saß auf der Bank, sah starren Blickes aus dem Fenster und schien gänzlich unbeteiligt.

Mein Vater baute sich vor mir auf, die Adern an Schläfe und Hals traten pulsierend hervor.

»Hast du – bist du völlig ÜBERGESCHNAPPT!?« Er konnte kaum sprechen, so unbeschreiblich heiß brodelte in ihm der Zorn. »Wir haben dich im Guten gewarnt. Ich habe es dir hundert Mal verboten!! Aber du versündigtes Gör betrittst dieses Haus, gibst dich mit diesen Leuten ab!!!«

»Was heißt diese Leute – sie... «

»RUHE!«, brüllte er. Meine Mutter zuckte zusammen. Ich glaubte Tränen auf ihrem Gesicht zu erkennen. »Ich lasse mich von dir nicht zum Narren halten! Das ganze Dorf spricht davon, dass du mir Schande machst!!«

»Hör mir doch einmal zu! Sie haben mit den Morden nichts zu tun!«

»Mir ist egal, was sie getan haben! Es geht darum, wer sie sind und wozu sie dich gemacht haben! So etwas dulde ich unter meinem Dach nicht!!«

»Ich lege auch keinen Wert darauf, unter so einem Dach zu leben!«

»Ja! Recht so! Verschwinde! Ich will keine Satansanbeterin hier haben!!«

»Er ist kein Satansabeter!«, brüllte ich. »Und ich liebe ihn!!!«

»RAUS! RAUS!! VERSCHWINDE!« Er packte die Blumenvase, die auf dem Tisch stand und schleuderte sie knapp links von mir gegen die Wand, wo sie in tausend Stücke zersplitterte. Meine Mutter kreischte auf, mein Vater und ich über-
tönten uns gegenseitig, keiner verstand mehr, was der andere eigentlich sagte, bis schließlich:

»Wag es nicht, mir so noch einmal unter die Augen zu kommen!! Mach dass du wegkommst!!! VERSCHWINDE AUS MEINEM HAUS!!«

Ein paar Sekunden starrte ich ihn nur an. Dann rannte ich die Treppe hoch in unser Zimmer. Völlig wahllos riss ich Schränke und Schubladen auf. Ich sah gar nicht, was ich da eigentlich zusammenpackte. Mein Hals brannte und in meinen Ohren vibrierte ein durchdringendes Klirren.

»Was machst du?!«, wimmerte Hilke – ein Häufchen Elend inmitten des Chaos, das ich in Windeseile angerichtet hatte.

»Ich gehe zu Ere«, presste ich hervor. Nicht nur meine Stimme bebte. Ich warf mir die vollgestopfte Tasche über die Schulter.

»Du kannst nicht einfach gehen«, schluchzte sie. »Lass mich nicht allein.«

»Tut mir Leid, Kleines«, brachte ich unter Anstrengung hervor. »Ich kann nicht mehr.«

Ich stolperte die Treppe hinunter. Hilke blieb stehen, als wäre sie zu Eis erstarrt. Meine Mutter saß immer noch am Fenster. Ihr Körper zitterte, von Schluchzern geschüttelt, aber sie sah sich nicht nach mir um und ich traute mich nicht, etwas zu sagen, aus Angst vor der Antwort, die ich erhalten könnte. Meinen Vater sah ich nirgends mehr.

Draußen rannte ich fast in die Kinder, die unermüdlich ihr Abzählspiel fortsetzten. Es dauerte eine Weile, bis ich die Bedeutung des alten Verses aufnahm.

*Der Löwe liegt vor deiner Tür,
Der Wolf in deinem Bett.
Die Krallen sind zum Krieg gewetzt,
Die Zähne rot gebleckt.*

Ich erschauerte und wollte schleunigst das Weite suchen, doch dann wurde ich gewahr, dass sich das halbe Dorf versammelt hatte – offenbar um mit anzusehen, was aus seiner Verräterin wurde. Ich versuchte, keinem ihrer Blicke zu begegnen, doch plötzlich versperrten sie mir den Weg.

*Das monstergleiche Bildnis höhnt
Des Menschen besten Freund,
Denn Wolf und Leu begehren gleich
Und gleich zum bittern End.*

»Verräterisches Drecksstück! Wir wollen dich hier nicht!«

»Schön, ich geh ja auch schon!« Ich versuchte mir meinen Weg rempelnd durch die Menge zu bahnen. Weit kam ich freilich nicht.

»Seht sie euch an!«, rief eine Frau. Ich kannte die Stimme, doch ich konnte nicht sagen, zu wem sie gehörte. »Diese Satansbraut. Jawohl, eine Satansbraut! Verschwinde, du Hexe!«

Andere fielen in die Rufe ein. »Nieder mit der Satansbraut! Fort mit dieser Hure!«

Jemand stieß mich von hinten und ich schlug hart auf der Straße auf.

*Der Wolf, er heult, der Löwe brüllt,
Der Wolf, er lässt ihn ein.
Der Löwe stürmt zur Tür herein;
Der wahre Spaß beginnt;*

Schlamm spritzte, halb kauerte ich in einer Pfütze. Dann begannen sie mit feuchter Erde und Sand zu werfen. Ich schrie sie an und wusste kaum, was ich sagte, während ich meinen Kopf unter den Armen vergrub. Schlamm triefte mir in die schmerzenden Augen, wie durch einen trüben Schleier sah ich die erbosten Menschen immer noch enger rücken.

Denn beide stürzen sich auf dich

Und reißen auf dein Fleisch.

Der Löwe isst sich satt, der Wolf

Bereinigt dann den Rest...

Plötzlich griffen mir zwei kräftige Hände unter die Arme und zogen mich wieder auf die Beine. Die Menge verstummte und wich zurück. Jemand nahm mir die Tasche ab und ich stolperte schwer auf eine fremde Schulter gestützt außer Reichweite. Ich wischte mir in den tränenden Augen. Ich wusste, dass ich meinen Retter kannte, doch ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, die Straße drehte sich, Dunkelheit schien sich in mein Blickfeld und mein Denken zu fressen. Wie aus weiter Ferne vernahm ich Kinderstimmen...

Der Löwe liegt vor deiner Tür,

Der Wolf in deinem Bett

Nocturne

Ich habe mich oft gefragt, ob nicht doch mehr da war, als sich sehen ließ – ob sich im Nebelhaus nicht doch etwas Übernatürliches finden ließ. Aber dann fiel mir oft ein, wie die Antwort darauf lauten musste: Wenn man sich einmal umsieht, stellt man fest, dass nichts simpel, belanglos oder eben nur natürlich ist; alles ist ein großes Wunder. Kinder wissen das. Kinder sehen die Wunder dieser Welt – wenn man sie lässt.

Bunte Lichtflecken tanzten an der hellen Decke. Es war die Abendsonne, die durch einen Spalt in den Vorhängen hereinschien und deren Strahlen sich hundertfach in einem kleinen Prisma auf dem Nachttisch brachen. Ich sah ihnen eine Weile zu. Es war gerade eben genug, damit ich nicht wieder wegdämmerte. Die Kissen waren weich und rochen angenehm frisch; ebenso wie mein Haar, aus dem ich den Duft des Kräuterbades, das ich vor ein paar Stunden genossen hatte, nicht gänzlich hatte herauswaschen können. Ich versuchte mit meinen Gedanken nicht weiter zurückzugehen, als bis zum Betreten dieses Zimmers, doch unweigerlich brachte mich das in die Wirklichkeit zurück. Ich lag in einem Gästezimmer im Nebelhaus und die Ruhe, diese schon fast unwirklich vollkommene Stille, die mich umgab, wirkte doch nur trügerisch. Ich lauschte in sie hinein, doch als das Einzige, das ich vernahm, das Pochen meines Blutes war, begann sich die Leere mit lauten, grellen Gedanken zu füllen. Aber von genau diesen Gedanken sollte ich mich eigentlich ausruhen.

Ich stand auf. Ein bisschen schwindelig war mir immer noch und ich war nicht ganz sicher, wie weit ich meinen Knien trauen konnte. Langsam stieg ich die enge Wendeltreppe in den düsteren Flur hinunter. Aus dem Kaminzimmer drangen die gedämpften Stimmen von Erek und Meister Vhento. Ich war schon im Begriff, den Raum zu betreten, da erkannte ich, dass ich das Thema des Ge-

sprächs war.

»Ich weiß nicht, wie das gehen soll, wenn Clara hier wohnt!«, hörte ich EreK sagen. Beunruhigt spähte ich ins Zimmer hinein. Meister Vhento saß in einem Sessel mit dem Rücken zu mir, EreK ging am Feuer auf und ab.

»Es gibt nur zwei Möglichkeiten«, sagte sein Meister. »Sie bleibt oder sie geht. Willst du zu ihr gehen und ihr sagen, dass sie nicht bleiben kann?«

»Natürlich nicht!«, rief EreK schnell. »Ich will ja, dass sie bleibt. Nur - «

»Dann wird es auch gehen!«, sagte Meister Vhento bestimmt. »Übrigens, du kannst reinkommen, Clara. Da du jetzt zu diesem Haus gehörst, sollten wir das gemeinsam erörtern.«

Ein wenig errötend, weil ich beim Lauschen erwischt worden war, trat ich ein. Allerdings sah EreK mindestens genauso betreten zu Boden.

»Tut mir Leid, wenn ich Umstände mache«, sagte ich vorsichtig.

Meister Vhento winkte ab. »Zunächst mal bist du uns immer willkommen. Aber es besteht ja auch die Möglichkeit, dass du lieber woanders hingehen würdest – zu Verwandten zum Beispiel. Ich könnte gut verstehen, wenn du in diesem Dorf nicht bleiben wolltest.«

Ich dachte kurz an meine Großeltern, an die Schule – und an EreK, der versuchte, mich nicht allzu auffällig zu beobachten. Ich schüttelte den Kopf. »Am liebsten würde ich hierbleiben, aber – was ist mit der Schule?«

Meister Vhento stand auf. »Mach dir darüber keine Sorgen. Du musst nicht mehr hingehen.« Er nickte uns beiden zu und verließ das Zimmer.

EreK räusperte sich. »Was ich vorhin gesagt habe – also denk nicht, ich würde mich nicht freuen, dass du hier wohnst. Im Gegenteil. Ich freue mich natürlich nicht über die Gründe«, stammelte er. »Ich meine nur, es hat mit was anderem zu tun.« Verlegen brach er ab und steckte die Hände in die Hosentaschen.

»Schon gut«, sagte ich. »Ich hab ja gar nichts gehört. Aber wenn du irgendwann bereit bist, deine Geheimnisse zu lüften, dann lass es mich wissen.«

»Tut mir Leid, wenn du von mir enttäuscht bist...«

»Unsinn!«, wehrte ich ab. »Du bist einer von drei Menschen auf dieser Welt, von denen ich nicht enttäuscht bin. Ich kann bloß nicht einfach so zur Tagesordnung übergehen.«

Eine Tagesordnung oder dergleichen gab es allerdings auch gar nicht. Meister Vhento und EreK ließen mir Zeit, wenn ich allein sein wollte und lenkten mich ab, wenn ich dessen bedurfte. Nach einiger Zeit begann Meister Vhento, auch mich zu unterrichten, und so ging ich mit EreK gemeinsam bei ihm in die Schule. Ein Empfinden einer nie geahnten Freiheit stellte sich nach und nach ein. Ich konnte denken, sagen und tun, was mir in den Sinn kam, ohne dass daran Anstoß genommen wurde; und das bezeichnenderweise in der Umgebung, die jahrelang das größte Tabu dargestellt hatte.

Zu Beginn freilich war es alles andere als einfach. Die wohl aufwühlendste Situation kam schon in der dritten Nacht im Nebelhaus. Mitten in der Nacht wurde ich wach vom Geräusch meiner Zimmertür. Meister Vhento stand neben meinem Bett, in der Hand einen Kerzenleuchter. »Komm mit«, sagte er. »Da möchte dich jemand sehen.«

Ich zog mir eine Jacke über und folgte ihm barfüßig, fröstelnd und schlaftrunken die Treppe hinunter. Vor der Eingangstür stand Hilke – bleich und außer Atem, aber zweifellos entschlossen. Ich hatte mir so gewünscht sie zu sehen, jedoch kaum damit gerechnet.

»Was machst du denn hier? Ist alles in Ordnung?«, stammelte ich.

»Ja – nein! Ich musste dich sehen! Tut mir schrecklich Leid, die Uhrzeit, meine ich«, fuhr sie an Meister Vhento gerichtet fort. »Aber am Tag ging es einfach nicht und oben im Fenster war noch Licht - «

»Komm erst mal rein, ihr erfriert ja noch.«

Dankbar folgten wir ihm ins Kaminzimmer und er brachte uns beiden eine Tasse heißen Tee. »Ich lasse euch beide allein«, sagte er. »Aber deine Schwester sollte gehen, bevor es hell wird.«

Ich nickte. Hilke sah ihm nach. »Geht es dir gut hier?«, fragte sie leise. »Er ist

schon irgendwie unheimlich...«

»Ja – also nein, ist er eigentlich nicht, wenn man ihn kennt, aber ja, es geht mir gut hier.«

Ich verbrannte mir fast die Zunge am heißen Tee, dennoch trank ich ihn begierig. Ich fror erbärmlich in meinem Nachthemd. So nah wie möglich schob ich die Füße zum Kamin, in dem jedoch nur noch die letzte Asche glomm. Der große Raum war in der Nacht schnell ausgekühlt.

Als Hilke keine Anstalten machte, von sich aus zu erzählen, fragte ich vorsichtig:

»Wie geht es Mutter?«

Hilke schien kurz zu überlegen, was sie sagen sollte. »Sie weint viel. Offen und im Geheimen. Aber nicht so viel vor Vater. Und sie kränkelt etwas. Nichts Ernstes!«, fügte sie schnell hinzu. »Aber abwechselnd Magenschmerzen und Migräne. Sie schläft schlecht, glaube ich. Das Problem ist, dass sie letztlich alles glaubt, was Vater sagt.«

»Und was genau sagt er?«

Hilke sah aus, als wollte sie die Antwort lieber nicht geben. »Er, nun, er sagt, er habe nur eine Tochter.«

»Verstehe...« Ich versuchte tief ein- und auszuatmen, doch ich musste immer wieder stocken. »Tja...«

Hilke rückte näher und nahm mich in den Arm. Sie sagte nichts, aber ihre Nähe tat schon gut.

»Tut mir Leid, dass ich die Familie kaputt gemacht habe«, sagte ich aufschluchzend.

»Das warst doch nicht du«, sagte Hilke erschrocken.

»Ach nein? Wer dann? Sag mir, was denkt Opa darüber?«

»Na ja«, gab sie kleinlaut zu. »Er weiß zwar, wie Vater sein kann – wie eng und auch ungerecht. Aber diesmal meint er auch, du wärst zu weit gegangen. Er sagt, du hättest es wissen müssen.«

Ich schwieg. Ich wollte mich nicht rechtfertigen. Dass Hilke hier war, war mir

Zeichen genug, dass ich es nicht nötig hatte.

»Du hast zu Vater gesagt, dass du ihn liebst«, begann Hilke nach einer Weile zaghaft. »War das nur aus dem Affekt heraus oder - ?«

»Was spielt das für eine Rolle?«, fragte ich tonlos.

»Ich versuche nur herauszufinden, ob sich das alles gelohnt hat.«

»Gelohnt? Das klingt, als hätte ich berechnet, was sich auf die Dauer rentiert!«

»So hab ich das doch gar nicht gemeint«, wehrte Hilke ab. »Ich will bloß wissen, ob es für dich außer mit Ereke keine Möglichkeit gibt, glücklich zu werden.«

»Wir sind beste Freunde. So wie ich noch keinen Freund gehabt habe«, sagte ich.

»Wir sind kein Paar. Und ich weiß auch nicht, ob wir je eins werden könnten.«

Ich hielt inne, weil ich mich nach wie vor fragte, woran das lag – und an wem.

»Aber das entscheidet doch die Frage nicht.«

»Na gut.« Hilke ließ das Thema ruhen.

»Wusstest du«, begann ich und musste fast lachen, als ich daran zurückdachte,

»dass Ereke und ich uns am Anfang gar nicht leiden konnten? Wir haben uns ständig geneckt und geärgert. Es könnte doch alles so einfach sein.«

»Hm...wirst du jetzt hier unterrichtet?«, fragte Hilke.

Ich nickte. »Was hat Dr. Kaal euch gesagt?«

»Nicht viel. Nur dass du wohl nicht mehr zur Schule kämst, wie bedauerlich es doch wäre, dass du so auf Abwege geraten wärst und dass das aber für uns kein Grund wäre, nicht weiterhin dem Unterricht zu folgen. Ach, und dass er deswegen nicht schlechter schlafen würde«, fügte sie hinzu. »Du kennst ja den Satz.«

Wir sprachen die ganze Nacht und als Hilke schließlich ging, hatten wir noch lange nicht das Gefühl, uns alles gesagt zu haben.

»Ich komme so bald wie möglich wieder«, versprach Hilke. »Am besten gleich morgen.«

»Du kannst dich nicht jede Nacht rausschleichen«, wandte ich ein.

»Dann komm ich eben tagsüber«, sagte sie trotzig.

»Damit dir das Gleiche passiert? Auf keinen Fall!« Ich dachte kurz nach. »Wir

finden schon einen Weg. Zur Not schreiben wir uns erst mal.«

Und so hielten wir es. Mindestens einmal in der Woche konnte ich Hilke treffen oder erhielt einen Brief von ihr. Auch das war mir im Grunde noch zu wenig. Solange ich mich erinnern konnte, waren wir immer zusammen gewesen. Der Gedanke, dass sie kaum eine halbe Meile entfernt war und doch Welten uns zu trennen schienen, war schlicht bizarr. Zwar gewöhnte ich mich daran sie nur noch heimlich zu sehen, doch es blieb befremdend. Gewissenhaft und ausführlich berichtete sie mir von allem, was im Dorf und in meinem ehemaligen Zuhause vor sich ging. Ich hingegen hatte wenig Neues zu erzählen. Außer dass Ereկ immer öfter übernächtigt wirkte, veränderte sich kaum etwas. Ich gewöhnte mich an mein neues Leben, in dem es außer mir selbst nur drei Menschen gab. Das Gefühl, isoliert zu sein, ließ ich - mehr oder minder erfolgreich - nicht zu. Ein paar Mal fuhren wir in die Stadt – eine äußerst eigenartige Erfahrung, plötzlich unter so vielen Menschen zu sein und doch von niemandem bemerkt, erkannt und beurteilt zu werden. Meistens fühlte ich mich in dieser gesichtslosen Masse recht wohl, doch ich fragte mich auch immer wieder, ob wohl jemand darunter war, mit dem ich mich verstanden hätte.

Es war etwa ein Monat vergangen seit meiner Flucht ins Nebelhaus, als meine Neugier, die mir zwischenzeitlich etwas abhanden gekommen war, sich in altbekannter Manier wieder einstellte. Damit, dass ich begann, mich im Nebelhaus nicht länger nur wohl, sondern auch zu Hause zu fühlen, ging auch einher, dass ich zu hinterfragen begann, was ich bis dahin als selbstverständlich gegeben hingenommen hatte. Nächtliche Geräusche waren mir so vertraut geworden wie das Knacken des Holzfeuers im Kamin oder das Knarren der Dielen im oberen Flur. Während sie aber sonst eher beruhigend und einschläfernd gewirkt hatten, trieben sie mich eines nachts aus dem Bett. Ich schlich auf den Flur und lauschte angestrengt. Einen Moment war ich sicher, Stimmen gehört zu haben. Waren Erek und Meister Vhento noch auf? Doch jetzt war es ganz still. Ich lugte um die Ecke. Unter der hintersten Tür fiel ein schwacher Lichtschein hindurch. Ich presste mein Ohr an das glatt geschliffene Holz. Stille. Langsam drückte ich die Klinke herunter und öffnete die Tür einen Spalt. Drinnen war es stockfinster. Verwundert trat ich ein. Ein eisiger Luftzug wehte durch den Raum. Es dauerte einen Moment, bis ich den Grund dafür erkannte: Eines der schmalen Fenster, wie immer verborgen hinter schweren Vorhängen, stand offen. Ich schob den feucht-kalten Stoff zur Seite und blickte hinaus in die sternklare Nacht. Ein kalter Wind von Osten kündigte neuen Schnee an. Zitternd schloss ich das Fenster, der Lösung des Rätsels noch keinen Schritt näher. Mit einiger Mühe entzündete ich im Dunkeln und mit steifen Fingern eine Gaslampe, die ich auf einem Sekretär an der Wand fand. Bis auf eben diesen Sekretär, einige Regale mit Büchern und einer Truhe voller Laken und Bettbezüge, war der Raum leer. Konnte es sein, dass ich mir das Licht auf der Türschwelle nur eingebildet hatte? Ich wollte mich bereits wieder in mein Zimmer zurückziehen, da fiel mein Blick auf die aufgeklappte Schreibfläche des Sekretärs. Eine Schreibfeder mit silbernem Aufsatz lag dort, daneben auf dem polierten Holz glänzten zwei frische Tintenflecke. Nicht minder verwundert als zuvor, aber doch zufrieden überzeugte ich mich, dass sie erst seit wenigen Minuten dort sein konnten.

»Erek?«, sagte ich halblaut. Ich erhielt keine Antwort. Unbeweglich stand ich da und lauschte. Schon früher war mir das Haus selbst wie etwas Lebendiges vorgekommen, lange bevor ich Meister Vhento das erste Mal begegnete. Wenn ich nur richtig zuhörte, würde ich die stummen Seufzer in den Zimmern und Wänden hören oder die unsichtbaren Gesten von Holz und Stein entdecken, die mir verraten könnten, was ich nicht wusste.

»Kannst du nicht schlafen?«

Fast hätte ich die Lampe fallen gelassen.

»Erek – nein, ja, ich bin wach geworden und hab irgendwas gehört. Es kommt mir seltsam vor- « Ich brach ab. Ich konnte seine Augen in der schummerigen Beleuchtung kaum erkennen, aber ich war fast sicher, dass er meinem Blick auswich. Ich ließ die Frage unausgesprochen im Raum stehen. Erek schien sie zu spüren. Er täuschte ein wenig überzeugendes Husten vor.

»Tja, ich konnte auch nicht schlafen. Vielleicht schleicht draußen jemand herum und setzt Töpfe auf die Köpfe von Statuen.«

Ich musste unwillkürlich grinsen und erlaubte, dass er vom Thema ablenkte.

»Kommst du mit runter was trinken?«

»Klar«, sagte ich und ging voran.

»Warum hast du das damals eigentlich gemacht?«, fragte er, als wir gemütlich auf dem weichen Teppich vor dem Kamin saßen.

»Was gemacht?«

»Den Topf wieder runter geholt. Ich hab mich das immer gefragt. Du musst dich doch mitten in der Nacht rausgeschlichen haben.«

»Stimmt«, sagte ich. Ich wusste es noch als wäre es kaum eine Woche her. »Und ich hatte eine Riesenangst«, kicherte ich. »Vor Meister Vhento. Ich glaub ich hab gehofft, wenn ich es wieder gut mache, dann hätte ich nichts mehr zu befürchten.«

»Hmm.« Erek schmunzelte. »Meister Vhento hatte dich schon durchschaut.«

»Wieso?«

»Ich hab ihn gefragt, ob ich den Topf wieder runterholen soll. Aber er meinte ,du würdest das schon machen. Er hat mir aber nie verraten weshalb er da so sicher war.«

»Dann hat er mehr gewusst als ich«, bemerkte ich. »Ich weiß noch wie ich wachgelegen hab und nicht wusste, was ich tun sollte.«

»Tja, jedenfalls hast du mich neugierig gemacht.«

»Dann war es kein Zufall, dass wir uns getroffen haben?«

»Natürlich nicht. Glaubst du, wenn man neun Jahre im selben Dorf lebt und sich dann zum ersten Mal begegnet,, ist das Zufall?«

»Mir war nicht klar, dass es so lange war«, sagte ich wahrheitsgemäß und einigermaßen erschrocken. » Dann warst du die ganze Zeit über immer mit Meister Vhento allein?«

»Ich habe zwischendurch natürlich meine Familie besucht«, sagte er leichthin, aber diesmal war ich mir ganz sicher, dass er mich nicht ansah.

In den nächsten Wochen weckte mich nichts vor dem Morgengrauen. Umso mehr wunderte mich, dass die Ränder unter Ereks Augen, die mir vor einiger Zeit bereits aufgefallen waren, dunkler wurden.

»Ich mag eben den Winter nicht«, erklärte ich, als ich ihn darauf ansprach ,und da ein eisiger Regen von heftigen Böhen schon den ganzen Vormittag so heftig gegen die Fenster geschlagen wurde, dass die wilden Büsche kaum noch zu erkennen waren, fiel mir darauf keine Erwiderung ein.

Selbst Meister Vhento schien ausgelaugt und zermürbt und mehr denn je wünschte ich mir den Frühling herbei.

Aber wie immer ließ dieser auf sich warten und Anfang März stürmte es immer noch so eisig wie bereits im November. Diese Zeit des Jahres war immer die ungemütlichste – Schnee und Eis und die damit verbundene weiße Pracht waren einer klammen, still kriechenden Kälte gewichen, die sich in allem festzubeißen schien, selbst in der Erinnerung an wärmere Zeiten. Kaum noch konnte ich mir

vorstellen, wie es sich angefühlt hatte, mit Ereks zur Insel zu schwimmen. Wenn es nicht gerade in Strömen goss, schien sich der feuchte Dunst selbst durch die Wände zu fressen. Nicht einmal das Kaminholz blieb trocken; es roch modrig und schlug grüne zischende Flammen.

»Wenn das so weiter geht, weiß ich im Sommer nicht mehr wie man läuft«, brummte Ereks, nachdem er stundenlang unbeweglich auf dem Boden gelegen und gelesen hatte. Jetzt ließ er sich das aufgeschlagene Buch aufs Gesicht fallen und streckte alle Viere von sich. Ich konnte es ihm nachfühlen. Jede erdenkliche Haltung hatte ich inzwischen ausprobiert, doch keine war angenehm genug, dauerhaft darin zu verweilen.

»Huh, hast du gerade so geknackst?«, sagte das Buch. Ich sah an die Stelle, wo eben noch Ereks Kopf zu sehen gewesen war.

»Ich roste eben schon.«

Ereks drehte sich auf die Seite, um mich in Augenschein zu nehmen und begrub dabei das Buch unter sich. »Nein, noch nicht.«

»Aber bald. Was liest du da überhaupt?«

»Vergessen«, gähnte Ereks. Es klang fast wie ein Jaulen.

Ich lachte. »Lass uns raus gehen.«

»Eher schwimmen meinst du wohl.«

»Bitte, wenn du willst.« Ich grinste. Ereks sah mich an. »Das meinst du ernst?!«

Der Sturm heulte um das Haus wie tausende unsichtbare geflügelte Wesen, die am Mauerwerk kratzten um eine Schwachstelle zu entdecken.

»Spricht was dagegen?«

»Verrückte Lady«, sagte Ereks kopfschüttelnd. »Erst freundet sie sich mit dem Teufel an und dann will sie ihn ertränken.«

»Gib nicht so an«, lachte ich. »Wenn du aus Zucker bist, geh ich eben allein.«

Ereks sah mich aufstehen. »Du glaubst doch nicht, dass ich dich da allein rausgehen lasse.« Er warf sich stolz in die Brust. Aus dem Augenwinkel glaubte ich Meister Vhento schmunzeln zu sehen.

Erek ließ nicht davon ab. »Kein Höllenfeuer käme dagegen an!«, brüllte er, als uns der Regensturm fast wieder ins Haus drückte. Aber das lange Im- Haus – eingesperrt- sein hatte eine Spur von Wahnsinn erweckt, die Erek nur zu bald ebenfalls erfasste. Wie zwei junge Hunde tollten wir zum See. Wasser und Schlamm spritzten, wir schlingerten mehr, als dass wir liefen, aber alles perlte von unseren Ölmänteln ab.

Das ohnehin immer leicht lecke Boot war halb gesunken, begraben von schwarzem Schlick und sterbendem Schilf. Erek und ich zogen und zerrten, bis es sich mit einem schmatzenden Geräusch aus dem Schlamm löste und wir es an geeigneter Stelle wieder zu Wasser lassen konnten. Gegen den Sturm anzurudern, der das sonst so stille Wasser aufpeitschte und in gurgelnden Wellen zum Ufer trieb, war jedoch schier unmöglich. So ähnlich, dachte ich, musste der See von Grimmen ausgesehen haben, kurz bevor er über die Stadt hereinbrach. Noch eine Anstrengung unternahmen wir und gewannen tatsächlich ein paar Riemenlängen. Doch kaum hielten wir kräftesammelnd inne, trieb es uns zurück, das Boot lief auf und kippte. Sofort sog sich meine ganze Kleidung voll Wasser. Der Grund wirbelte auf, ich konnte meine Schuhe nicht mehr sehen, in die sich zäher Schlick setzte. Erek erging es kaum besser – er schien weniger dreckig, dafür aber (wenn überhaupt möglich) noch nasser. Die Kapuze war ihm vom Kopf gerutscht und sein Blondhaar klebte strähnig an Stirn und Schläfen. Wir ähnelten jetzt mehr zwei erbarmungswürdigen Katzen, die man in den Teich geworfen hatte, wie wir bibbernd und uns schüttelnd an Land krochen.

»Das hast du jetzt davon«, schimpfte Erek.

Als wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten, betrachteten wir uns eingehend und brachen gleichzeitig in Gelächter aus. Bei jedem Schritt quatschte das Wasser in meinen Stiefeln. Doch für mich bestand kein Zweifel, dass es all das wert gewesen war. Ich dachte an das Unverständnis ob solcher Einschätzungen, das ich früher zu Hause geerntet hätte. Meister Vhento öffnete uns die Tür mit einem etwas spöttischen Grinsen, das ich aber sehr viel mehr begrüßte als den

heimlich befürchteten Tadel.

»Ich habe euch schon erwartet«, war alles, was er sagte.

Beim Ausbreiten der Kleider auf Leinen und Trockenständer hörte ich meine Mutter förmlich jammern – bis die Sachen wieder in Ordnung sind! Aber am nächsten Tag schon lagen sie trocken und geschmeidig weich bei der restlichen Wäsche.

Und endlich schien das Wetter ein Einsehen zu haben. Die ersten zaghaften Vorstöße der Sonne waren eine Offenbarung. Manchmal stand ich einfach nur da mit geschlossenen Augen und genoss die lang entbehrte Wärme im Gesicht. Jeden Morgen waren die Hügel eingehüllt von Frühnebel, den die Sonne aus der Erde sog – mit ihm auch erst zaghaftes, dann immer kräftigeres Grün, bis schließlich Obstbäume zarte Blüten trieben. Zwischen den verworrenen, knochigen Sträuchern, die die Einfahrt zum Nebelhaus säumten, leuchteten ungezählte goldene Kugeln des Ranunkel. Noch immer lag Regen in der Luft, aber er verbreitete einen frischen Duft, der im Sommer einer einschläferndern Schwere weichen würde.

Jetzt, da die Stürme vorbei waren und die schwülen Gewitter noch in weiter Ferne lagen, war es nachts sehr still im Haus. Dennoch wurde ich eines nachts wieder scheinbar ohne Grund wach. Ich stand auf und sah nach draußen. Der Widerschein eines erleuchteten Fensters schimmerte auf dem hohen Gras. Neugierig verließ ich mein Zimmer um nachzusehen. Doch - wie eigenartig. Als ich den Raum öffnete, aus dem das Licht kommen musste, fand ich ihn dunkel und leer.

»Du schlafwandelst und siehst Gespenster. Ich würde mir Sorgen machen«, neckte EreK, als ich ihn am nächsten Morgen danach fragte.

»Komm schon EreK!«

»Hmm?«, machte er und gähnte so herzerreißend, dass ich von ihm abließ.

»Ich glaube, EreK verheimlicht mir etwas«, sagte ich Tags drauf zu Hilke. Wir saßen hinter dem Waldrand auf der Mauer und kauten jeder auf einem hart ge-

wordenen Stück Honigkuchen.

»Eine andere Frau?«, rief sie neckend.

»Nein«, lachte ich. »Und wenn schon!«

»Was?!«

»Was was?«

»Du kannst mir nicht erzählen, es wäre dir egal!«

Ich seufzte ungeduldig. »Naja, Erek ist mein Ein und Alles. Etwas eifersüchtig wäre ich wahrscheinlich schon. Aber er ist für mich wie ein Bruder, das habe ich dir schon mal zu erklären versucht - «

Hilke zog unwillig die Stirn kraus. »Wenn du unbedingt meinst, dir das einreden zu müssen.« Sie verstummte. Erek stapfte durch das Unterholz und schwang sich geschickt zu uns auf die Mauer.

»Tag die Damen«, sagte er neckend.

Hilke zog die Augenbrauen kraus. »Was sind wir in deinen Augen denn wohl sonst?«

»Also Clara ist jedenfalls keine Dame. Keine Dame springt im scheußlichsten Wintermonsun durch die schlammigsten Pfützen.«

»Du kannst wohl immer noch nicht verwinden, dass du reingefallen bist«, lachte ich.

Er zog flache Kiesel aus seiner Tasche und ließ sie einen nach dem anderen zwischen seinen Handflächen verschwinden. Hilke sah gespannt zu, aber ich kannte das Kunststück zu Genüge und da ich ohnehin aufgegeben hatte herauszufinden, wie er es anstellte, legte ich mich rücklings auf die Mauer und sah in den blauen Himmel, der sich strahlend vom dunklen Grün der Fichten abhob.

»Habt ihr schon gehört?«, sagte Hilke nach einer Weile. »Im Süden ist der Bürgerkrieg ausgebrochen. Die Zeitungen sind voll davon.« Sie nahm sich noch ein Teilchen.

»Erzähl weiter«, drängte Erek.

»Naja, die Radikalen wollen die Zigeuner, Landstreicher und die ganzen Zu-

wanderer vertreiben. Auf dem Regierungssitz steht jetzt angeblich „Sicherheit, Präzision, Ordnung“. Jedenfalls haben sie damit einen Aufstand heraufbeschworen. Und Balton, weißt du, der, über den Vater immer so viel geschimpft hat, führt den Widerstand!«

Ich grinste. »Typisch. Ich frag mich, was er jetzt wohl über ihn sagt.«

»Er schimpft natürlich immer noch«, sagte Hilke mit vollem Mund.

»Und was gibt es noch Wissenswertes im Dorf, das an uns vorübergegangen ist?«

»Ja«, pflichtete EreK mir bei. »Du bist schließlich unsere Verbindung zur Außenwelt.«

Hilke verschluckte sich und ließ sich von EreK den Rücken klopfen.

»Außenwelt ist gut«, lachte ich. Hilke fand hustend ihre Sprache wieder. »Das hätte ich fast vergessen. Ein Lacher für euch.« Sie klopfte Krümel von ihrem Rock. »Michael tauchte letzte Woche mit einem ziemlich hässlichen Schnitt im Gesicht auf. Als wir ihn gefragt haben, wo er den her hatte, meinte er doch tatsächlich, als ihr euch damals geprügelt habt, hättest du ihn verflucht und immer wenn er jetzt am Nebelhaus vorbeiginge, würde die Wunde wieder aufreißen; daran könnte man den Schuldigen erkennen.« Ich spürte die Wut in mir hochkochen, EreK dagegen grinste nur in sich hinein. »Die Wahrheit ist aber, Philipp hat ihn gesehen, wie er zuvor im Dunkeln gestolpert und gegen einen Zaunpfahl gestoßen ist.« Wir brachen in schallendes Gelächter aus. Ich bemühte mich nicht, meine Schadenfreude zurückzuhalten.

»Das ist die beste Erinnerung an Michael«, sagte ich betont nachdenklich. »Der Moment als du ihm eine Ohrfeige gegeben hast.«

Hilke grinste zufrieden. »Ina und Lisa haben ihn natürlich unendlich bemitleidet. Aber Philipp hat mir die Wahrheit erzählt. Ich glaube, er war eifersüchtig.« Sie kicherte.

Ich verfiel in Schweigen. Wenn das tatsächlich alles war, was ich versäumte, dann konnte ich mich in meinem neuen Zuhause sehr glücklich schätzen.

Der Sommer hielt Einzug. Lange Abende im Freien, an denen wir den stetigen Wandel der Sterne beobachten konnten, folgten goldenen Tagen am See und an der Ruine. Wir zogen immer weitere Kreise in die Hügel um das Dorf. Von Weitem sahen wir die Feldarbeiter, rochen den würzigen Duft von frischem Heu und selten beschlich uns auch der Gedanke, wie es wohl wäre, nicht ausgestoßen zu sein und mit den anderen auf dem Heuwagen zu sitzen und zuzusehen, wie die kleinen Kinder Heuschrecken fingen. Früher musste EreK uns allein so beobachtet haben... Nein, ich wusste, wenn ich etwas vermisste – so war es gewiss nicht die Gesellschaft der Dörfler.

Viel zu schnell rückte das Jahr voran. Noch waren die Tage heiß und sonnig, doch Frühnebel, die wie scheue Geister über die Wiesen krochen und in den Wald hineinlugten, kündeten vom nahenden Herbst. Die helle Jahreszeit ist hier nicht lang, schon züngelten in den ersten Bäumen rote und goldene Lichter, bis der ganze Wald in Flammen zu stehen schien. Jeden bunten Funken versuchte ich aufzusaugen, bevor sich die Natur in die kälter werdende Erde zurückzog. Schließlich war er da, der Tag an dem der Nebel so dicht war, dass die Straße nicht mehr zu sehen war. Mein erster Sommer im Nebelhaus war vorüber und ich wusste nicht, dass es auch der letzte war.

Unwillig zu akzeptieren, dass wirklich der Winter vor der Tür stand, lief ich auch im späten Herbst noch barfuß. Nicht lange, freilich, denn dann lag ich mit einer schweren Erkältung im Bett. Zwei Tage lang konnte ich kaum sprechen, kalter Schweiß stand mir auf Stirn und Nacken und mein Kopf fühlte sich an, als würden Riesenhande ihn zusammendrücken. EreK saß mit mitleidiger Miene am Bett und las mir aus Lûg Neach vor. Meister Vhento brachte mir streng und erdig riechende Kräutertees, die mir in der Kehle brannten, doch tatsächlich war ich wieder auf den Beinen, bevor die letzten Fledermäuse in ihren geheimen Höhlen verschwanden.

Die Nächte voller Geräusche, wenn Wind und Wetter am Gemäuer nagten und

Nebel es einhüllte ,so dass Mythen entstanden von jenen, die sich nicht in den Nebel hinwagten, kehrten zurück, genauso wie die Abende vor dem Kamin, an denen Schatten in den Winkeln und Nischen des Hauses tanzten und mit ihnen auch Ereks eigenartige Wintermüdigkeit. Allzu oft saß er tagsüber nur da und stierte mit glasigen Augen ins Leere. Mir fiel auf, dass sich dazu bald eine steile Furche zwischen seinen Brauen gesellte, die sich immer widerwillig glättete, wenn er gewahr wurde, dass ich ihn beobachtete. Auch schien Meister Vhentos scharfer Blick wieder öfter auf uns zu ruhen, wie er es getan hatte, als ich von ihm hergebracht worden war und Erek so seltsame Bedenken geäußert hatte. An diesen Tag fühlte ich mich plötzlich lebhaft erinnert, als ich Erek und Meister Vhento im Nebenzimmer laut diskutieren hörte. Ich konnte nicht verstehen was sie sagten und fragte mich schon, ob ich wirklich Lauscher an der Tür sein wollte. Ereks Stimme wurde immer lauter und zorniger, bis sie plötzlich abrupt verstummte. Einen Moment war es ganz still. Dann flog die Tür auf und Erek kam herausgestürmt. Sein Blick fiel auf mich, er blieb stehen und raufte sich die Haare. Dann warf er sich in einen Sessel mir gegenüber und verschränkte die Arme. Ich wartete geduldig ab, sicher, dass er mir gleich erzählen würde, was der Grund des Streits gewesen war. Doch Erek schwieg eisern und starrte mit finsternem Blick auf den Boden.

»Erek - ?« Er reagierte nicht, ließ sich nicht einmal anmerken, ob er mich gehört hatte. Irgendwann begann ich einfach draufloszureden. »Ist dir eigentlich bewusst, dass wir uns jetzt schon über zwei Jahre kennen? Weißt du noch die Zeit, wo wir uns immer geärgert haben? Und ich war fest davon überzeugt, dich nicht zu mögen. Hilke hat schon recht, glaube ich, man kann sich einiges einreden - «

»Clara, ich muss mit dir reden!«, unterbrach er mich schroff.

Ich verstummte und sah ihn aufmunternd an. »Stell dir vor, das hab ich mir gedacht.«

Erek sah aus dem Fenster und schüttelte leicht den Kopf. Dann sah er mich an, sein Blick wurde weich, aber mir entging nicht, dass etwas Gequältes darin lag.

Er holte tief Luft. »Clara, ich werde fortgehen.«

Ich wollte etwas sagen, doch dann merkte ich, dass mich seine Aussage fassungslos machte. Etwas drückte auf meinen Brustkorb, ich schluckte schwer. »Wie meinst du denn das?«

»Ich werde aus dem Nebelhaus ausziehen.« Er machte eine kurze Pause und ich bereitete mich innerlich vor auf das, was er noch sagen wollte. »In knapp zwei Wochen.«

Warum? Wohin gehst du? Wann kommst du zurück? Ich wusste nicht, welche Frage ich zuerst stellen sollte und schüttelte nur langsam den Kopf, als könnte ich es dadurch verhindern. Seine Worte, sein Ton, sein Blick – sie ließen keinen Zweifel daran, dass es fest stand; er hatte wirklich vor zu gehen – und er würde allein gehen. Der vergangene Tag stand mir noch so deutlich vor Augen: Wir waren gemeinsam am See gewesen, der über Nacht zugefroren war; eine glitzernde Spiegelfläche aus blauweißem Kristall. An manchen Stellen waren sogar noch die letzten Wellenbewegungen im Eis festgehalten. Wir hatten die klare und belebende Kälte genossen und uns ausgemalt, wie wir die Ruine wieder aufbauen würden.

Ich klammerte mich an meine einzige Hoffnung. »Aber du willst nicht, nicht wahr? Deshalb habt ihr euch gestritten? Meister Vhento hat entschieden, dass du gehen musst?! Wie kann er das einfach bestimmen?«

»Es ist so üblich«, sagte Erek leise.

»So üblich? Unter Artisten oder was?« Es klang mir unbegreiflich.

Er nickte verhalten. »Ich habe bei Meister Vhento ausgelernt. Ich muss neue Erfahrungen sammeln und noch andere Dinge lernen.«

»Und das soll hier nicht gehen?«

»Nein«, sagte er schlicht.

»Erek, was bringt er dir nachts bei?«

»Wovon sprichst du?«, fragte Erek verblüfft. Ein wenig zu überrascht. Täuschte ich mich oder klang es aufgesetzt?

Ich wusste nicht, ob ich mich völlig verrannte, doch beschloss ich, alles auf eine Karte zu setzen. »Ich bin nicht blind. Du bist ständig übermüdet, ich sehe dich fast nie deine Kunststücke üben und du sagst mir jetzt, du müsstest woanders hin, um noch mehr zu lernen. Gib wenigstens zu, dass das merkwürdig ist.«

Erek schwieg beharrlich und mied meinen Blick.

»Ich habe nie nachgehakt, egal was war. Das weißt du auch. Einfach weil ich dir vertraut habe. Aber selbst jetzt, wenn du fortgehst, kannst du deine Geheimnisse nicht mit mir teilen?« Ich sah ihm an, dass es ihm nahe ging, doch ich konnte nicht verstehen, was in aller Welt so schwer sein konnte. »Ich will nicht darum Betteln müssen...«

»Dann tu's nicht«, sagte er schroff.

Ich schwieg entgeistert. »Ich dachte ich kenne dich.« Ich biss mir auf die Lippe, bevor mir der Satz entschlüpfen konnte. Unwillkürlich stellte ich mir vor, wie ich allein im Nebelhaus mit Meister Vhento die Tage verbringen würde, jeden Freitag einen Brief von Hilke vorfindend...

»Es ist ja nicht für immer«, lenkte er behutsam ein. »Ich werde zurückkommen und wir werden alles machen, was wir uns vorgenommen haben...«

»Schon klar...«, sagte ich heiser. Ich wusste nicht, was mich mehr bewegte, sein Fortgehen oder die Tatsache, dass er und Meister Vhento tatsächlich etwas vor mir verbargen, das ich nicht erfahren durfte, nachdem ich fast ein Jahr hier gewohnt hatte.

Wie ein drohendes Fallbeil rückte der Tag seiner Abreise näher. Mit aller Macht versuchte ich ihn hinauszuzögern. Doch je mehr wir unsere gemeinsame Zeit anfüllten, umso schneller zerrann sie zwischen unseren Fingern. Am Abend vorher kam Hilke, doch alle Versuche, eine fröhliche Stimmung zu erwecken, versiegten sowie sie entstanden. Schließlich gab Hilke Erek freundschaftlich die Hand, drückte mich fest und ließ uns allein. Wenig später beschlossen wir, ins Bett zu gehen. Es war alles gesagt – zumindest alles, was Erek preisgeben wollte – und ich ertrug es nicht, dass wir uns nur noch anschwiegen.

Ich schlief nicht viel in dieser Nacht. Kaum dass es hell wurde, wachte ich wieder auf. Vor dem Fenster tanzten die ersten Schneeflocken in diesem Winter. Schon war alles von einem feinen weißen Tuch bedeckt und das Dorf mit seinen rauchenden Schornsteinen und erleuchteten Fenstern sah aus wie ein Bild aus einem Märchenbuch. Trübselig zog ich die Gardine vor und legte mich wieder ins Bett. Irgendwann begann ich mich gemächlich anzuziehen. Frühstücken wollte ich ohnehin nichts und der Gedanke, zum letzten Mal gemeinsam mit Erek und Meister Vhento am Tisch zu sitzen, schreckte mich so sehr, dass ich gar nicht aus meinem Zimmer hervorkam.

Einige Zeit später hörte ich unten eine Kutsche vorfahren. Von plötzlicher Panik ergriffen, ich könnte Erek am Ende verpassen, raste ich nach unten. Ich fand ihn draußen, wo er sein Gepäck einlud.

»Da bist du ja«, sagte er nur. »Hast du keinen Hunger?«

Ich schüttelte den Kopf und sah hilflos zu, wie alle Vorbereitungen abgeschlossen wurden. Die Pferde scharrten ungeduldig im Schnee, ihr schnaufender Atem wirbelte als feiner Dampf durch die kalte Luft. Erek und ich gingen einen letzten Gang um das Haus herum.

»Kannst du mich nicht mitnehmen?«, fragte ich fast flehend. Erek schüttelte den Kopf. »Ich hab dir doch gesagt, ich musste Meister Vhento schwören...«

»Was soll ich denn hier, alleine, ohne dich?«

»Ich werde dir schreiben. Jeden Tag.« Er blieb stehen und hielt einen Moment inne. »Clara, ich verspreche dir, wenn ich in ein paar Monaten zurück komme, werde ich dir alles erklären.«

»Erek...«

»Na ja, alles, was irgendwie erklärbar ist«, fügte er mit einem schiefen Grinsen hinzu. »Ich weiß, das schulde ich dir.«

»Danke!« Ich umarmte ihn gerührt. Und dann, ohne dass ich so recht wusste, wie es geschah, küsste ich ihn.

Als wir uns voneinander lösten, merkte ich erst, wie zittrig ich innerlich plötzlich

war. Angst befiel mich, etwas falsch gemacht oder verdorben zu haben. Aber Erek nahm meine Hand in seine und flüsterte mir zu: »Du bleibst immer meine Clara, egal was passiert...«

Gewaltige Erleichterung überkam mich, während wir zurück gingen. Neben mir ging Erek, *mein* Erek, mit dem ich alles teilte. Alles war richtig, so wie es war...

Erek stieg in die Kutsche. Die Pferde zogen an. Bei dem gefrorenen Boden hatten sie keine Schwierigkeit, die Räder durch den sonst so aufgeweichten Boden der Einfahrt zu ziehen. Sie bogen auf die verschneite Dorfstraße ein, auf der gerade ein Fuhrwerk mit frisch geschlagenen Weihnachtsbäumen hielt. Erek winkte uns noch einmal zu, dann, bevor er um die Ecke verschwand, rannte ich der Kutsche nach.

»Denk dran, mir auch zurückzuschreiben!«, rief er.

»Jeden Tag!«, rief ich zurück. »Und vergiss du dein Versprechen nicht!«

Dann trabten die Pferde an und ich konnte ihnen bald nicht mehr folgen. Mir blieb nur noch ihm zu winken, bis die Kutsche durch den Hohlweg rumpelte und schließlich hinter einer Hügelkuppe außer Sicht rollte.

Mit einem Mal entsetzlich müde, machte ich mich auf den Heimweg. Um das Fuhrwerk mit den Bäumen hatte sich eine kleine Menschentraube gebildet, die mich aufmerksam beobachtete und hinter vorgehaltenen Händen miteinander tuschelte. Ich beachtete sie kaum. Die Leute und ihr albernes Verhalten schienen mir so belanglos wie noch nie. Meister Vhento erwartete mich am Eingang. Schweigend legte er mir seine langfingrige Hand auf die Schulter und schloss hinter uns die Tür. Das Haus schien stiller als sonst, der breite Flur düsterer und geschrumpft, als bedauerten die Mauern selbst den Verlust eines Bewohners. Ich fragte mich plötzlich, wie alt es wohl sein mochte und wer vor uns womöglich schon hier gelebt hatte.

Meister Vhento begann die Treppe hinauf zu steigen. Auf dem Absatz, gerade neben dem Portrait seiner Frau hielt er inne, einen Arm auf das dunkel glänzende Geländer gestützt. »Es tut mir Leid für dich. Alles«, sagte er ohne weitere Er-

klärungen.

»Das muss es nicht«, sagte ich in höflichem Reflex. »Wirklich«, fügte ich hinzu. »Ich würde nichts anders machen wollen, wenn ich die Gelegenheit hätte.«

Meister Vhento nickte langsam. »Beneidenswert, wer das behaupten kann«, meinte er dann und stieg die restlichen Stufen hinauf. Ich sah ihm nach, bis seine Schritte hinter einer Tür im Obergeschoss verhallten und ließ mich auf die unterste Treppenstufe sinken. Ein paar winzige Staubflusen wirbelten aus dem dunklen roten Läufer hervor und tanzten eine Weile im fahlen Winterlicht, das durch ein Flurfenster hereinfiel. Die Sonne zog weiter und mit ihr die blassen Lichtflecken auf dem Fußboden. Ideen für Gedanken und Vorstellungen drifteten vorbei, aber ich nahm mich keiner von ihnen an, sondern ließ sie aufsteigen und gleich darauf wieder in ein schwammiges Wirrwar zurück sinken.

Eine Stimme durchschnitt den Raum, weniger als das Echo eines Flüstern; doch es genügte, damit ich erschrak und aufsprang. Aber natürlich war da nichts; nur der verschlafene Wandteppich und die Schnitzereien, die von anderen Zeiten träumten.

Ich rieb mir den Arm, es kitzelte eigenartig auf meiner Haut. Ich beschloss ein Bad zu nehmen – das plätschernde Wasser verjagte alles, was mein dämmerig – dösiger Zustand mir vorgegaukelt hatte.

In der Nacht hatte ich einen unruhigen Traum. Ich jagte durch den Wald hinter einer Kutsche her, in der ich EreK vermutete, doch kam ich nie nah genug an den schlammigen Waldweg heran, auf dem sie daherpolterte; immer trennten mich dichtes Gestrüpp oder ein dornenbewehrter Baum. Ich versuchte zu rufen, doch das Brausen des Windes, das Peitschen der Äste und das Donnern der Pferdehufe übertönten alles. Plötzlich gaben die Bäume für einen kurzen Moment den Blick auf den Weg frei. Die Kutsche raste um eine Kurve, die Pferde schäumten vor Anstrengung, in der Schräglage nicht mitsamt dem Gefährt zu stürzen. Wie angewurzelt blieb ich im Unterholz stehen,, um von dem rasenden Fuhrwerk nicht erfasst zu werden. Sekundenbruchteile sah ich jemanden auf dem Kutsch-

bock sitzen. Ich glaubte Meister Vhento zu erkennen, doch als Pferde, Kutscher und Wagen im Dunkeln verschwanden, wurde ich immer sicherer, dass es jemand anderes gewesen war. Ich wollte mich umdrehen – und fuhr erschrocken aus dem Schlaf.

In der Tür stand Meister Vhento, einen dunkelrot gemusterten Morgenrock übergeworfen und eine Kerze in der Hand die seine bleiche Haut geisterhaft fahl vor dem Schwarz des Treppenhauses schimmern ließ.

»Er ist hier«, sagte er.

»Was?«, keuchte ich verwirrt. Meister Vhentos Stirn lag in tiefen Furchen.

»Er ist hier«, murmelte er noch einmal.

»Wer?«, forschte ich aufstehend.

Meister Vhento sah mich an. Die Falten glätteten sich. »Schlaf weiter. Es tut mir Leid, dass ich dich geweckt habe.«

Eilig schloss er hinter sich die Tür. Ich hörte seine Schritte draußen sich entfernen. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich fragte, was in Meister Vhento vorging, das er sich nicht anmerken ließ und ob er bereits Dinge ahnte, von denen ich noch nichts wusste.

Meister Vhento sprach kaum noch – weder an diesem Abend noch an einem der folgenden. Zwar unterwies er mich weiterhin in den verschiedenen Wissenschaften, doch außerhalb dieser Lehrstunden beschränkten sich unsere Gespräche auf das Mindestmaß an Verständigung. Ich hätte ihn oft gern etwas Persönliches gefragt, doch das wäre mir fast wie eine Verletzung seiner Person vorgekommen.

Ich begann auf die geringsten Geräusche zu achten. Das Ticken der gläsernen Standuhr, das metallische Klappern von Messer und Gabeln, das Rascheln seines Hausmantels, wenn er die Arme bewegte.

»Ich gehe heute früh zu Bett«, sagte ich.

»Wie du willst. Gute Nacht«, sagte er. Es waren die ersten Worte seit dem Nachmittag. Dann schwieg er wieder.

Das Schweigen haftete an. Ich lag im Bett, draußen vor dem Fenster fiel sacht der

Schnee und erstickte mit seiner weißen Decke jeden Laut der Welt.

In den folgenden Tagen wurde das Wetter schlechter. Schneeregen fiel aus den Wolkengeschwülsten, die sich schwerfällig heranwälzten wie wässrige Geschosse, und ließ die ganze Gegend wieder im üblichen Grau-braun versinken. Bei diesen Witterungen verlockte es mich wenig, allein hinauszugehen und so saß ich die meiste Zeit an irgendeinem Fenster, lauschte der Stille und bildete mir ein, dass aus ihr jemand zu mir sprach, so wie in den Geschichten von Lûg Neach.

Am dritten Tag wachte ich früh morgens davon auf, dass Meister Vhento an meine Zimmertür klopfte. Ich konnte ein Lächeln auf seinem Gesicht erahnen, als er mir einen guten Morgen wünschte. Er reichte mir einen Brief: Er stammte von Ere. Mit einem Freudenschrei schnappte ich nach dem Couvert und riss es auf:

Liebe Clara!

Seit gestern abend bin ich in Kenfort. Es ist eine herrliche Stadt, anders als alles bei uns. Sie liegt oben auf einem Berg und zieht sich zu beiden Seiten die Hänge hinunter. Es war dunkel, als wir ankamen und schon von Weitem konnten wir die Lichter der Stadt auf dem ganzen Berg verteilt leuchten sehen. Die Straße führt in etlichen Serpentinaen an einer abenteuerlich steilen Schlucht hinauf – ich wette, es hätte dir gefallen. Ich habe meine eigene kleine Wohnung mit Ausblick auf die gegenüberliegende Bergkette. Es ist ein ganz rötliches Gestein und sieht phantastisch aus, wenn die Sonne darauf scheint.

Aber ich schreibe dir hier den Mund wässrig und du kannst es doch nicht sehen – nicht sehr anständig von mir. Ich schwöre, ich schicke dir jede Ansichtskarte, die ich finden kann. Sowieso verzeihst du mir bestimmt, wenn ich sage, dass ich tausendmal lieber bei dir wäre, bei der Ruine auf dem zugefrorenen See – oder ist schon wieder alles geschmolzen? Verdammt, ich weiß jetzt schon, dass ich dich vermissen werde.

Schreib mir bald.

Immer,

Dein Ere

Wie einen Schatz trug ich den Brief den ganzen Tag über mit mir herum. Abends

legte ich ihn sorgfältig unters Kopfkissen. Von unten drangen leise Klavierklänge aus dem Plattenspieler – es mochte wohl Rachmaninoff sein. Ich las mir meinen Antwortbrief durch, dann löschte ich das Licht.

Mitten in der Nacht schreckte ich hoch, doch ich fand nicht heraus, weshalb. Die Musik war längst verstummt, aber mein Herz raste und in innerer Unruhe spähte ich umher. »Was erschreckt dich?«, fragte ich mich, um gleich darauf verunsichert inne zu halten. Hatte wirklich ich die Frage gestellt? Ein kühler Nachtwind bauschte die Vorhänge und irrte lautlos durch das Zimmer. Fröstelnd zog ich die Decke höher – das Fenster schließen und ihn aussperren wollte ich nicht.

Hirngespinnste und Einbildungen, meiner Phantasie entsprungen, nicht mehr und nicht weniger, glaubte ich, war all das Lauschen, Wispern und Erschrecken. Dennoch wurden diese flüchtigen Momente, die heranwuchsen und wieder davonrollten, kaum dass ich sie erspürte, zu etwas Vertrautem – ein Geheimnis, das freundlich an meinem Bewusstsein leckte.

Auch in der folgenden Nacht erwachte ich, doch diesmal unter gänzlich anderen Umständen. Ich hörte tatsächlich eine Stimme, die sich zuerst in meine Träume mischte und mich dann aus ihnen erweckte. Aus dem Flur drangen unverständliche Worte, wehklagend und jammervoll, mal ganz zurückgenommen, dann wieder anschwellend. Eine Weile lauschte ich verwirrt, dann stand ich auf und öffnete behutsam die Tür. Ich bemühte mich, ja keine Geräusche zu machen, als ich mich an der Wand entlang tastete; was nicht schwerfiel, denn der Läufer schluckte das leise Tappen meiner nackten Füße.

Ich steckte den Kopf durch das Geländer und erblickte Meister Vhento. Er kauerte auf dem Treppenabsatz vor dem Portrait seiner Frau, das Gesicht mit den Händen bedeckt, sein Körper zitterte.

»Warum?«, hörte ich ihn schluchzen.

Ich sah bestürzt auf die Szenerie hinab, fühlte mich gleichzeitig peinlich berührt, als wäre ich in einen intimen Moment hineingeplatzt. Und doch konnte ich mich in aller Befangenheit nicht abwenden.

»Komm zurück – gib sie mir zurück!« Sein Klagen wurde zum Heulen, wie ein verwundetes Tier klang er. Am Liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten. Doch dann änderte sich der Ausdruck: »Du!«, schrie er heiser zu jemandem, den nur er zu sehen schien. »Kommst du jetzt, um mich bloßzustellen, über mich zu triumphieren? Du hast sie mir genommen, alles hast du mir genommen, verflucht seist du! Geh mir aus den Augen!«

Als hätte der letzte Satz, der von den Wänden und von der Decke hallte, mir gegolten, zog ich mich eiligst in mein Zimmer zurück. Erst viel später sollte ich die volle Erklärung für das eben Mitangesehene erfahren. In diesem Augenblick, da ich versuchte die leiser werdenden Geräusche aus dem Flur zu ignorieren, empfand ich nur Mitleid und Gram für die gepeinigte Seele, die da draußen kniete unter dem Bild der schönen Frau. Es dauerte lang, bis ich wieder einschlief.

Weder im nächsten noch in einem der nachfolgenden Briefe an Erek erwähnte ich etwas von den nächtlichen Beobachtungen. Es war das erste Mal, dass ich ihm etwas verheimlichte. Das Haus bürdete wohl jedem sein Geheimnis auf, dachte ich, als ich Meister Vhento bat, das Schreiben zu verschicken. Ich konnte in seinem Verhalten keine Veränderung erkennen, dennoch sah ich ihn in völlig neuem Licht: Er schien ein Stück weit angreifbarer und verletzlicher geworden, was mich fast mehr erschreckte als die Strenge und Unnahbarkeit, die er sonst bisweilen zeigte.

Liebes Clärchen!

Verwundert las ich diese Anrede. So hatte er mich nie genannt und ich war mir nicht sicher, ob es mir gefiel. Es schien zu sagen, mein kleines Mädchen, bist zu Hause geblieben, während ich in der großen weiten Welt herumreise. Gleich darauf rügte ich mich selbst für diese Auslegung Ereks lieb gemeinter Worte. War ich schon so bitter?

Der Frühling kommt früh hier unten! Es ist jetzt schon so warm wie bei uns meist nur im Sommer. Und es ist so hell hier. Nicht diese bleischwere, verregnete Düsternis. Aber

was solls. Ich vermisse dich unendlich, glaub mir...

Ich stellte mit einigem Unbehagen fest, dass ich eifersüchtig war. Auf einmal musste ich ihn mit anderen teilen, hatte nur sein Wort, während irgendwo jemand ihm ins Gesicht sehen durfte. Ich versuchte mich für ihn zu freuen, dass er wieder unter Freunden leben konnte. Aber ein düsteres Gegengewicht war dabei, dass ich es bald müde war, von der immer gleichen Eintönig zu schreiben; die Wintersonne schlich kränklich über den aschgrauen Himmel. Er dagegen berichtete in den schillerndsten Farben von einer mir unbekanntem Welt.

Ich schien zu verlernen ihm zu sagen, was in mir vorging. Vielleicht, weil ich ahnte, dass es nicht seine Stimme war, die mich rief, nachts ans Fenster lockte und in die Dunkelheit starren ließ – dorthin, wo die Stadt am Fluss lag – und vielleicht auch ein anderes Leben.

»Also, Clara. Wann willst du gehen?«

Verwundert sah ich von meiner Linsensuppe auf. »Wie meinen Sie das?«

»Uns ist doch allen klar, dass du nicht ewig hier wohnen wirst«, sagte Meister Vhento in verständigem Ton. »Du kannst bleiben, solange du willst, aber jetzt, da Ereկ nicht mehr hier ist, solltest du in die Stadt gehen und wieder unter Menschen kommen, meinst du nicht?«

»Jaah-«, sagte ich langsam. »Ich habe daran gedacht...« Ich wollte nicht undankbar erscheinen; ich verdankte diesem Haus und seinem Herrn so viel, doch plötzlich wollte ich nur noch weg. Einen Neuanfang wagen – als hätte jemand in meinem Kopf ein Licht angezündet, so klangen mir diese drei Worte. Nicht mehr allein – mit Leuten, die mich verstanden- warten, bis Ereկ zurückkäme.

Meister Vhento beobachtete mich stirnrunzelnd. Dachte auch er daran, dass er allein in diesem Haus sein würde, mit nichts, als der Erinnerung an seine Frau? Ich mochte es mir gar nicht vorstellen. Oder erahnte er meine seltsamen, heimlichen Erlebnisse? Sah er bereits, was ich so viel später erst erfahren sollte?

Er nickte langsam. »Der Frühling kommt spät dieses Jahr. Du solltest wirklich gehen. Ich werde etwas für dich finden.«

Ich schrieb Erek von dem Plan. Er zeigte sich erleichtert und bestärkte mich in allem.

Nur eine einzige war nicht glücklich mit meinem Wunsch: »In die Stadt? Dann bist du ja schrecklich weit weg!«, klagte Hilke.

»Ich bin jetzt genauso weit weg«, wandte ich ein. »Schreiben können wir uns genauso und mindestens alle zwei Wochen fährt Thomas in die Stadt, der nimmt dich mit Sicherheit mit.«

»Ich steige nicht mit Michael in ein Auto!«, sagte sie.

»Dann frag eben nicht Thomas. Es fahren bestimmt noch andere.«

»Es ist einfach schöner zu wissen, dass du gleich um die Ecke bist«, sagte sie.

»Und was nützt dir das?«, fragte ich. »Gar nichts, weil du doch nicht herkommen kannst, wie es dir passt.«

»Es ist trotzdem was anderes«, beharrte sie. »Klar, ich verstehe das schon.« Sie überlegte eine Weile. »Vielleicht ist es ganz gut. Ich könnte mir vorstellen, dass sich die Leute wieder etwas beruhigen, wenn du nicht mehr im Nebelhaus wohnst.«

»Bisschen spät, oder?«, murmelte ich.

»Allerdings... hör mal, du sollst nicht das Gefühl haben, dass ich dich zurückhalte. Mach das, wenn du möchtest.«

»Danke, Kleines«, sagte ich.

»Übrigens, ich glaube, Mutter weiß, dass ich dich besuchen komme«, meinte Hilke.

»Was? Hat sie was gesagt? Hat dich jemand gesehen?«, fragte ich alarmiert.

Sie schüttelte den Kopf. »Nichts davon. Ist nur so ein Gefühl. Aber selbst wenn – ich glaube nicht, dass sie was sagen würde. Ich glaube, sie würde dich selbst gerne sehen.«

»Wirklich?«, fragte ich verwirrt. »Meinst du, ich sollte irgendwas machen? Ihr schreiben?«

Hilke schüttelte wieder den Kopf. »Wie gesagt, das ist nur so ein Gefühl. Ich

würde erst mal abwarten.« Sie zuckte entschuldigend die Schultern. »Ich muss gehen. Sag mir bescheid, wenn du was Neues weißt.«

»Ja, du auch.«

Bereits nach vier Tagen verkündete mir Meister Vhento, er habe für mich einen Platz in einem antiquarischen Buchhandel gefunden. Das inhabende Ehepaar benötige dringend eine Aushilfe und verfüge zudem über Räumlichkeiten, um mich aufzunehmen, vorausgesetzt ich sei einverstanden. Das war ich natürlich. Ich bedankte mich bei Meister Vhento für seine Bemühungen, doch er tat dies nur mit einer knappen Geste ab und meinte, es sei nicht der Rede wert.

So gingen meine Tage im Nebelhaus also dem Ende entgegen. Ich sah das mit einiger Befremdung, nachdem ich mein ganzes Leben in diesem Dorf verbracht hatte. Auf der anderen Seite war ich viel zu gespannt, was in der Stadt auf mich wartete, um dem lange hinterherzutruern. Meister Vhento hatte schon recht – letzten Endes gab es keinen vernünftigen Grund für mich, noch weiter hier zu bleiben.

Ich verabschiedete mich von der vertrauten Umgebung, den Zimmern im Nebelhaus, dem Wald, den wilden Hügeln und der Ruine am See, indem ich Erek davon schrieb. Er beteuerte, er teile meine Empfindungen; auch er vermisse das alles und am meisten mich.

Am längsten stand ich wohl vor dem Tor, versuchte mich zu erinnern, wie es gewesen war, als ich es zum ersten Mal sah. Allein – es war zu lange her. Seit ich denken konnte, war es mystischer Bestandteil meiner Welt gewesen. Vermutlich hatte ich den ersten Blick während eines Nachmittagsspaziergangs aus dem Tragetuch meiner Mutter heraus erhascht. Jetzt war es zu spät, jemanden danach zu fragen. Meine Koffer waren gepackt, mein Zimmer fertig hergerichtet, falls ich irgendwann zurückkehren sollte. Einen Monat, nachdem die Idee fortzugehen zum ersten Mal angesprochen worden war, zog ich aus dem Nebelhaus aus und

bestieg mit Meister Vhento eine Kutsche.

Schon bei meinem ersten Besuch in der Stadt war mein bleibender Eindruck gewesen, dass hier alles immer ein Stück größer war, als ich es kannte. Vielstöckige Häuserfronten ragten zu allen Seiten auf und ließen den Himmel, der dazwischen blinkte, noch ein wenig ferner erscheinen. Die zwei Türme der Old Ched Abbey winkten jedem Besucher schon von Weitem und vermochten jeden Fremden oder Verirrten sicher ins Zentrum der Stadt zu leiten, auch wenn die dunklen Glockentöne, die bisweilen durch die Straßen dröhnten, den Richtungssinn verwirren mochten.

Unbeschreiblich groß war auch das Chaos in den befahrenen Straßen und besonders auf dem weitläufigen Platz der Kathedrale. Dicht an dicht drängten sich Menschen, die bloß auf ihre eigenen Geschäfte bedacht waren – ein Verwirrspiel an Wegen, die sich kreuzten und wieder auseinander liefen. Dazwischen hupten Autos, Motoren knatterten und eisenbeschlagene Pferde wieherten schrill. Darüber hinweg gellten die Rufe der Kutscher, die wortstark ihre Vormachtstellung auf den Straßen zu verteidigen suchten.

Ein eigenartiger Zug spielte um Meister Vhentos Mund, während er das Treiben um uns herum beobachtete. Er schien ein mäßig interessierter Beobachter, distanziert und unbeteiligt, ständig Überlegenheit wahrend. Eine Überlegenheit, die gleichsam allem anderen wie auch ihm selbst gelten konnte. So deutete ich sein Mienenspiel und es erschien mir passend, wenn es auch Augenblicke später wieder anderes verhiß.

Wir bogen in eine kleine Seitenstraße ein. Die Kutsche holperte über das unebene Pflaster, rollte schließlich durch einen grob gemauerten Torbogen und kam in einem sechseckigen Innenhof zum Stehen. Er wirkte grau und trist, die meisten der Fensterläden waren geschlossen, doch ich erahnte, dass er zu einer freundlicheren Jahreszeit einladender erscheinen könnte.

Vor einer dunkelgrün gestrichenen Tür stand eine ältere Frau mit langem zerzaustem Haar, das bereits von grauen Strähnen durchzogen war. Sie trug ein

buntes Kleid, das in vielen Schichten übereinander fiel, mit unzähligen Fransen daran. Um die Schultern hatte sie eine eigentümlich buschige Federboa geschlungen und sie rauchte ein lange, gläserne Zigarettenspitze. Als sie uns aussteigen sah, kam sie uns entgegen. »Du musst Clara sein! Willkommen bei uns. Ich bin Elloise Laire.«

Ich weiß nicht, wieso mir ausgerechnet in diesem Moment durch den Kopf schoss, dass sie, von Meister Vhento und Hilke abgesehen, seit langem die erste Person war, zu der ich sprach; die erste Fremde seit einer Ewigkeit.

»Danke«, sagte ich über meine plötzliche Konfusion hinweg. Mme Laire strahlte und schüttelte mir die Hand, wozu sie umständlich die Zigarettenspitze von der rechten in die linke Hand wechselte. Die Gelassenheit und Selbstverständlichkeit, mit der sie Meister Vhento gegenüberstand, bestärkten mein bisher zögerliches Zutrauen und ich fügte ein »Schön Sie kennen zu lernen«, hinzu.

»Na und ob! Wir werden uns schon verstehen, hmm?«

Meister Vhento stellte meinen Koffer neben mir ab und bedachte Mme Laire mit seinem ihm eigenen bohrenden Blick. Sie war der erste Mensch, dem das kaum etwas auszumachen schien – bemerkte sie es überhaupt? Wenn, dann verbarg sie es jedenfalls gut. Es ärgerte mich beinahe.

»Kann ich Ihnen etwas anbieten? Tee?«, fragte sie.

»Nein, vielen Danke. Ich werde gleich wieder fahren.«

Ich sah ihn an und wollte protestieren, doch Elloise kam mir zuvor:

»Ist nicht Ihr Ernst?«, rief Mme Laire fast belustigt. »Sie sind gerade erst angekommen. Nun kommen Sie einen Augenblick mit herein.«

»Ich bin sicher, Clara brennt darauf, ihr neues Zuhause kennen zu lernen«, sagte er nur. »Meine Empfehlung. Clara - « Er wandte sich mir zu und sah mich durchdringend an. Für einen kurzen Moment fühlte ich mich in den Tag unserer ersten Begegnung zurückversetzt. »Du weißt, wo du mich findest.«

»Ja. Danke«, sagte ich, meine Enttäuschung über seine sofortige Abreise unterdrückend. »Danke für alles – «

Er nickte, strich mir einmal durchs Haar und stieg dann ohne ein weiteres Wort wieder in die Kutsche, die unter lautem Geklapper davonrollte.

»Seltsamer Mensch«, bemerkte Mme Laire. »Immer schon gewesen.«

»Sie kennen also Meister Vhento?«, fragte ich.

»Nur flüchtig«, winkte sie ab.

Dennoch fragte ich sie einer plötzlichen Eingebung folgend: »Wissen Sie, ob er einen Sohn hat?«

»Vhento? Nein, keine Ahnung. Hab noch nie von einem gehört. Aber ich dachte, du hast bei ihm gelebt? Warum hast du ihn nicht selbst gefragt?«

Ich antwortete nicht. Die ganze Zeit über hatte ich diese Frage stellen wollen, aber ich war sicher gewesen, wenn er davon hätte erzählen wollen, so hätte er es von sich aus getan.

»Wie auch immer.« Sie klopfte ihre Zigarettenspitze aus. »Komm rein.«

Ich folgte ihr in eine verwinkelte, niedrige Kammer, vollgestopft mit Instrumenten und Gerätschaften, deren Zwecke mir verschlossen blieben. Hinter einem enormen Arbeitstisch saß gekrümmt ein Mann, das konzentrierte Gesicht von einer nackten Glühbirne, die von der Decke hing, angestrahlt. Sein graublondes Haar stand strohig und stoppelig in alle Richtungen ab. Er furchte die gerötete Stirn, seine kleine Brille rutschte ihm auf die Nasenspitze. »Verfluchter Mist!«, brummte er just in dem Moment, als ich ihn zwischen all den verstreuten und waghalsig gestapelten Utensilien ausgemacht hatte. Mme Laire räusperte sich.

»William?«

Mit einem leidvollen Blick sah der Angesprochene auf. Ein strahlendes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, ließ ihn gleich ein paar Jahre jünger aussehen und offenbarte außerdem eine beträchtliche Anzahl Goldkronen.

»Unsere Clara. Reizend. Ganz reizend.« Er schüttelte mir begeistert die Hand und kletschte auf einer Seite sein Haar platt an den Schädel. »Du zeigst ihr alles, Elloise, Schatz? Ja? Sehr gut. Sehr gut.« Mit einem entschuldigenden Grinsen beugte er sich wieder über seinen Tisch.

Mme Laire schob mich ins nächste Zimmer und schloss die Tür. »Er hat begnadete Hände«, sagte sie. »Aber er ist immer schrecklich gestresst, wenn etwas nicht klappt, der Arme.«

Ich nickte in verständiger Manier und sah mich um.

»Das ist unser Verkaufsraum«, erläuterte Elloise. Sie bedeutete mir, ihr zu folgen, doch das war schier unmöglich. Nicht nur, dass in Abständen von einem halben Meter schlanke Regale bis unter die Decke ragten; Bücherstapel wuchsen wie bunte Säulen aus dem Boden, breiteten sich wie rechteckig gemusterte Teppiche aus und wucherten von allen Seiten über den zentral platzierten Schreibtisch wie eine enorme Schlingpflanze. Ich spähte durch die Schaufenster auf die kopfsteingepflasterte Straße. Gegenüber erblickte ich die sorgfältig arrangierten Auslagen eines Feinkostladens.

Elloise schob ein paar der Hindernisse beiseite und führte mich eine gewendelte Treppe in der Ecke des Raumes hinauf. Selbst hier krochen die Bücherstapel bereits hinauf wie die tastenden Fühler eines blinden Tiers, über die ich, den Koffer auf den Armen, umsichtig watete und balancierte.

Wir gelangten in einen kurzen Flur. Elloise öffnete die hinterste Tür. Dahinter lag eine helle Kammer mit abgeschrägter Decke. Durch die weiß gestrichenen Sprossenfenster sah man hinunter auf den Innenhof. Ein frisch bezogenes Bett, ein Kleiderschrank und ein Sekretär quetschten sich in den kleinen Raum.

»Es ist nicht gerade Vhentos Villa und du wirst es selbst sauber halten müssen. Aber immerhin ist es hell und du bist ungestört. Mach es dir erst Mal gemütlich. Badezimmer ist nebenan. Ich bin unten, wenn du mich brauchen solltest. «

»Danke«, sagte ich.

Elloise verließ das Zimmer und ich begann meinen Koffer zu leeren. Viel gab es da allerdings nicht zu tun. Lûg Neach legte ich umsichtig unter das aufgeschüttelte Kopfkissen. Für Ereks Briefe fand ich ein geeignetes Fach im Sekretär, so wie für ein paar andere Kleinigkeiten auch. Der Schrank schließlich war so groß und wuchtig, dass er meinen mittelmäßigen Haufen Kleidungsstücke mühelos

schluckte. Ich benötigte kaum eine Hälfte. Zuletzt wuchtete ich noch den Koffer hinein. Zufrieden öffnete ich das Fenster und sah hinaus. Obwohl es noch kalt war, lag bereits ein Hauch von Frühling in der Luft. Ein stetiges Gemurmel aufgeregter Betriebsamkeit drang herauf. Wie viel mochte wohl hier auf mich warten? Ich hatte das Gefühl, eine alte, vertrocknete Schale abzuwerfen. So sah er also aus, mein Neuanfang. Ich konnte kaum erwarten zu sehen, was er mir bringen würde.

Ich lief die Treppe wieder hinunter. Von Elloise Laire war keine Spur zu sehen. Bewundernd fuhr ich mit der Hand über die unzähligen Buchrücken. Hatte Großvater möglicherweise hier Lûg Neach erworben? Es wäre kaum verwunderlich. Andererseits – was für ein Zufall, dass es mich hierher geführt hatte.

Auf dem Boden lag aufgeschlagen eine Sammelausgabe *Merlin und Taliesin*. Die Art wie das Schmuckstück so achtlos platziert war, forderte mich geradezu auf dem Drang zu stöbern nachzugeben. Jedes Stück hatte etwas ganz Eigenes, oftmals waren die Kanten bereits abgerieben und das Bindegewebe schaute hervor. Hier und da entdeckte ich einen Titel, der mir bekannt war, doch der Großteil waren mir unbekannte Schätze, die alle um die Gunst zu buhlen schienen, von mir als erstes aufgeschlagen zu werden. Es dauerte eine Weile, bis ich überhaupt ein Buch fand, das in den überladenen Regalen nicht so fest eingequetscht war, dass es nur rohe Gewalt hätte befreien können. Es hieß „Der Wortfänger“ und handelte von einem Betrüger, der für kleine Vermögen Buchtitel an unselige Autoren verkaufte indem er ihnen mit den Titeln den Schlüssel zum ersehnten Erfolg versprach. Die Seiten waren hauchdünn, gegen das Licht gehalten fast durchsichtig und raschelten verheißungsvoll. Ich musste mir mehrmals einschärfen, dass ich nicht zum Lesen, sondern zum Arbeiten hergekommen war. Ein wenig hilflos sah ich mich um. Wo sollte man hier anfangen? Jede Bewegung war mit dem ständigen Risiko, an eine der waghalsig gestapelten Büchersäulen zu stoßen, deren Umfallen eine vielschichtige Kettenreaktion und damit endgültiges und unumkehrbares Chaos hervorrufen würde. Während ich mir noch das höchstmögliche Maß an Verwüstung ausmalte, klopfte außen gegen die Scheibe bereits neue Gefahr. Vor dem Schaufenster stand ein hoch aufgeschossener Junge, sein rotblondes Haar klebte platt an seinem runden Kopf, seine fleckig roten Wangen umschlossen ein breites Grinsen; er deutete vergnügt auf zwei große Kisten zu seinen Füßen. Ich hatte keine Zweifel, was darin war.

Ich balancierte umsichtig bis zur Ladentür. Ein blecherne Glocke läutete auf, als ich die Tür aufzog.

»Nachschub!«, rief der Junge fröhlich und bugsierte die Kisten mit den Füßen über die Schwelle.

»Pass bloß auf!«, mahnte ich ihn, als ich den ersten Stapel schwanken sah.

»Sag bloß nicht, du versuchst hier Ordnung zu machen?«, sagte er und lachte.

»Wenn ich das nicht hinkriege kann ich ja wohl gleich wieder gehen, oder?«, sagte ich fast ein wenig verärgert, obwohl ich seinem Gelächter im Stillen nur zustimmen konnte.

»Also dann bist du die neue Aushilfe hier, oder?«, forschte er.

Ich nickte. »Ja, ich bin Clara.«

»Ach ja, Elloise hat von dir erzählt - ich bin Jan. Willkommen im Eck!«

Ich sah ihn verständnislos an.

»Ach so. Eck – so nennen wir hier die Hinterhofgemeinschaft. Soll ich dich ein bisschen rumführen? Wenn du Lust hast natürlich.« Er sah hoffnungsvoll aus.

»Naja, ich bin grad erst angekommen, ich weiß nicht wo Mme Laire ist und sollte wahrscheinlich nicht sofort einfach abhauen.«

»Ach, Elloise ist nicht so. Komm schon, wir können doch bald wieder da sein.«

»Später gerne. Aber ich glaube wirklich, dass ich versuchen sollte, hier ein bisschen was geschafft zu kriegen. Du kannst mir ja helfen.«

»Oh.« Das Grinsen in seinem Gesicht verblasste ein wenig. »Tschuldige, aber ich hab keine Ahnung davon. Ich trag das Zeug nur durch die Gegend.« Er zuckte die Schultern.

»Ist schon in Ordnung.« Ich lächelte ihm aufmunternd zu. Er scharrte mit dem Fuß.

»Tja dann will ich mal. Ich seh dich später.«

Die Hände in den Hosentaschen schlenderte er davon.

Ich musterte den Laden noch einmal systematisch. Es war absurd, irgendeine Anstrengung ohne vorherige Anweisung von Mme Laire zu unternehmen und

selbst dann schien mir der Ausgang ungewiss. Völlig unabhängig davon hätte ich Jans Einladung dennoch abgelehnt – meine ersten Streifzüge durch meine neue Welt wollte ich auf eigene Faust unternehmen.

Ich begab mich auf die Suche nach Mme Laire und entdeckte, dass das Haus aus etlichen kleinen Zimmern und Kammern bestand, die alle in ähnlicher Manier bis unter die Decke vollgestopft waren mit Dingen, wie man sie auf einem Trödelmarkt vermutete. Staubige, bunt gemusterte Teppiche hingen über einem angelaufenen, mannshohen Silberspiegel, eine Schaufensterpuppe, der der rechte Arm fehlte, verdeckte die Durchgangstür zur Nachbarwohnung. Da gab es Schränke voller Kostüme und Perücken, die jedem verkleidungsbegeisterten Kind, wie Hilke und ich immer gewesen waren, das Herz höher schlagen lassen würden. Auf einem Regal thronte ein ausgestopfter Rabe, der geradewegs der Ballade von Edgar Allen Poe entsprungen zu sein schien und der sich ebenso gut auf dem Dachboden des Nebelhauses gemacht hätte. Bei aller Begeisterung, die ich für diesen recht ungewöhnlichen Fundus aufbringen konnte, fragte ich mich doch, wofür die Laires all das wohl brauchen konnten. Schließlich ging ich wieder nach draußen. Elloise stand vor der Ladentür, der Rauch ihrer Zigarettenhülse kräuselte sich in der kühlen Vorfrühlingsluft. Bei ihr standen Jan und eine Frau, die nur Jans Mutter sein konnte. Sie hatte das gleiche rotblonde, ausgedünnte Haar und die gleichen roten Flecken auf den Wangen und sogar auf dem Hals.

»Ah, da bist du ja. Jan hast du also schon kennen gelernt«, sagte Mme Laire gut gelaunt.«

Ich begrüßte Jans Mutter höflich. Sie sprach sehr langsam und schleppend, erwiderte meinen Gruß aber überaus freundlich.

»Der ist für dich angekommen«, sagte Elloise Laire und hielt mir einen Brief hin. Ein flüchtiger Blick auf die Adressierung sagte mir, von wem er war. Strahlend nahm ich ihn entgegen.

»Jan! Würdest du diesen Korb für mich zur Arche bringen«, wandte sich Elloise an Jan. Dieser zuckte die Schultern, nickte seiner Mutter und mir kurz zu und

ging. Mme Laire war schon wieder in ein Gespräch mit Jans Mutter vertieft und da sie keine Anstalten machte, mir in Kürze eine Arbeit aufzutragen, beeilte ich mich, auf mein Zimmer zu kommen. Geradezu gierig riss ich das Couvert auf. Die breite, krakelige Schrift täuschte ein wenig darüber hinweg, doch sein Schreiben umfasste kaum mehr als drei Zeilen. Es ginge ihm gut und er erkundigte sich, wie es mir an meinem ersten Tag in der Stadt ergangen sei. Meine anfängliche Euphorie verflog. Dies war die zweite Nachricht von ihm, die auf das Allernötigste beschränkt war – ja den Eindruck einer pflichtschuldigst abgearbeiteten Routinehandlung erweckte.

Ich faltete den Brief wieder ein, legte ihn sorgfältig zu den anderen und kramte einen leeren Briefblock hervor.

»Liebster Ereka«, setzte ich an, doch innerlich errötend kritzelte ich die beiden Worte wieder durch.

»Lieber Ereka... «

Seufzend riss ich den Bogen ab und zerknüllte ihn. Vielleicht vergaß er mich nach und nach, brauchte mich nicht mehr. Im Dorf hatten wir niemanden sonst gehabt, aber dort, wo er war, mochte es andere Menschen geben, die sein Leben ganz ausfüllten...

Ich verdrängte diese unliebsamen Gedanken, die doch nichts Gutes bringen konnten. Vielleicht hatte er bloß viel zu tun – was auch immer er genau tat.

Eine halbe Stunde später rief Elloise rauchige Stimme mich nach unten. »Hilfst du mir mit dem Abendessen? Morgen kannst du mir dann im Laden einfach ein bisschen zur Hand gehen. Du hast ja wohl hoffentlich nicht befürchtet, gleich das Heft in die Hand nehmen zu müssen?« Sie lachte herzlich, ohne eine Antwort abzuwarten und schnitt Scheiben von einem dicken Stück Schinken ab.

Auch als wir mit dem sichtlich erschöpften William am Tisch saßen, hörte sie nicht auf zu plappern. »Alles in Ordnung bei dir? Du bist so still. Du hast doch nicht etwa Heimweh? Erzähl doch mal von deinem Dorf! Wie kam es überhaupt,

dass du bei Meister Vhento gewohnt hast?«

Ich steckte mir schnell ein Stück Brot in den Mund, um Zeit für meine Antwort zu gewinnen. »Es hat sich eben so ergeben - «, druckste ich herum. Was hätte ich auch sagen sollen? Die Schilderung der Ereignisse der letzten zwei Jahre war gewiss nicht das, was Elloise erwartete und ich wollte sie ihr auch nicht so einfach preisgeben.

William Laire hüstelte. »Ich glaube, Clara wird bei Gelegenheit schon noch erzählen. Lass sie erst einmal in Ruhe essen.«

Mein erster Eindruck sollte sich bewahrheiten – Mister Laire war ein gutmütiger, zurückhaltender Mann, der am glücklichsten war, wenn alles seinen ruhigen, gewohnten Gang lief. Nicht nur einmal fragte ich mich, wie er und die lebenslustige, das Auffällige und Schrille liebende Elloise hatten zueinander finden können. Noch im Bett summte mir der Kopf von ihrem fröhlichem Schwatzen. Trotz der vielen Menschen, von denen mir niemand feindlich begegnete, fühlte ich mich ein wenig verloren. Wenn ich die Augen schloss, konnte ich mich der Illusion hingeben, nur nach unten zu gehen und dort Ere in dem Kaminzimmer zu finden. Aber nein – der Geruch war anders, die Geräusche stimmten nicht. Ich hörte ferne Stimmen, das Schlagen von Türen und rasselnde Motoren. Ich nahm Lûg Neach und gab mich dem Klang der Stimme in meinem Kopf hin, die hier wie überall nie gänzlich verstummte.

Der nächste Tag begann stürmisch und verregnet. In nicht enden wollenden Strömen trommelte es auf die Dächer im Eck. Durch den Regenschleier blinkten die matt erleuchteten Fenster auf der anderen Straßenseite.

Jedes Mal, wenn die Tür sich öffnete, wirbelten die Papiere auf Elloise' Schreibtisch durcheinander. Im Laufe des Tages sammelte sich durch abtropfende Schirme und Schuhe an der Schwelle eine kleine Pfütze und ein säuerlicher Geruch von feuchter Kleidung setzte sich fest.

Mme Laire erklärte mir zunächst die recht eigenwillige Ordnung, der die Sortie-

rung der Bücher in den Regalen folgte. In den ersten Tagen ließ sie mich Werke für Kunden heraussuchen, bis sie mir schnell die Bedienung ganz überlassen konnte. Sobald ich mich jedoch darin frei bewegte, machten wir uns an die Aufgaben, die sie, wie sie zugab, nicht allein bewältigen konnte und wollte.

»Ich hätte es ja schon längst gemacht. Aber es werden ja jeden Tag mehr und da muss man auch wissen, wie man Ordnung hält. Du siehst es ja überall, das ist nicht mein größtes Talent.«

Ihre offene Selbsterkenntnis in diesem Punkt war sehr angenehm, denn sie befolgte jeden Vorschlag, den ich zur Veränderung des Zustandes hervorbrachte. Es war eine mühselige Angelegenheit, die unzähligen nicht einsortierten Bücher zu sichten, zu katalogisieren und in Zweit- oder Drittreihen in die ächzenden Regale zu quetschen.

Ich legte ein neues Verzeichnis an und nahm mir systematisch eine Ecke des Raumes nach der anderen vor. Mme Laire zog sich bald von meinem Vormarsch zurück und überließ mir das Feld, um ihrer besonderen Gabe nachzugehen, die sie für die Arbeit in diesem Bücherparadies prädestinierte: Sie brauchte kaum mehr als einen Blick, vielleicht einen kurzen Wortwechsel, um einem stöbernden Kunden genau das in die Hand zu drücken, was er insgeheim suchte. Ich beobachtete immer wieder beeindruckt, wie sie einen Treffer nach dem anderen landete. Sie war so gerne unter vielen Menschen, doch sie musste sie wohl auch stets gut beobachtet haben. Auch mich beobachtete sie gut genug, um ihre neugierigen Fragen zurückzuhalten und mir meine Eigenarten, die auf viele seltsam wirkten, wie ich noch herausfinden sollte, zuzugestehen.

Dazu gehörten zum Beispiel meine einsamen Streifzüge durch die Gassen auf der Suche nach einem verschwiegenen Ort wie der alten Mauer im Wald. Doch die einzigen verlassen Winkel waren dreckige Ecken, lichtlos und abweisend.

An einem der ersten Tage erneuerte Jan, der täglich ein bis zweimal durch das Schaufenster lugte und mir zuwinkte, sein Angebot einer kleinen Stadtführung.

»Wunderbare Idee!«, rief Elloise, die nahbei stand. »Husch, husch, ich will euch

die nächsten zwei Stunden nicht sehen.«

«Tja, siehst du?«, grinste Jan triumphierend.

Ich erwiderte sein Grinsen etwas steif. Gemeinsam verließen wir den Laden.

Hohe schmale Steinhäuser schmiegt sich die Straße säumend aneinander. Balkone und Erker überragten Verkaufsauslagen und stöbernde Menschengruppchen. Wagen ratterten über das Kopfsteinpflaster, an einer Ecke spielte ein Straßenmusikant. Wir kamen von breiten Straßen in schmale Gässchen, kaum breiter als drei Fuß.

Bei all dem bemühte ich mich, nicht die Orientierung zu verlieren. Wir bewegten uns, wie ich bald erkannte, kreisförmig, immer um das Eck herum, während Jan alles mit kurzen Anmerkungen kommentierte, wobei er ein besonderes Augenmerk auf skurrile und zwielichtige Gestalten legte.

»Da oben wohnt Schulze-König, er hat zwei Blocks weiter einen Friseursalon. Allerdings hat er nie Kundschaft. Direkt nebenan wohnt Sally. Tauchte eines Winters mit einem Koffer voller Edelsteine auf und lässt seitdem niemanden mehr in ihre Wohnung. Da hinten die Straße runter, das helle Haus, da hat dieser Frauenmörder gewohnt...«

»Hier?«, fragte ich perplex.

»Hm. Das hier«, fuhr er unbekümmert fort, »ist die Arche. Beliebter Studententreff. Abends gibt's auch warme Küche.« Die Tür der Kneipe ging auf, ein Gemisch von Räucherduft und warmem Speck wehte heraus, gemeinsam mit einer Gruppe Aufmerksamkeit heischender Gäste. Einer von ihnen erblickte uns und lachte grölend auf.

»He hey! Fizzler! Hast dir eine Freundin gefunden?«

Jan lief bis unter die Haarspitzen rot an und murmelte etwas Unverständliches. Fünf feixende Gesichter sammelten sich vor der Schanktür. Sie erinnerten mich an etwas, das ich nur zu gut kannte. Im Geiste sah ich eine Szene sich wiederholen, die ich für immer hatte hinter mir lassen wollen. Hier war es wieder, nur fiel mir diesmal eine andere Rolle zu.

Ich machte ein paar Schritte auf den, der gesprochen hatte zu. Er trug eine enge braune Jacke und war etwa einen Kopf größer als ich.

»Hast du irgendein Problem?«, fragte ich so herausfordernd wie möglich.

Der Angesprochene lachte seinen Freunden zu. »Hört euch das an. Fizzler lässt jetzt die Frauen auf sich aufpassen.« Er verschränkte die Arme. »Komm lieber mit uns, Süße«, sagte er zu mir.

Ich dachte daran, wie Ereկ vor Ewigkeiten, wie es schien, Frau Schmidt entgegengetreten war. Fast musste ich grinsen. Ich sah die feixenden Männer an. »Ihr seid erbärmlich!«

Mein Herz raste, als ich mich umdrehte, mir schoss durch den Kopf, wozu Ereկs Hitzkopf ihn wohl getrieben hätte.

»Komm«, sagte ich zu Jan. Eilig tauchten wir im spärlichen Gedränge unter, ich hörte, wie sie uns noch ein paar Bemerkungen nachriefen, doch ging nicht mehr darauf ein. »Glaub mir, solche Idioten gibt es überall.«

Eine Weile sagte niemand mehr etwas. Mit hängenden Schultern, mir nur manchmal einen verstohlenen Blick zuwerfend, begleitete mich Jan durch die Straßen, an Brunnen und Innenhöfen vorbei und über eine breite Brücke, die in hohem Bogen den Avia überspannte und eine Aussicht über die ganze Stadt bot, bis wir schließlich zum großen Platz im Schatten der Kathedrale kamen, den ich ja schon von früheren Besuchen kannte.

»Auf der anderen Seite ist ein hübsches Café«, bemerkte Jan, als wir unschlüssig inmitten eines Taubenschwarms standen.

Ich blickte auf dem Platz umher und stellte mir vor, wie beeindruckend er im Schatten der Kathedrale wirken würde, wenn er nicht von geschäftigen Menschen unkenntlich gemacht würde.

»Sag mal Jan, was ist der schnellste Weg aus der Stadt heraus?«

Jan verstand meine Frage nicht. »Wenn du woanders hinwillst, musst du doch einfach nur den Hauptstraßen folgen.«

»Ja, ich weiß. Aber wenn ich im Eck bin, wie komme ich am schnellsten zum

Stadtrand?«

»Ich weiß nicht«, sagte er, immer noch verwirrt. »Willst du denn weg?«

»Nein«, sagte ich und lächelte ob seiner unglücklichen Miene. »Keine Sorge. Es war nur so eine Frage, vergiss es einfach wieder.«

»Na gut. Sollen wir dann jetzt wieder zurückgehen?«

»Wie du meinst. Ja, lass uns gehen.«

Die ersten Tage vergingen schnell, ich hatte viel zu tun, sowohl im Laden, als auch im Haushalt, in dem ich Mme Laire zur Hand ging.

Mir wurde bald klar, dass nur ein Teil der Kunden kam, um wie in anderen Buchhandlungen zu stöbern und einen der staubigen, ledrigen Schmöcker zu erwerben. Das eigentliche Geschäft spielte sich in Williams kleiner Kammer ab.

Er war sowohl Historiker als auch Restaurator und versah geliebte Prachtausgaben zusätzlich mit feinen Holzschnitten, Prägungen und Ex Libris. Stunden konnte er sich in ein Detail seiner Arbeit vertiefen und reagierte sehr empfindlich auf Störungen.

Nach und nach lernte ich alle Leute aus dem Eck und Umgebung kennen, hauptsächlich Ehepaare mittleren Alters, deren Kinder, wenn sie welche hatten, seit langem ihr Glück in vornehmeren Vierteln versuchten. Von jedem wurde ich freundlich begrüßt und willkommen geheißen und zu den abendlichen Treffen im Eck eingeladen. An den kalten Tagen fanden sie in einer grünlich beleuchteten, verqualmten Spelunke statt, die über einen versteckten Kellereingang zu erreichen war.

»Schön, dass du da bist«, sagte mir jemand, dessen Namen ich nach den vielen Bekanntmachungen wieder vergessen hatte. Es war ein fleischiger Mann Ende fünfzig mit ausgefranstem Schnurrbart. »Aber wenn du Gesellschaft in deinem Alter suchst, dann empfehle ich dir die Arche.«

»Danke«, murmelte ich. In das bekannteste Gasthaus des Viertels hatte ich nach der Begegnung mit den jungen Männern auf meinem Rundgang mit Jan noch

keinen Fuß gesetzt.

»Würdest du lieber in die Arche?«, fragte Jan ein wenig besorgt.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, schon gut.«

Jan strahlte. Wir setzten uns an einen langen Tisch, an dem ein hitziges Kartenspiel im Gange war.

»Soll ich uns was zu trinken holen?«, rief Jan durch den grölenden Lärm.

Ich nickte dankbar und sah mich ein wenig um. Elloise entdeckte ich in ihren dunkelbunten Kleidungskombinationen in Gesellschaft eines Ehepaares, das neben uns wohnte; ihren Mann sah ich jedoch nirgends. Noch ein paar andere vage bekannte Gesichter blinkten matt durch den verrauchten Raum. Jan kam zurück mit zwei Bechern eines bräunlich trüben Gesöffs, das süß- säuerlich schmeckte und zu allem Überfluss in dem stickigen Raum auch noch brühheiß war.

»Wie kommt es eigentlich, dass du jetzt hier bist?«, fragte Jan, offenbar bemüht, ein Gespräch zu beginnen. »Was ist mit deiner Familie?«

»Sie wohnt im Dorf«, antwortete ich laut über das Stimmengewirr hinweg.

»Warum haben sie dich hergeschickt?«

»Haben sie nicht.« Ich vergewisserte mich unbehaglich, ob nicht jemand mithörte, doch der einzige Mensch, der nicht zum allgemeinen Geräuschpegel beitrug, war ein älterer Mann am Tresen, der mit stierem Blick den Zerfall von Bierschaum in seinem Krug studierte.

»Sag bloß, du bist abgehauen?«, folgerte Jan beeindruckt.

Elloise hatte nach ihrem Vorstoß am ersten Abend nicht weiter nachgehakt. Jan hingegen schien nicht zu begreifen, dass ich nicht darüber sprechen wollte, ganz abgesehen davon, dass ich nicht wusste, wie ich es ihm in wenigen Sätzen hätte begreiflich machen sollen.

»Ich gehe nach draußen«, sagte ich und erhob mich.

»Alles in Ordnung? Hab ich was Falsches gesagt?«, fragte Jan hastig.

»Nein«, sagte ich und vergewisserte mich, dass Ereks jüngster Brief noch immer in meiner Tasche steckte – seine Nachrichten begleiteten mich wie andere Leute

ihr Portemonnaie. »Ich muss mir nur die Beine vertreten.«

»Gute Idee, ich komme mit«, rief Jan und sprang auf.

Draußen war es eisig, dafür aber die Luft klar und frisch, ein paar Sterne blitzten im schwarzen Himmel. Der ferne Lärm der Stadt verstummte um diese Zeit bereits nach und nach. Wir drehten zwei Runden um den Hof und schwiegen uns dabei an. Ich ertappte mich bei den Überlegungen, wie ich mich am besten loseisen konnte, ohne allzu unhöflich zu wirken. Eine Weile beschloss ich noch zu warten, nur für den Fall, dass Jan noch einen geselligen Vorschlag machte. Tatsächlich fragte er nach einigen Minuten, ob wir nicht wieder hineingehen sollten. Die Chance ergriff ich.

»Weißt du Jan; nimm es mir nicht übel, aber ich muss dringend einen Brief schreiben und bin schon ziemlich müde.«

»Klar, verstehe«, sagte er. »Soll ich dich nach Hause bringen?«

»Lieb von dir, aber ich finde es schon alleine«, wehrte ich seine hartnäckigen Versuche ab. »Trotzdem Danke.«

Er nickte und versuchte ein Grinsen. »Dann gute Nacht.«

Ich lief durch die leeren Straßen. Das tägliche Dröhnen der Stadt war nur noch ein leises fernes Grollen, wie das ruhige Atmen eines schlafenden Tieres. Jan tat mir Leid; es war nicht schwer zu erkennen, dass er niemanden hatte und ich konnte ihm nachfühlen, wie es ihm erging. Gewiss meinte er es gut; es war schließlich nicht sein Fehler, dass er eben nicht EreK war, doch ich konnte mir nicht verhehlen, wie sehr ich EreK vermisste. Es war nicht nur er als Person – es war das Leben, das wir geführt hatten, die Träume, die wir teilten: Es war das Nebelhaus in all seinen Bedeutungen, die Freiheit, mich um alle anderen nicht kümmern zu müssen.

Allein blieb mir hier nur die Befürchtung, anders zu sein.

»Ich bin nicht allein«, sagte ich mir in solchen Momenten – Lûg Neach war unvergessen; doch bisweilen erschien mir die Vorstellung des allgegenwärtigen Dunklen Geist weniger tröstliche Stimme als teuflische Einflüsterung, ein bizar-

rer Schatten, der im Dunkeln lauerte.

Ich erreichte das Eck und zog rasch die Tür hinter mir zu.

Ein paar Tage später wurde mir die Ablenkung, die ich mir wünschte, zuteil: Hilke besuchte mich zum ersten Mal in der Stadt. Völlig unerwartet stand sie an diesem Samstagmorgen plötzlich in meinem Zimmer - ein feuerroter Wind, der mich aus dem Trott wachrüttelte, in den ich nach noch nicht einmal einem Monat gefallen war.

»Klingt wirklich nicht nach dir«, stimmte sie mir zu, als ich ihr meinen geregelten, gesitteten Tagesablauf schilderte. Vergnügt breitete sie sich auf meinem Bett aus und sah mir zu, wie ich während meiner Erzählung etwas zum Anziehen suchte.

»Weißt du zufällig, wie es Meister Vhento geht?«, fragte ich nach einer Weile.

»Nun, soweit ich das beurteilen kann, ging es ihm noch gut, als er mich vorhin hergefahren hat.«

Ich ließ meinen Strumpf fallen. »Was?«

Hilke zuckte beiläufig mit den Schultern. »Ich wollte dich besuchen, also bin ich zu ihm hin und hab gefragt, wo ich dich finde. Da hat er sich direkt angeboten, mich herzufahren.«

»Ist er noch hier?«, fragte ich und spähte aus dem Fenster.

Sie schüttelte ihre wilden Locken. »Nein, er ist gleich wieder gefahren.«

»Ach so.« Ein wenig enttäuscht ließ ich die Gardine wieder vors Fenster fallen.

»Du riskierst eine ganze Menge, weißt du das?«, bemerkte ich.

»Es spielt keine große Rolle mehr, glaube ich«, winkte Hilke ab. »In ungefähr einem Jahr kann ich auch herkommen. Warum sollte es mich noch kümmern, was im Dorf passiert, wenn Mutter und Vater ohnehin vielleicht auch bald fortgehen.«

Ich sah sie überrascht an. »Wie das?«

»Es ist nur so eine Möglichkeit, nicht besonders konkret und überhaupt noch ein

bisschen früh um darüber zu sprechen«, tat Hilke meine Neugier ab. »Aber ich soll dir den hier geben.«

Sie zog einen Brief hervor und reichte ihn mir. »Clara«, stand in blauer Tinte darauf. Ich erkannte die gleichmäßige Handschrift meiner Mutter.

»Du musst ihn jetzt nicht lesen«, meinte Hilke. Ich warf ihr einen kurzen Blick zu. Sei nicht albern, sollte er bedeuten. Sie schmunzelte und ich riss das Couvert auf. Eilig überflog ich ihn.

»Sie will sich mit mir treffen«, stellte ich fest und fand, dass es ausgesprochen noch befremdlicher klang als nur gedacht. »Ich soll sagen, ob ich möchte und wenn ja, wo und wann.«

»Und? Willst du?«, fragte Hilke und sah mich forschend an. Ich antwortete nicht, betrachtete nur die wenigen, eng geschriebenen Zeilen.

»Es ist deine Entscheidung«, meinte sie. »Ich denke, jeder könnte es verstehen.«

»Nein«, sagte ich bestimmt. »Sie ist meine Mutter...«

Eine Weile schwiegen wir. Dann fragte ich: »Was sagt Vater dazu?«

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete Hilke. »Aber ich glaube, sie hat ihm nichts gesagt. Ehrlich gesagt, weiß ich überhaupt nicht, wie er mittlerweile denkt. Wir sprechen nicht – darüber...« Sie stockte. »Ich würd so gern mehr für dich tun, aber – «

»Schon gut«, unterbrach ich sie. Ich schrieb ihr den Namen des Cafes auf.

»Nächsten Samstag so gegen zwei, wenn das geht.«

Hilke faltete den Zettel und steckte ihn ein. »Zeigst du mir ein bisschen von der Stadt?«

Den Rest des Tages streiften wir durch die kuriosesten Läden der Stadt, durch verschlungene Gassen und über die Promenade am Fluss entlang. Die ganze Zeit alberten wir und genossen die unbeschwerte gemeinsame Zeit, in der uns endlich erlaubt war, unbekümmert alle Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen, ohne an Konsequenzen denken zu müssen.

Die Hochstimmung, in die mich dieser Tag mit Hilke verstetzt hatte, flaute zum Glück nur sehr widerstrebend ab. Doch je näher der nächste Samstag rückte, desto schwerer brach immer wieder die Unsicherheit über mich herein, wie ich meiner Mutter begegnen sollte. Ich erwartete keine Fremde, und doch wäre das wesentlich einfacher gewesen. Dabei war die Vorstellung so schön, dass wir alle zusammen einen Familienausflug unternahmen, auf Großmutter's bestickter Picknickdecke im Gras saßen, dass selbst zu unerwarteten Gelegenheiten ein verträumtes Grinsen auf meinem Gesicht erschien, wie das sonst nur der Gedanke an Ereks zu bewirken vermochte.

Um eins verließ ich das Eck und machte mich auf den Weg. Noch immer säumten gefrorene Pfützen die Straßenränder und ich war froh, als ich das warme Café betrat. Es roch nach Vanille und Zimt und das summende Durcheinander der Gästeschar erfüllte den Raum.

Ich suchte mir einen Platz am Fenster, bestellte eine Tasse schwarzen Tee und begann eine der ausliegenden Zeitungen zu lesen. Allerdings vermochte mich der Artikel über die Regierungsskandale im Südwesten nur wenig zu fesseln. Immer wieder suchte ich den Platz mit den Augen ab, ob ich sie vielleicht entdeckte, obgleich ich wusste, dass es zu früh war.

Ich konzentrierte mich auf die Ermittlungen gegen Widerstandsführer Balton in Kenfort... das war gerade da, wo Ereks jetzt lebte. Ob er von den Unruhen etwas mitbekam? Warum nur hatte ich nicht mit ihm gehen können? Zu warten und nichts zu tun, nur mit der Aussicht, eines Tages eine Erklärung zu erhalten – in ein paar Monaten – das ging mir so gegen die Natur, dass ich mich beinahe fragen musste, ob Ereks mich nicht besser kannte. Was musste er denn so unbedingt geheimhalten?

Die dunklen Glockenschläge der Old Ched Abbey dröhnten über den Platz und mahnten mich daran, dass ich es heute genausowenig ergründen würde wie an jedem Tag zuvor. Ich legte die Zeitung beiseite, rührte in meinem Tee und plötz-

lich:

»Clara!«

Die Rührbewegung in meiner Tasse erstarb. Mutter!

Ich stand auf, um sie zu begrüßen, doch bevor ich wusste, wie mir geschah, schlang sie die Arme um mich.

»Ach Kind!«

Völlig unvorbereitet auf so viel theatralische Nähe stand ich unbewegt und ließ alles geschehen. Unwillkürlich fühlte ich mich erinnert an den Moment, da ich von meiner ersten Begegnung mit Meister Vhento nach Hause kam, voller Angst und Schutz suchend. Heute schien es mir beinahe umgekehrt. Ich war mir nicht sicher, aber es mochte tatsächlich jener Tag gewesen sein, da wir uns zuletzt so umarmt hatten.

»Setz dich doch«, sagte ich unsicher.

Meine Mutter nahm mir gegenüber Platz. »Gut siehst du aus, Kind«, sagte sie. Ich hätte das Kompliment gerne erwidert, doch das wäre gelogen gewesen. Erste graue Strähnen zeigten sich am Haaransatz und die Haut unter den Augen wirkte aufgequollen. Ich versuchte ein dankbares Lächeln.

»Wirklich, ein schöne Stadt«, fuhr sie fort. »Das haben wir ja immer gesagt. Und du hast dein Auskommen, ja?«

»Ja danke, mir fehlt nichts«, sagte ich.

»Ein antiquarischer Buchhandel, nicht wahr Kind?«

Ich nickte. Die Anrede irritierte mich zunehmend. Sie hatte mich nie so genannt und es erschien mir fremd und irgendwie aufgesetzt, dass sie so darauf bestand.

»Hilke hat also davon erzählt?«

Sie antwortete nicht. Es verstand sich von selbst. »Und wie geht es euch – im Dorf?« Die Worte »zu Hause« wollten mir nicht über die Lippen kommen. »Was macht Vater?«

»Dein Vater hat eine höhere Stellung angeboten bekommen«, sagte Mutter stolz.

»Das Industrierwerk wird expandieren. Sie bauen eine Siedlung für die Arbeiter-

familien. Wir werden also wohl bald umziehen.«

Ich sah meine Mutter schweigend an und versuchte, den Unterton zu entschlüsseln, der in allem, was sie sagte, mitschwang. Sie bestellte sich einen Kaffee mit Gebäck und sah immer wieder mit einem Ausdruck gutlauniger Zufriedenheit zu mir auf.

»Also, deine Arbeit, sie macht dir wohl Spaß? Klar, du warst ja immer schon eine Büchernärrin. Kann ich schon verstehen, dass es dich hierher gezogen hat. Hilke liegt mir ja auch schon ständig in den Ohren, dass sie herkommen möchte.«

»Wirklich?«, fragte ich ein wenig dümmlich. Es ging mir nicht in den Kopf, dass sie hier mit mir beim Kaffee tratschte, als wäre nie etwas gewesen. Dann, gänzlich unvorbereitet, brach es aus ihr heraus:

»Weißt du, ich mache dir keinen Vorwurf mehr! Jeder macht Fehler, auch mal große. Aber«, fuhr sie schwer atmend fort, »ich bin sehr beruhigt, dass du endlich zur Vernunft gekommen bist und deine Dummheit bereust. Wir hätten das bestimmt auch zusammen regeln können, aber wichtig ist nur, dass diese Leute eben kein Umgang für dich sind!«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was sie da sagte. »Hör mal, Mutter, ich- «

Doch sie ließ sich nicht bremsen.

»...ich verzeihe dir auch, dass du nicht auf uns hören wolltest. Manchmal muss man eben aus den eigenen bitteren Erfahrungen lernen.«

»Es – ich – wie kommst du darauf, dass ich meine Meinung geändert habe?«, fragte ich sie scharf.

»Was soll das heißen?«, gab sie, plötzlich barsch, zurück. »Natürlich hast du das.«

»Hast du überhaupt ein Wort mit Hilke darüber gesprochen?«, forschte ich weiter, bestürzt über eine solche Fehleinschätzung.

»Was gibt es da schon zu besprechen? Der Junge ist weggegangen und du bist ausgezogen. Hierher. Es ist jetzt in Ordnung, Schmidts wird das genügen und

den anderen auch. Es sind ja keine Unmenschen.«

Da endlich dämmerte es mir. »Darum geht es? Um den Ruf?! Nun, mir genügt das aber nicht! Ich kann und will nicht zurück ins Dorf, nicht zu euch. Ich denke nicht anders über das Nebelhaus und ich bereue auch nichts!«

»Sei vernünftig, Clara! Dein Eigensinn hat uns nur Leid und Ärger eingebracht. Hier ist deine Chance, das wieder gut zu machen.«

»Du willst es wohl nicht verstehen?!«, rief ich aufgebracht. »Ich bin hier, weil ich darauf warte, dass Erek zurückkommt!«

»Jetzt hör mal«, begann sie, doch ich unterbrach sie.

»Nein, ich hör mir das nicht an. Denn ich höre die ganze Zeit nur meinen Vater sprechen. Du bist doch nur hier, weil er das so will. Wie immer. Egal, worum es geht, egal, was aus mir wird, Vater sagt etwas und du gehorchst! Du bist -«

»Du weißt ja nicht, wovon du sprichst«, zischte sie. Unvermittelt stand sie auf.

»Tut mir Leid, ich fürchte ich muss jetzt gehen!«

Das Geld für den Kaffee landete klirrend auf ihrem Teller und in der selben heftigen Bewegung warf sie sich den ausgebleichenen blauen Mantel über und stakete hinaus.

Ich hatte einen empfindlichen Punkt getroffen. Empfindlich, weil es die Wahrheit war. Und genau deswegen saß ich hier, rührte in meinem kalten Tee und konnte sie einfach nicht hassen. Es war kein böser Wille von ihr – sie wusste es nicht besser. Gleichzeitig musste ich mir vorstellen, wie, hätten wir die Unterhaltung im Dorf geführt, längst alle in diesem Café verstummt wären und unseren Tisch unter vereinzeltem Getuschel observierten.

Hier wurde jeder leise pochende Gedanke übertönt und erstickt. Ich war allen unbekannt und niemand hatte Anteil genommen an dem kleinen Familiendrama, dass sich irgendwo in einer fernen Randregion ihres Lebens abspielte. Auf das große Ganze bezogen war es unwichtig, egal.

Zwei Briefe schrieb ich an diesem Abend, doch nur einen schickte ich ab. Wie ich

es auch formulierte, immer klang es, als machte ich Erik Vorwürfe. Zudem wollte ich nicht schon wieder sein Mitleid aufrufen; er sollte nicht denken, dass ich nicht auch ohne ihn zurechtkäme.

Hilkes Beteuerungen, von Mutters irrigen Annahmen habe sie nichts gewusst, erreichten mich noch, bevor sie meine Schilderung erhalten haben konnte. Aber auch ohne die Erzählung über eine heftige Auseinandersetzung mit unseren Eltern ihrerseits war mir klar, dass sie ahnungslos gewesen sein musste, mit welchem Anliegen Mutter gekommen war.

Offenbar hatte Mutter nun beschlossen, bis auf Weiteres zu Hause von dem »Vorfall«, wie sie es nannte, zu schweigen, und schließlich einigten Hilke und ich uns auf dasselbe. Ich wollte es schnellstmöglich vergessen und beschloss, mir nie wieder unüberlegt Hoffnungen zu machen, die so einfach zu enttäuschen waren.



ines Morgens – viele Wochen danach – erwachte ich durch die sirren-
den Schreie der Mauersegler.

»Wenn du die Mauersegler hörst«, hatte Großvater immer gesagt,
»dann weißt du, dass es Sommer wird.«

Und er behielt recht. Einem Triumphzug gleich hielten Wärme, Ausgelassenheit und gleißendes Licht in der Stadt Einzug. Das Eck war erfüllt von den Stimmen spielender Kinder. Wäscheleinen wurden von Fenster zu Fenster gespannt und bald glich der Hinterhof einem zum Nationalfeiertag mit Flaggen geschmückten Platz. Tagsüber standen Blumenverkäuferinnen an den Straßenecken, die Läden verlegten ihre Auslagen nach draußen und ein echter Südländer zog umher und verkaufte selbstgemachtes Eis. Ging man nach Einbruch der Dunkelheit durch die Straßen, so vernahm man vielleicht aus einer Dachgeschosswohnung die Klänge von einem einzelnen Klavier oder Saxophon, die sich eigentümlich zu einem vertraut weltfremden Ganzen verbanden. Streunende Katzen saßen abends auf den aufgewärmten Dächern zwischen Schornsteinen und Erkern.

Oft saß ich in der Abendsonne auf dem Geländer der großen Steinbrücke, die den Avia überspannte. Über dem Fluss lag dann meist ein bläulich- bunter Dunst, aus dem Boote und Schiffe wie Traumgestalten auftauchten. Es war mir der liebste Ort, um Bücher oder Ereks Briefe zu lesen; begleitet von den immer gleichen Rufen der Flößer.

Ich hatte endlich den verschwiegenen Winkel gefunden, den ich seit den ersten Tagen gesucht hatte. Wann immer ich Zeit fand, verließ ich die Stadt in südöstlicher Richtung und stieß hinter einem verfallenen Kornspeicher auf die rostenden Gleise einer unvollendeten Eisenbahnstrecke. Dürre Kräuter und schwarze Brombeerranken krallten sich in die spärliche Erde zwischen den Schwellen. Hinter den Gleisen lag eine kleine Senke, verborgen von Weißdorn und Schlehen floß dort ein trüber Bach. Wenn ich Ruhe und Natur suchte, hätte ich natürlich auch in den Park gehen können, doch mich reizte die Wildheit, das scheinbar Fehlerhafte des wirren Wucherns um den Bach. Ich wollte Tränendes Herz zwischen

Farn suchen müssen anstatt gesäumte Gärten zu bewundern, und wenn sie noch so prachtvoll leuchteten. Lieber zerstach ich mir die Beine an wilden Rosen als die edelsten Züchtungen an Spalieren zu betrachten. Jan schien jedes Mal ratlos, wenn ich so voller Schrammen und mit zerzaustem Haar heimkam.

Die Feiern der Hinterhofgemeinschaft fanden nun nicht mehr in jenem stickigen Keller statt, sondern im Eck selbst unter wogenden Bettlaken und Hemden. Von unten ähnelten die kreuz und quer gespannten Wäscheleinen einem riesigen, bunten Spinnennetz.

Weder die endlosen Spielrunden noch das Getratsche zogen mich sonderlich an, und so stahl ich mich regelmäßig aus der Stadt oder wenigstens zu meinen Lieblingsplätzen am Fluss. Einzig Jan, der wusste, dass ich nicht in die Arche ging, die einzige Alternative, die er sich denken konnte, um einen freien Abend zu verbringen, verwirrte mein Verhalten. Er zeigte sich immer so dankbar für meine Solidarität, dass ich, wenn ich es einmal nicht schaffte rechtzeitig zu entwischen, doch mehr Zeit bei den Feiern verbrachte, als mir lieb war. Aber auch dann war ich stets eine Quelle der Irritation für ihn. Weder meine gespinstartigen Tagträume noch meine offen ausgesprochenen Hoffnungen und Pläne waren geeignet, sein Zutrauen zu fördern. Einmal fragte er beispielsweise, ob dieser Ereկ mein Verlobter sei, dass wir uns so viele Briefe schrieben.

In der Tat waren es inzwischen so viele, dass sie sämtliche Schubladen in den Fächern meines Sekretärs füllten, und ich fragte mich oft ein wenig bedenklich, wie viele es wohl noch werden würden. Ereկ schrieb von seinen beiden Freunden Ged und Frederick, die er gefunden hatte und von all dem Unsinn den sie gemeinsam anstellten. Zwischendurch schien ihn dann ein schlechtes Gewissen zu plagen und er schwieg von ihren Unternehmungen. Er war jetzt fast ein halbes Jahr fort; das Maß von »ein paar Monaten« also klar erreicht. Doch wenn ich ihn danach fragte, gab er ungenaue Antworten und entschuldigte, dass er es selbst nicht vorhersehen könne.

Als ich Hilke davon erzählte, nickte sie wissend. »Ich habe schon gefürchtet, dass

du nur versuchen würdest, die Zeit bis er wiederkommt irgendwie zu überbrücken.«

»Was ist falsch daran?«

»Nichts«, wehrte Hilke ab. »Ich meine nur, welches Leben willst du denn führen, dass du jetzt nicht auch schon führen kannst? Du träumst immer noch von deinem Märchenbuch – ich weiß, das gehört auch ganz eindeutig zu dir, aber es täte mir Leid, wenn du womöglich darüber etwas verpasst. Verstehst du, ich glaube, du oder wir sollten einfach mehr unternehmen.«

Das ließ ich mir gewiss nicht erst zweimal vorschlagen. Ich wusste, sie hatte Recht. Ich nahm schon lange nicht mehr an dem, was man das moderne Leben nannte, teil; doch die Wahrheit war, dass es ich tatsächlich nicht vermisste. Wonach ich mich wirklich sehnte, war etwas ganz anderes. Meistens konnte ich es nicht einmal benennen; nur ein nagender Hunger, den weder sie noch sonst jemand dauerhaft zu stillen vermochte.

Mein Leben erschien mir aus nichts als Vorbereitungen für Vorbereitungen für die nächste Etappe mit unbekanntem Ziel zu sein, doch wenigstens lernte ich tanzen.

Hilke und ich belegten einen Tanzkurs von zwölf Stunden und einem grandiosen Abschlussball die ganze Nacht hindurch. Von Zeit zu Zeit besuchten wir Theater Vorstellungen oder das neueröffnete Lichtspielhaus.

Und die Zeit strich ins Land.

Bald schon sammelten sich die Stare, die in Nischen und Löchern der Kathedrale gehaust hatten.

Grüßt mir Erek, dachte ich oft, wenn solch eine vielköpfige Schar vorrüberzog, um dem Winter zu entfliehen, der ihnen im Nacken saß.

Und der Winter kam, viel zu früh, wie immer bei uns im Norden. Je näher Weihnachten rückte und je mehr sich alle Welt in festliche Stimmung zu versetzen schien und Geschenke kaufte, die Straßen und Häuser abends hell beleuchtete, um so mehr graute es mir vor dem nahenden Fest. Im Geiste sah ich mich an Hei-

ligabend im winzigen, zum Bersten mit Tineff vollgestopften Wohnzimmer der Laires sitzen, die voll Mitleid eine Einladung ausgesprochen hatten, obwohl sie, wie jeder, da war ich mir ganz sicher, im Kreis der Familie feiern wollten. Aber herzlich, wie sie vom ersten Tag an gewesen waren, wollten sie nicht, dass ich Weihnachten allein auf meinem kleinen Zimmer verbrachte. Dass ich weder das eine noch das andere vorhatte, wurde auch mir erst nach und nach klar. Aber als ich am Morgen des 24. Dezembers von verkitschten Weihnachtsliedern geweckt wurde, die unten aus dem Radio säuselten, wollte ich nur noch weg.

Ich packte einiges zusammen und eilte die Treppe hinunter.

»Hey Clara, hilfst du mir den Baum zu schmücken?« Mme Laire stand in der Tür, beladen mit Kugeln, Strohengeln und Lametta, sodass sie selbst beinahe wie ein Festbaum aussah. »Und ich glaube, Lorena nebenan sind die Plätzchen angebrannt.« Dann entdeckte sie meine Umhängetasche. »Oh. Wo willst du hin?«

»Nach Hause. Ins Dorf, meine ich.«

Mme Laire runzelte die Stirn. »Zu deiner Schwester, hm? Na, wie du willst. Grüß sie schön.«

»Danke«, sagte ich mechanisch. »Und danke für Ihre Einladung.«

Ich verließ das Haus, bevor ihr Blick mich erreichen konnte. Inzwischen schien hier jeder diesen Blick zu tragen. Die Laires, Jan, letztlich das ganze Eck; selbst die senile und halb blinde Witwe aus der Dachwohnung gegenüber, die sie mit einem dutzend Sittichen teilte. Ein Blick, als sei ich ein Kuriosum, dem man vielleicht auf den rechten Weg helfen sollte, weil man eigentlich nicht wusste, was damit einzufangen sei.

Es war bereits dunkel, als das Fuhrwerk ein wenig außerhalb des Dorfes an einem Gehöft hielt. Die Hunde schlugen an, als sie unsere Ankunft bemerkten.

»Wenn Sie noch einen Moment warten wollen, dann fahr ich Sie auch ins Dorf rein.«

»Danke, nicht nötig«, erwiderte ich. »Es ist ja nicht weit. Was bekommen Sie?«

»Nichts«, meinte der Fuhrmann durch seinen krausen Schnauzbart. »Ich musste

ja sowieso fahren und es ist schließlich Weihnachten. Hören Sie, es macht mir nichts aus, Sie den Rest - «

»Wirklich, danke«, sagte ich nachdrücklich. Er zuckte die Schultern. Ich nickte ihm knapp lächelnd zu und machte mich auf. Ich war sicher, über kurz oder lang hätte ich den Blick auch bei ihm entdeckt und ich konnte es ihm kaum verdenken. Es gab wirklich keinen vernünftigen Grund, nicht zwischen den warmen Strohsäcken sitzen zu bleiben.

Ich stolperte über den gefrorenen Boden; im Dunkeln sah ich kaum meine Füße, geschweige denn die zahlreichen Schlaglöcher auf dem unbefestigten Feldweg. Von weitem hatte das Dorf ausgesehen wie eine Gruppe Teelichter mitten in einem stockfinsternen Raum. Von nahem wirkte es fast wie die kleinen Adventsdörfer in den Schaufenstern vieler Läden. Und obwohl es zwischen den Häusern kaum weniger eisig war als auf freiem Feld, wurde ich langsamer, sowie ich in die hell erleuchteten Wohnzimmerfenster blickte. Bunte Kränze und Gestecke zierte jeden Eingang, in den Vorgärten standen rote und gelbe Lichter und hinter jedem Fenster strahlte ein buntgeschmückter Weihnachtsbaum. Ich sah von Haus zu Haus – überall das gleiche festlich leuchtende Bild. Ich bog um eine Ecke, wechselte die Straßenseite und blieb stehen. Der kleine Vorgarten schien verdorrt und versteinert. Bloß die alte Kiefer, die mir seit Jahren kaum über den Kopf wachsen wollte, streckte ihre immergrünen Nadeln in die kalte Luft. Im Fenster standen einige Kerzen, umgeben von ein wenig Tannengrün. In einer Ecke des Raumes stand ein kleiner Baum, der tapfer die Kugeln und Engelchen hielt, mit denen er über und über behängt war. An einem Tisch auf der anderen Seite sah ich meine Mutter sitzen; mit dem Rücken zum Fenster und tief über etwas gebeugt. Was es war - ob eine Lektüre, ein Bild oder doch eine Näharbeit, konnte ich nicht sehen. Aus dem schräg geöffneten Fenster im ersten Stock hörte ich Hilke mit leiser Stimme singen. Ich sagte mir, dass es fröhlich klang. Von meinem Vater sah ich nichts. Dann hörte ich in der Nachbarschaft eine Tür. Eilig wandte ich mich ab und ging weiter, um die nächste Ecke, aus dem Lichtkegel

der einzigen Straßenlaterne in den Wald. Als ich auf den Pfad zu Mauer gelangte, fielen die ersten Schneeflocken. Lautlos zunächst tauchten sie hier und da zwischen den scherenschnittartigen Umrissen der Bäume auf, dann wurden es mehr und mehr und bald hörte man ringsum das sachte Rieseln; das kaum merkbare Auftreffen der Eiskristalle auf dem Waldboden verband sich zu einem geheimnisvollen aber anheimelnden Flüstern. Bald trug ich einen weißen Schal um die Schultern und meine Haare lagen schwerer als sonst. Ich reckte die Arme nach oben und fühlte mich fast wie Sterntaler. Früher hatten wir immer die Nasen an die Fensterscheiben gepresst und bei den ersten Flocken waren wir alle nach draußen gestürmt um zu entscheiden, wo wir am nächsten Tag rodeln wollten. Heute, wusste ich, war ich die Einzige, die noch im Schnee tanzte.

Die Vorhänge waren zugezogen, kein Lichtschein drang nach draußen. Bloß die gedämpften Klänge von Rachmaninovs unvergänglichen Werken ließen mich dennoch sicher sein, dass überhaupt jemand zu Hause war. Die Tür öffnete sich, kaum dass ich die Stufen erreichte. Meister Vhento sah mich eine Weile an, in der ich mich mühte zu verbergen, wie sehr ich fror. Dann lächelte er plötzlich. »Komm rein.«

Dieser Aufforderung kam ich nur zu gern nach. Als ich wieder unter den deckenhohen Wandregalen vor dem Kamin saß und mir Gebäck und Obst schmecken ließ, fühlte ich mich wohler und behaglicher, als jemals in irgendeinem Wohnzimmer der Nachbarhäuser. Meister Vhento sprach nicht mehr als sonst auch, aber mir schien diesmal sein Schweigen so angenehm. Kein Lärm, keine Hektik hinderten mich daran, meiner inneren Stimme zu lauschen. Es schien mir passend, dass wir gerade diesen Abend zusammen verbrachten. Beide auf ihre Art menschenscheu, beide einsam.

Nein, sagte ich mir. Einsam ist nur, wer Gesellschaft vermisst und danach schien er kaum zu streben. Doch dann erinnerte ich mich an jene Nacht, in der Meister Vhento vor dem Bild seiner Frau gekniet hatte. Er ersehnte sehr wohl Gesellschaft. Wie damals verspürte ich großes Mitleid. Ich wusste wenigstens, dass E-

rek zurückkommen würde. Sie jedoch – wieder drängte es mich, die Frage nach seinem Sohn zu stellen, doch ich besann mich. Stattdessen brachte ich das Thema auf EreK.

»Er sprach von ein paar Monaten. Jetzt ist ein Jahr um und er ist nicht zurück.«

»Es tut mir Leid«, sagte Meister Vhento. »Ich wünsche dir, dass er bald zurückkommt, aber ich bin nicht mehr sein Meister; ich kann dir nicht sagen, wie lang es dauern wird.«

Ich nickte niedergeschlagen. Dann fragte ich: »Sie waren sein Meister, dennoch habe ich Sie ihm nie etwas anderes beibringen sehen als mir auch.«

»Das ist richtig«, antwortete Meister Vhento gelassen. Er schlürfte seinen Tee und machte keine Anstalten, noch etwas Erhellendes hinzuzufügen. Doch so schnell wollte ich nicht aufgeben.

»Wollen Sie mir wirklich nicht verraten, worin Sie ihn unterwiesen haben? Ich meine, was kann es schon sein, dass ich es nicht erfahren kann? Ich würde es auch gewiss für mich behalten - «

Meister Vhento hob abwehrend die Hand. »Clara, du klammerst dich an einen Strohhalm, aber wenn ich dir sage, ich weiß nicht, wann er zurückkommt, dann ist das die Wahrheit.«

»Darum geht es mir gar nicht. Ich möchte wissen - «

»Würdest du mich so mit Fragen bestürmen, wenn er jetzt hier wäre?«

»Nein«, gab ich zu. »Aber ihn.«

»Und du erwartest nun von mir Antworten, die er dir nicht gegeben hat?«, fragte Meister Vhento fast amüsiert.

»Na ja, er hat mir versprochen alles zu erklären, wenn er zurückkommt«, verteidigte ich mich.

Meister Vhento hielt einen Moment inne, als müsse er darüber nachdenken. Dann sagte er: »Nun, EreK ist jemand, der zu seinem Wort steht. Aber du wirst dich gedulden müssen. Es tut mir Leid, unser Gespräch dreht sich im Kreis, aber ich kann dir nicht helfen.«

Ich seufzte leise und schüttelte den Kopf. »Sie haben mir schon so viel geholfen.«

»Und ich dachte, wir hätten dich zur Satansbraut gemacht.«

Ich lachte. »Ja stimmt.«

Über Nacht wuchs der leise Schneefall zu einem ausgewachsenen Schneesturm an, der den nächsten Tag anhielt. Ich schrieb EreK, doch bei dem Wetter konnte ich nicht sicher sein, wann die Briefe eintreffen würden. Erst nach Neujahr waren die Straßen soweit frei, dass ich zurück in die Stadt fahren konnte. Von EreK war noch keine Antwort gekommen.

Mr Laire steckte den Kopf aus seiner Werkstatt in den Verkaufsraum.
»Clara? Bist du gerade sehr beschäftigt?«
Ohne auf die Antwort zu warten, winkte er mich zu sich herein.
»Ich dachte, es wäre mal an der Zeit, dir die Grundlagen der Buchbindekunst zu vermitteln.«

Es war erstaunlich, wie dieses kleine Männlein, das sonst zittrig und recht gebrechlich wirkte, in seinem Element plötzlich aufblühte. Er schnurrte einen Katalog von Erklärungen herunter, demonstrierte mir Geräte und Maschinen, die er zum Teil selbst gebaut hatte.

»Exaktheit heißt die Devise. Wenn ein Blatt am Anfang auch nur minimal raussteht, dann zieht sichs immer weiter schräg rein, siehst du? Dann muss der Stoß eingesägt werden, damit der Leim besser haftet.«

Er zeigte mir verschiedene Möglichkeiten, ein Buch einzukleiden; von hauchdünnen Holzintarsien über Echtleder bis hin zu Marmorierungstechniken und Blattgoldprägung.

»So ein Buch ist für die Ewigkeit gemacht«, verkündete er stolz. »Morgen kannst du mir ein bisschen zur Hand gehen.«

Ich bedankte mich für die Unterweisung und ging zurück in den Verkaufsraum. Es war ein trüber, feuchtkalter Januarmorgen. Trotz meines dicken Pullovers frohr ich schon den ganzen Tag. Plötzlich klingelten die Ladenglöckchen laut. Ein kal-

ter Windstoß fegte durch den Laden, die Papiere auf Elloise Schreibtisch flatterten empört unter dem Briefbeschwerer, mit dem ich sie gebändigt hatte. Zwei kichernde Mädchen näherten sich zwischen den Regalreihen.

»Kann ich helfen?«, fragte ich gewohnheitsmäßig. Die beiden Besucherinnen verstummt. Auch meine routinierte Bedienung erlahmte, als ich die Zwillinge erkannte.

»Hallo«, sagte Lisa. Ina begann wieder zu kichern. Es schien, dass bereits mein Anblick sie fast die Beherrschung kostete. Sie griff ihre Schwester am Arm. »Komm«, kiekste sie. Die blonden Köpfe dicht zusammengesteckt verließen sie den Laden. Kaum dass sie wieder auf der Straße standen, hörte ich sie in prustendes, kreischendes Gelächter ausbrechen.

Die Tür fiel ins Schloss, die Glöckchen bimmelten und die Papiere auf dem Schreibtisch zitterten.

Déjà vu eines Déjà vu eines Déjà vu.

In aufwallender Erbitterung und Wut fegte ich in einer einzigen heftigen Bewegung über den Tisch und schmetterte alles, was darauf war, zu Boden. Der Briefbeschwerer zerbrach mit einem hohen Klirren, die Papiere wirbelten in rettungslosem Chaos durcheinander. Doch es sah gut aus. Wie ein Gott der Zerstörung nach getaner Arbeit begutachtete ich mein Werk. Ein wenig war meine Wut beruhigt. Wut gegen die beiden Gänse, die auf der Straße posierten, Wut gegen Erek, der nicht wiederkam, aber vor allem Wut gegen mich selbst. Darüber, dass ich hier im Eck saß, tagein, tagaus und nichts von der Welt sah; mehr noch – dass ich mich nicht in der Lage fühlte, selbst etwas zu ändern, sondern auf eine Art Erdbeben wartete, anstatt es selbst zu verursachen.

Mr Laire steckte wieder einmal den Kopf durch seine Tür. »Was war denn das gerade? Ich hab mir in den Finger geschnitten.«

»Tut mir Leid«, sagte ich und schob hastig alles, was zu Bruch gegangen war, unter den Tisch.

»Alles in Ordnung?«, fragte er besorgt im Angesicht der Verwüstung.

»Natürlich. Der Wind, Sie wissen ja...«

Mr Laire zog sich wieder zurück.

Vielleicht sollte ich einfach meine Tasche packen und gehen, irgendwohin – Richtung Süden zum Beispiel...

Und auch dieses Jahr wurde alt. Ich stand im Laden, lernte jeden Tag mehr vom Handwerk der Buchbindekunst und lernte »Nein« zu sagen, wenn Jan mich zu den Treffen im Eck einlud. Wenn ich zurückblickte, konnte ich mir keinen einzigen Tag ins Gedächtnis rufen. So viel Zeit, die vielleicht so viele Möglichkeiten bereitgehalten hatte, zerrann mir zwischen den Fingern wie Sand in den Gezeiten. Wieder hielt der Frühling Einzug und die schweren Träume düsterer, verregener Wintertage verwandelten sich in übermütige Pläne, die ich im Trubel der Stadt mit Hilke schmiedete.

Es war etwa Mitte Mai in diesem eintönig bunten Frühling, da brachen Ereks Briefe ab.

Seit langem hatte ich ihn wieder einmal gefragt, wann er denn wiederkommen würde, doch diesmal blieb die Antwort ganz aus. Eine Woche wartete ich, dann schrieb ich erneut. Danach wieder. Bis ich irgendwann nicht jeden Tag hoffnungsvoll zum Briefkasten laufen wollte, nur um bestätigt zu sehen, was ich instinktiv wusste – dass er leer war.

Ein dunkles klaffendes Loch tat sich auf, das ich wie schon früher nur mit der Geschichte von Lûg Neach wirklich ein wenig erhellen konnte.

»Ein paar Monate hat er gesagt«, klagte ich Hilke mein Leid. »Es sind jetzt fast zweieinhalb Jahre! Ich habe mich nicht einmal bei ihm beschwert, das steht mir ja auch gar nicht zu. Aber warum schreibt er nicht mehr? Ich verstehe es nicht.«

Hilke schüttelte mitfühlend den Kopf. »Ich auch nicht. Aber bestimmt gibt es eine einfache Erklärung - «

»Es gibt zwei Erklärungen«, unterbrach ich sie schrill. »Ihm liegt nichts mehr an mir -« Hilke hob an etwas einzuwenden, doch ich ließ sie nicht zu Wort kommen,

«oder es ist etwas passiert. Ihm, meine ich...»

Ich versuchte dieses brennende Etwas in mir zu beruhigen, wenigstens zu ignorieren. Transparent und grau spiegelten wir uns in der Scheibe des Cafés. Draußen auf dem vom Lampenlicht beschienenen Platz huschten schemenhaft Gestalten in die Lichtkegel und wieder heraus. Hier, genau hier, hatte ich mit meiner Mutter gesessen...

»Hast du mit Meister Vhento gesprochen?«, fragte Hilke.

»Ich habe ihm gestern geschrieben.«

»Wenn du willst, gehe ich gleich morgen zu ihm und frage ihn, ob er etwas weiß.«

»Nein!«, sagte ich bestimmt. »Ich besuche ihn selber und frage ihn, was EreK und er mir verheimlicht haben!«

»Jetzt?!«, fragte Hilke, als sie mich aufstehen sah.

»Warum nicht jetzt?!«

»Sei nicht albern, bis wir da sind ist es mitten in der Nacht!«

»Egal«, sagte ich, immer noch entschlossen.

»Clara, bitte setz dich wieder hin, uns fährt jetzt ohnehin keiner mehr aufs Land raus!«

Widerstrebend folgte ich ihrer Aufforderung. »Du hast ja recht, Kleines. Aber morgen - «

Hilke schüttelte sacht den Kopf. »Morgen fahr ich ins Dorf zurück und rede mit ihm. Du bist viel zu aufgewühlt. Wenn das nichts ergibt, kannst du ja immer noch selbst kommen. Einverstanden?«

Ich nickte langsam. »Wie du meinst.«

Hilke sah mich aufmunternd an. »Du wirst sehen, das löst sich alles.



ingeschlagen in feine Leinentücher trug ich William Laires neueste Meisterwerke seinem Besitzer zu. Aus der Tasche dünsteten noch die typischen Gerüche nach Siegellack und den Ölen, die Mr Laire unter strengster Geheimhaltung der Rezepte anrührte. Ich konzentrierte mich auf den Weg, die kleinen Auffälligkeiten am Rand des Gehwegs, um an die abendlichen Befürchtungen nicht weiter denken zu müssen.

Aus einer der Seitenstraßen klang Musik. Trompeten, Flöten und Trommeln spielten schnelle Tänze und Märsche, begleitet von stetig wachsendem, fröhlichem Gelärme. Ich erwog meiner Neugier nachzugeben und die Quelle dessen zu erkunden. Plötzlich tippte mir jemand auf den Rücken. Ich drehte mich um. Vor mir stand ein Männchen, fast einen Kopf kleiner als ich, dafür sehr rund um die Mitte. Noch auffälliger war aber seine Aufmachung: Er trug ein rotschwarzes Sakko mit flatternden Fransen an den Ärmeln und auf dem Kopf eine mit Federn besetzte Narrenkappe, die in einer kunstvoll verzierten Augenmaske mündete.

»Mia Bella! Darf ich Ihnen eine Einladung aussprechen?«

»Was?«, fragte ich verwirrt. Ich konnte mir nicht denken, wovon die seltsame Erscheinung sprach. »Verzeihung, aber wer sind Sie?«

Das Männchen verbeugte sich. »Man nennt mich Giacomo Casanova!« Er lachte laut und während er noch lachte, ergoss sich aus den mündenden Gassen eine bunte Schar in das Straßengedränge. Da waren Tänzer und Artisten in goldenen Kostümen, Pferde mit funkelnem Kopfschmuck und ein Meer aus den unterschiedlichsten Masken. Sie besaßen keinerlei Ähnlichkeit mit den Papierfratzen, die wir früher zur Fastnacht gebastelt hatten – es waren die traditionellen Gips- oder Glasmasken, die ich nur von Bildern kannte und auch dann immer nur in Verbindung mit aufwendigen, einer bestimmten Auswahl weniger Glücklicher vorbehaltenen, Kostümbällen. Plakate und Spruchbänder flatterten über die vielfarbigen Köpfe hinweg und verkündeten: Venedigs Karneval in Arcachon.

Casanova (ich bezweifelte stark, dass dies sein tatsächlicher Name war) winkte seinen Gefährten.

»Sonnabend im Theater ist Premiere! Ich darf mir erlauben Ihnen zu reservieren beste Plätze?!«

»Ich – ich weiß nicht«, sagte ich, wenig geneigt den Werbebemühungen zu erliegen.

»Ah, mia bella, Sie wollen mich enttäuschen?«

»Nein. Aber ich werde – es mir überlegen.« Ich sah eine Frau in einem langen gerafften Kleid auf eines der Pferde springen. Elegant schwang sie sich auf den Rücken und ließ es sich aufbäumen. Casanova zuckte mit den Schultern.

»Nicht überlegen«, sagte er und schenkte mir sein gewinnendstes Lächeln. »Wissen!« Er wandte sich bereits den nächsten Passanten zu, um sein unikales Casanova-Spiel von Neuem zu beginnen. »Sie dürfen nicht verpassen große Auftritt von gewaltige Zauberkünstler!«

Es versetzte mir einen Stich.

»Was?«, schnappte ich.

Er drehte sich um. »Ah, ah, jetzt ist sie neugierig geworden. Brav, brav.«

»Ich geb es ja zu«, drängte ich. »Bitte sagen Sie mir, von wem Sie sprechen!«

Ich wusste, wie absurd, wie unmöglich diese Hoffnung war und doch hätte ich alles gegeben, um ihm den Namen Erek Jenks zu entlocken. Doch er genoss offenbar meine plötzliche, unverholene Aufregung und lachte nur.

»Sonnabend mia bella!«

Und mit einer weiteren Verbeugung mischte er sich unter sein Artistenvolk, und so sehr ich mich auch anstrengte, ich fand den kleinen Herrn nicht mehr. Ich setzte meinen Weg fort, aber ich war so aufgeregt, dass ich den Trubel um mich herum gar nicht mehr wahrnahm. Alles schien bunt und flimmernd, wie bei einem impressionistischen Bild, an das man zu nah herangeht. Konnte es denn nicht die Lösung sein? Dass Erek mich überraschen wollte? Er war wieder hier, seine Ausbildung vollendet und er trat auf einer großen Bühne auf. Er wollte mich überraschen, die Spannung halten, wie bei einem seiner Kunststücke. Vermutlich gehörte die Begegnung mit „Casanova“ bereits dazu. Sonnabend im Theater – ich

konnte mir keine schönere Form seiner Rückkehr vorstellen.

Ich war in Gedanken so weit weg, dass ich unversehens mit jemandem zusammenstieß. »Verzeihung!«, rief ich nur über die Schulter, ohne mich groß darum zu kümmern, wen ich da fast umgerannt hatte.

»Welche Stimme hast du denn gehört?«, fragte William Laire, als ich zur Tür hereinpolterte.

»Was?«, fragte ich atemlos und ohne die geringste Idee, wovon er sprach.

»Ich hätte mich fast aufs Straßenpflaster gesetzt und habe mich gerade gefragt, ob ein Wirbelwind mich gestreift hat.«

Mir dämmerte es.

»Wie ich jetzt sehe, war es so etwas Ähnliches.«

Zu meiner großen Erleichterung schmunzelte er amüsiert.

»Tut mir Leid, Mr Laire, ich hatte sie gar nicht gesehen.«

»So etwas hatte ich mir schon gedacht.« Seine Mundwinkel zuckten. »Ich habe dich schon lange nicht mehr so fröhlich gesehen. Ich werde mich hüten, das zu verderben.« Er zwinkerte.

»Danke«, strahlte ich.

»Ach, hast du den Fasching gesehen?«

»Ja«, sagte ich und mein Grinsen wurde noch breiter. »Er war schwer zu übersehen.«

»Was? Oh ja, ja. Vor drei Jahren waren sie zuletzt hier. Ich habe mir die Vorstellung angesehen. Die Zauberer – ah ich liebe diese – diese Tricks. Ich denke immer, man müsste doch dahinter kommen. Ich habe versucht die Apparaturen zu rekonstruieren. Erfinder für Zauberkünstler! Wenn ich nicht Buchkünstler wäre, dann wäre ich der Mann hinter dem Vorhang!«

Die Sonne schien so hell wie lange nicht mehr, ich stand im Laden, summend oder pfeifend und jonglierte mit allem, was mir zwischen die zappeligen Finger

geriet. Ich sah EreK im Scheinwerferlicht, wie er mir zuzwinkerte und ihm die Herzen des Publikums zuflogen, wie wir uns nach der Gala treffen würden, ich ihn endlich umarmen und mit ihm sprechen könnte; und dann... Ich lag im Bett und wünschte, ich könnte die Zeit bis Sonnabend verschlafen, so endlos schien die Zeit bis dahin. Endlos, selbst im Vergleich zu den langen Wochen und Monaten, die ich bereits gewartet hatte. Ich starrte mit weit aufgerissenen Augen ins dunkle Zimmer und manchmal hätte ich vor Aufregung laut aufschreien mögen. Ich musste über mich selbst lachen, als ich in mein Kissen biss, um die Riesenkräfte, die ich auf einmal in mir spürte, zu stillen.

Freilich, am nächsten Morgen war davon kaum etwas übrig. Das strahlende Bild von unserer Wiedervereinigung, das am Abend noch vor meinen Augen gestanden hatte wie eine tatsächliche Erinnerung, verblasste im grellen Tageslicht, je mehr ich es zu halten versuchte. Wie viele Zauberkünstler mochte es wohl geben? Wie konnte ich nur so sicher gewesen sein, dass EreK gemeint war? Hatte ich mir nicht geschworen, mich nie wieder Hoffnungen hinzugeben, die so leicht zu enttäuschen waren? EreK wusste, wie sehr ich von seinen Nachrichten abhing. Es war nicht nötig, ein Geheimnis um seine Rückkehr zu machen, um den größten Erfolg zu erzielen. Nein, das sah ganz und gar nicht nach EreK aus. Finster und grüblerisch schalt ich mich selbst für meine Dummheit.

Mr Laire, der sich so über meine Hochstimmung gefreut hatte, versuchte mich mit ausgewählten Anekdoten aus seinem Berufsleben zu erheitern. Die meisten waren mir bereits hinreichend bekannt, einige aber auch neu:

»Stell dir vor, eines Tages kommt ein Mann herein und verlangt ein Buch, in dem jeder mögliche Satzanfang auf zwei Wörter begrenzt verzeichnet sei. Überleg mal! Jeder Satzanfang. Das sind beinahe unendlich viele Kombinationen. Nicht ganz richtig im Kopf war der natürlich, aber das wollte ich ihm so nicht sagen. Ich denke also einen Moment nach und schlage vor, ich könne ja mal nach so einem Werk forschen. Dann gebe ich jedoch zu bedenken, dass unter Umständen der Fall eintreten könne, dass ein Satz gar nur aus zwei Worten besteht; sein An-

fang also dem Ende gleicht. Als er das hört, erleicht mein Kunde, geht und ist nicht mehr gesehen.«

Zufrieden stellte William Laire fest, dass mich seine Geschichte zum Schmunzeln brachte und er wandte sich wieder seinem Rinderfilet zu.

Den größten Teil des Nachmittags stand ich im Rahmen der Ladentür, blinzelte in die Sonne und hoffte, etwas von der frischen, blumenduftgetränkten Luft möge in den muffigen Laden ziehen. Menschen stromerten vorbei, warfen halb interessierte, leere Blicke willkürlich in die Welt, aber niemand verweilte. Ihr alle schlaft mit einem geöffneten Auge, dachte ich. Aber lebt mit beiden geschlossen. Und ich? Wollte mehr sehen als da war. Und was hatte ich nun davon? Ich sah Hirngespinnste und nahm sie für wahr. Hast du mich vergessen, fragte der dunkle Geist. Ich verscheuchte das Aufblitzen dieser Erinnerung. Ich stand hier in Archaon in einem kleinen Laden und war ganz allein.

Es war bereits abends, kurz vor Ladenschluss, da sah ich einen nur allzu bekannten Rotschopf näherhüpfen. Nicht der auch noch, dachte ich und wollte mich schnell zurückziehen, doch zu spät:

»Clara! Hey – Clara!«

In drei Sätzen war Jan heran.

»Hallo Jan«, sagte ich und klang ein wenig gequält.

»Ich wollte fragen, ob du heute mal wieder mitkommen möchtest. Du warst schon so lange nicht mehr dabei, da dachte ich...« Er sah mich erwartungsvoll an.

»Ich hab dir schon mal gesagt«, begann ich so diplomatisch wie möglich, »diese Abende sind nichts für mich. Weißt du-«

»Ach ja? Was ist denn dann was für dich?«, rief er plötzlich ungehalten, wie ich ihn gar nicht kannte. »In die Arche gehst du auch nicht. Du machst – du...«

»Was, Jan?«, fragte ich scharf. »Sprich dich aus, was mache ich?«

»Du schreibst jeden Tag diesem Jungen irgendwo und träumst irgendetwas von einem dunklen Geist – was soll das überhaupt sein?! Ich hab keine Ahnung, in welcher Welt du lebst, aber es ist kein Wunder, dass alle denken, dass du – dass

du seltsam bist!«

Zuletzt klang er beinahe triumphierend. Ich starrte ihn an, zunächst mehr überrascht denn alles andere. Solche Vorwürfe hatte ich schon lange nicht mehr gehört.

»Was willst du, Jan?«, fragte ich genau in dem barschen Ton, den ich mir bei ihm aus Mitgefühl immer verkniffen hatte. »Willst du mich retten, dass ich mich nicht vor ein paar Spießern blamiere? Tut mir Leid, da kommst du zu spät.«

»Ich verstehe dich wirklich nicht!«

»Nein, ich weiß«, sagte ich. »Es gibt Dinge, die du nicht verstehst.«

Ich wandte mich um und schloss die Tür. Was wusste er schon, dachte ich bitter, als ich die Treppe hinauftrampelte. In meinem Zimmer legte ich mich aufs Bett und starrte an die Decke.

»Lass ihn. Das ist es nicht wert, dass du dich seinetwegen quälst. Es gibt Größeres.«

»Verschwinde«, murmelte ich diesem Gedanken als Antwort. Was da in meinem Kopf widerhallte, empfand ich nicht als meine eigene Stimme. Vielleicht hatte Jan doch Recht. Vielleicht war ich einfach das, was man als verrückt bezeichnete.

Es klopfte. »Darf ich reinkommen?«, hörte ich Elloise.

»Sicher«, antwortete ich. Mme Laire trat ein und setzte sich neben mich.

»Was ist los?«, fragte sie in ihrer mütterlichen Art.

»Nichts«, krächzte ich.

»Ah – na wenn es nichts ist«, sagte sie und schmunzelte. »Worüber habt euch denn gestritten, du und Jan?«

Ich seufzte und setzte mich auf. »Ach, eigentlich wegen gar nichts. Er war nur enttäuscht, dass ich nicht mit ihm ins Eck kommen wollte heute Abend.«

»Tja«, sagte Mme Laire. »Ich weiß ja nicht, was noch alles gesagt wurde. Aber in dem Punkt muss ich Jan wirklich zustimmen. Du musst mal wieder unter Menschen kommen.«

Ungehalten wollte ich zum Sprechen ansetzen, aber Elloise ließ das nicht zu.

»Ich rede ja gar nicht vom Eck. Sonnabend ist eine Varietévorführung im Stadttheater. Es muss ungeheuer beeindruckend sein. Nein, keine Widerrede!«, beharrte sie, als ich entsetzt den Mund aufriss. »Ich habe die Karte schon besorgt.«

»Das ist ungeheuerlich lieb, aber das ist wirklich nichts für mich...«

»Tz tz«, machte Mme Laire. »Du kannst einem zwar manchmal Rätsel aufgeben, aber so gut kenne ich dich dann doch. Venezianische Masken, Artisten, Zauber-künstler- du liebst die Dinge doch!«

Ich seufzte. »Stimmt ja auch. Vielen Dank. Dann geh ich wohl hin...«

»Natürlich. Ich will, dass du dich amüsierst wie noch nie!«

»Danke, ich versuchs.«

Mme Laire lachte und ließ mich allein.

Sonnabend rückte näher und zu meinem eigenen Unbehagen stellte ich fest, dass sich die Hoffnung nicht geschlagen gab. Ich verfluchte mich dafür, doch am Morgen des Tages der Gala blinkte die Vorstellung, Erek auf der Bühne zu sehen, auf, wann immer es ihr gefiel und jedesmal sah ich auf die Uhr, um zu sehen, wie viel Zeit noch blieb.

»Clara, was ist los?«, fragte Mme Laire beim Mittagessen. »Einen Moment siehst du aus wie ein Kind beim Ostereiersuchen und im nächsten Moment ,als wärst du in ein Schlammloch gefallen.«

Ich versuchte verständlich zu machen, dass ich lieber in das nächste Schlammloch springen würde, als fiebern zu müssen, ob ich Erek heute wiedersehen würde oder nicht; aber da ich den Teil mit Erek nicht aussprechen konnte, endete der Satz in einem unverständlichen Kauderwelsch. Elloise sah mich mitleidig an.

»Ach Mädels, du hast es schwer. Aber ich weiß nicht, warum.«

Ich zuckte die Schultern. In meinen Gedanken sprang Erek vom Bühnenrand und verließ mit mir das Theater. Auf meinem Gesicht breitete sich ein verlorenes Grinsen aus, dass Mme Laire, hätte ich sie es sehen lassen, sicher zur Verzweiflung getrieben hätte.

Ein paar Stunden später machte ich mich in einem hellen Rock und einer schlich-

ten Bluse, nur eine leichte Jacke unter den Arm geklemmt, auf den Weg.

Den Umschlag mit der Karte fest in der Hand, als wäre er der Schlüssel zur Erlösung, rief ich stumm nach Jemandem oder Etwas, der oder das mir eine Antwort geben konnte. Was auch immer mich hörte, folgte mir, knapp hinter mir an meiner linken Seite, weniger als ein Luftzug.

Auf dem Ched- Platz wurden eben erst die Laternen entzündet. Ich nahm ein paar Abkürzungen durch die Seitensträßchen. Streunende Katzen waren auf nächtlichem Streifzug, doch nicht die Katzen wisperten in der Dunkelheit, noch die Häuser, noch der Stein unter meinen Füßen.

»Kommt und sprecht zu mir ihr Schatten – seid ihr doch seine Kinder...«

So sang Asmintha in Lûg Neach. Ein wohliger Schauer überkam mich. Ich beschleunigte meine Schritte und erreichte bald das Theater: Ein barockes Gebäude mit prunkvollen Leuchtern, Statuen und üppigen Vorhängen an riesigen, verzierten Fenstern. Der Theatersaal selbst war rund und erinnerte an ein Amphitheater. Wegen der spitzen Kuppel zogen allerdings böse Zungen auch schon mal den Vergleich zu einem Zirkuszelt. Für den heutigen Abend hätte also kein Ort passender sein können.

Ich weidete mich wie jedesmal an dem Anblick der prachtvollen Ausstattung. Als ich eintrat, prangte mir das monumentale Wandgemälde mit den berühmtesten Szenendarstellungen aus Othello, Wilhelm Tell und Taramo entgegen. Am Bühnenrand flackerten bereits die abgeblendeten Gasfeuer. Ein verstecktes Orchester stimmte seine Instrumente. Ich fand meinen Platz im vorderen Drittel der Sitzreihen.

Punkt neun Uhr hob sich der Vorhang. Eine kleine, rundliche Gestalt, ganz in Gold gekleidet, betrat die Bühne. Ich erkannte Casanova, der sich heute als Maestro Gabriel vorstellte.

»Hochverehrtes Publikum! Ich begrüße sie herzlich heute abend zu die große, fantastische Reise nach bella Venezia - «

Ich hing an seinen Lippen, doch ich verstand kein Wort. Mein Magen schien sich

umgedreht zu haben, so flau war mir. Noch immer wollte er den Namen des „magischen Mannes“, den er vielsagend ankündigte, nicht preisgeben. Dann warf er uns in einen Strudel aus bewegten Farben und Musik. Den Auftakt gab eine kleine Tanzgruppe, die die Geschichte einer langen, entbehrungsreichen Suche erzählte. Es folgten waghalsige Hochseilakte auf Einrädern, Jongleure ließen ein dutzend brennende Fackeln in der Luft tanzen. Pantomimen bewegten sich durch die Zuschauerreihen und beschworen in ihrer Perfektion schöne wie alltägliche Bilder herauf. Artisten wirbelten über die Bühne und schienen den Boden dabei kaum zu berühren. Eine Stunde flog vorbei wie geträumt. Manchen Moment vergaß ich fast den Grund, weshalb ich hier war. Umso erdrückender brach die Erinnerung jedesmal wieder über mich herein. Ich brauchte weder die Uhr noch die Ansagen, um zu spüren, dass der Moment näher rückte. Wieder erschien Casanova auf der Bühne. So intensiv ich konnte, beschwor ich das Bild herauf, wie Erek hinter dem Seitenvorhang hervortrat, das strubbelige Blondhaar aus dem Gesicht warf, ins Publikum winkte – als würde es wahr werden, wenn ich es mir nur fest genug vorstellte.

»Was für eine Nacht!« Casanova grinste breit in die Runde. »Ich bin stolz, Ihnen den Höhepunkt ansagen zu dürfen - «

Ich knetete meine Finger.

»Ich weiß, darauf haben Sie alle gewartet - «

»Sag es, sag es!«, beschwor ich ihn.

»Signoras e Siegnores – der unglaubliche, unvergleichliche – Markim Corso!«

Das Publikum klatschte und pfiff, nur meine Hände lagen bleischwer im Schoß. Ich biss mir auf die Lippe. »Du hast es doch gewusst. Selbst schuld, du wolltest es ja nicht wahrhaben.«

Meine ganze Bitterkeit und Einsamkeit drohten mich einzuholen und zu überwältigen, als ich dort in diesem Raum voller Menschen saß. Wieder war ich unter vielen allein mit meiner Empfindung. Und dann geschah etwas, das mich völlig unvorbereitet traf.

Casanova war zurückgetreten; wo er gestanden hatte ,züngelte eine gleißende Stichflamme auf; dunkler Rauch wallte über den Podiumsrand. Mitten auf der Bühne war ein Mann erschienen. Noch bedeckte er mit einem Teil seines blauschwarzen Umhangs sein Gesicht, während ihm der Applaus, der nicht enden wollte, entgegenbrandete. Dann ließ er den Umhang zu Boden gleiten und es war, als bräche die Stille selbst in einen Gewittersturm aus. Von der ersten Sekunde an beherrschte er den Raum. Er schien einige Jahre älter als ich, doch wie viel genau, vermochte ich nicht zu sagen. Überhaupt war er zu weit weg, um Einzelheiten seiner Züge auszumachen. Das schwarze Haar trug er locker zusammengebunden, einige Strähnen fielen ihm ins Gesicht. Er bewegte sich leichtfüßig, tänzerisch, fast etwas katzenhaft. Doch das alles erschien mir nicht im Ansatz befriedigend als Erklärung für die ungeheure Präsenz, die er ausstrahlte. Etwas hielt mich umfassen von dem Moment an, da der Umhang fiel. Ich konnte die Augen nicht von ihm lassen. Er hob den dunkel glänzenden Stoff wieder vom Boden auf und warf ihn in die Luft. Er teilte sich und zwei schwarze Raben flatterten über die Köpfe des erstaunten Publikums. Dann begann sein eigentliches Programm.

Es war keine bloße Aneinanderreihung von Kunststücken – wie Kapitel einer Geschichte fügten sie sich ineinander, bauten aufeinander auf und waren vernetzt. Gegenstände verschwanden und tauchten urplötzlich auf dem Schoß eines verblüfften Zuschauers auf. Entscheidungen ahnte er präzise voraus, hinter einem halb durchsichtigen Schleier verwandelte sich ein gewöhnlicher Jutesack in einen rötlich-braunen Luchs, der unter wütendem Fauchen den Schleier mit den Krallen zerriss. Doch auf einen Wink von Mr Corsos Hand hin wirbelten die Fetzen in einem unerklärlichen Windstoß als weiße Blütenblätter ins entzückte Publikum. Hätte ich nicht bei Erek schon viel derlei Verwirrspiel der Sinne gesehen, ich hätte meinen Augen schwerlich getraut.

»Meine Damen und Herren«, sagte Mr Corso, während die Lichter im Raum wieder aufflammten, nachdem sie auf einen Wink seinerseits hin schlagartig er-

loschen waren.

Seine Stimme war nicht laut und ein wenig kratzig, dennoch trug sie und drang in den hintersten Winkel des Saals.

»Für meine letzte Vorführung muss ich noch einmal einen Freiwilligen nach vorne bitten.«

Ein paar Hände hoben sich. Mr Corso ließ seinen Blick über die ihm entgegengerichteten Gesichter schweifen. Er ließ sich mehr Zeit mit der Auswahl als bei den vorangegangenen Malen. Und dann sah er mich plötzlich an.

Wie heiße Spannung durchzuckte es mich fiebrig. Mit einem Mal hatte ich das Gefühl, dass etwas geschah, dass sich meiner Kontrolle entzog. Flach atmend suchte ich dieses Echo einer vagen Erinnerung zu halten, umspielt von einem Hauch von Furcht...

»Erweisen Sie mir die Ehre?«

Ich stand auf und ging durch die Reihen, in denen höflich Füße eingezogen wurden. Ich versuchte zu ignorieren, dass mir viele hundert Augenpaare in diesem Moment folgten, doch irgendwo schien es das Einzige zu sein, woran ich denken konnte.

An der Seite der Bühne waren zwei schmale Treppenstufen. Mr. Corso reichte mir die Hand und zog mich hinauf. Er war tatsächlich etwa sieben oder acht Jahre älter als ich und obwohl doch eigentlich noch jugendlich, verrieten seine tiefen, schwarzen Augen, dass sie für ein Leben bereits genug gesehen hatten.

Es war dieser Ausdruck, der mich geradezu erschütterte und rettungslos in seinen Bann schlug.

Inzwischen war ein etwa zwei Meter hoher gläserner Wasserbehälter hereingeschoben worden. Eben wurde eine Leiter daneben aufgestellt. Mr Corso bedeutete mir, das Gebilde in Augenschein zu nehmen. »Würden Sie dem Publikum mitteilen, ob Ihnen irgendetwas Ungewöhnliches auffällt?«

Ich sah mir die Vorrichtung an. Ungefähr konnte ich mir vorstellen, worin sein Finale bestehen würde. Das Scheinwerferlicht blendete unangenehm, das Publi-

kum ließ sich, versunken im Dunkel hinter den Leuchtern, nur erahnen. Wie um alles in der Welt hatte er mich (und irgendwen) auswählen können?

»Nein, da ist nichts.«

»Ich danke Ihnen.« Er stieg die Leiter hinauf. »Wenn Sie so freundlich wären - « Er warf einen roten Stoff um den Behälter, sodass dieser außen ganz verdeckt war. »Zählen Sie bis fünf – dann enthüllen Sie ihn.«

Er breitete die Arme aus, einen Punkt weit hinten an der gegenüberliegenden Wand fixierend und sprang. Es gab ein platschendes Geräusch, als er verschwand, Wasser spritzte über den Rand hinaus. Ich zählte. Fünf Mal spürte ich mein Herz schlagen, fünf Mal Luft in meine Lungen fließen.

Ich packte den schweren Stoff und riss ihn herunter. Der Wassertank war leer, das Wasser darin noch in Aufruhr. Ein Raunen ging durch den Zuschauerraum. Obwohl es doch genau das gewesen war, was jeder erwartet hatte, war es tatsächlich durchgeführt doch so verblüffend, dass auch ich entgeistert die Bühne absuchte, auf der er mich allein gelassen hatte. Plötzlich ertönte ein Ausruf des Erstaunens von einer Dame am äußeren Rand.

Mr Corso stieg über die kleine Seitentreppe wieder zur Bühne hinauf – freilich vollkommen trocken. Mit der Andeutung einer Verbeugung gab er mir wieder die Hand und geleitete mich galant von der Bühne. Zu meinem Platz schaffte ich es jedoch nicht mehr. Die Leute standen von ihren Sitzen auf, im Lärm konnte man Casanova die Worte nur vom Mund ablesen, als er das große Finale ankündigte. Manch ein nimmersatter Prasser brüllte nach mehr, während die Künstler des Abends sich verbeugten. Ich stand am Rand des Saals und beobachtete unablässig, doch fast scheu, die große hagere Gestalt Mr Corsos. Er sah nicht noch einmal zu mir herüber. Schließlich blieben er und der Rest der Künstler endgültig hinter dem Vorhang verborgen und der Saal begann sich zu leeren.

»Auf keinen Fall ist er wirklich reingesprungen«, sagte jemand nur ein paar Schritte entfernt zu seinem Begleiter. »So schnell kann niemand wieder trocken und umgezogen sein.«

»Und was ist mit den Wasserspritzern?«, fragte der andere.

»Er hat irgendwie ins Wasser gepatscht und ist dann durch eine Bodenklappe verschwunden.«

»Dazu hätte er aber erst einmal die Leiter wegnehmen müssen und ich hab genau gesehen, dass sie noch da war«, widersprach der andere. »Ich sage, er hat diesen Behälter mit Spiegeln ausgekleidet, damit er durchsichtig wirkt. Dann hat er sich gemütlich dahinter versteckt und einen Doppelgänger auftreten lassen.«

»Blödsinn, Doppelgänger. Wie hätte er das denn vor dem Mädchen vertuschen sollen?«

»Ach, die Frau war doch eingeweiht...«

Ich lächelte in mich hinein, ich wusste es ja besser. Ich hätte den beiden versichern können, dass ich genauso ratlos war wie sie, dass dort weder Doppelgänger noch Spiegel noch Bodenklappen gewesen waren. Aber mehr noch als die Rätsel, die er seinem Publikum aufgegeben hatte, hatte mich die Eleganz, die vollkommene Schönheit dessen was er tat verzaubert.

Der Strom der Menge trieb nach draußen. Ich betrachtete den dunkelroten Vorhang, der unbeweglich verbarg, was – ja, was? Aus welchem Grund konnte ich mich nicht entschließen zu gehen? Noch einmal trat ich an die Bühne heran. Mittlerweile war außer mir niemand mehr da. Auf den dunkel gebeizten Brettern glitzerten noch ein paar versprengte Wassertropfen.

»Nun – noch immer hier, Miss Clara?«

Ich fuhr herum. Mr Corso saß mit übergeschlagenen Beinen in der ersten Reihe. War ich denn glatt an ihm vorbeigelaufen?

»Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte ich perplex.

»Derlei Dinge gehören zu meinem Beruf«, sagte er und erhob sich lächelnd. Es war das erste Mal, dass ich ihn lächeln sah, fiel mir dabei auf. »Meine Vorstellung hat Ihnen also gefallen?«

»Ja!«, sagte ich glühend. »Es war unglaublich faszinierend.«

»Nun, das soll es sein«, sagte er erfreut. »Erlauben Sie mir eine Frage: Warum

sind Sie heute abend hier?«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte ich ob dieser seltsam anmutenden Frage.

»Es gibt drei Sorten von Besuchern solcher Abende«, erwiderte er. »Die meisten möchten sich nur ein bisschen amüsieren; aber auch bitte nicht mehr. Zu dieser Sorte gehören Sie nicht.«

Er machte eine kurze Pause und ich wartete gespannt auf das, was als nächstes kommen sollte.

»Ein kleiner Teil kommt, weil er etwas sucht, der andere kleine Teil, weil er vor etwas flieht. Sie fliehen das Alltägliche und suchen die Illusion von etwas Magischem.«

»So sollte es nur Illusion gewesen sein?«, warf ich scherzend ein.

»Illusion ist alles«, antwortete er mit einem Schmunzeln, das vieles bedeuten konnte. »Also – was ist es bei Ihnen?«

»Ich vermute, die Erklärung liegt darin«, begann ich langsam, »dass ich feststellen musste, dass mir die meisten Menschen fremd sind; und ich bin es Ihnen auch.«

Meine eigene Offenheit setzte mich in Erstaunen, doch Mr Corso nickte nur schweigend, Verständnis spiegelte sich in den sinnenden Augen.

»Mr Corso - «

»Markim!«, korrigierte er mich.

»Gut – Markim, es ist gewiss eine dumme Frage, aber war es reiner Zufall, dass Sie mich ausgewählt haben?«

»Wer weiß«, sagte er leise, mehr zu sich selbst. »Vielleicht deckt sich das eines Tages auf. Glauben Sie denn an den Zufall?«

Er lachte angesichts meiner verwirrten Miene. »Ein Sprichwort sagt, Zauberkünstler und Sphinxen haben eine Gemeinsamkeit: Frag sie nach der Wahrheit und du wirst ein Rätsel hören.«

»Nun, Zufall, Schicksal, das sind wohl auch Rätsel«, sagte ich. »Mich hat die Erfahrung gelehrt, dass alles schlicht die Folge von einem Komplex aus verzweigt

zusammenhängenden Ereignissen ist. Wer davon nur einen kleinen Ausschnitt sieht, wird das wohl Zufall nennen.«

Markim nickte. »Sehr wahr. Wer dagegen vermag, alles zu überblicken, der wird kaum anders als von Schicksal sprechen können.«

»Aber wer kann das schon? Meist findet man sich doch irgendwo zwischen diesen beiden Extremen wieder. Wie also sollte man das nennen?«

»Leben«, sagte Markim schlicht.

Ich lächelte ihm zu. »Ja, das trifft es wohl.«

Ein Moment der Stille trat ein. Ich fragte mich, ob Zufall und Schicksal gerade jetzt über unseren Köpfen schwebten. »Werden Sie wohl länger in der Stadt bleiben?«, fragte ich.

»Ich wüsste keinen Grund für das Gegenteil«, erwiderte Markim. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, es gibt noch etwas zu tun, das nicht warten kann.«

»Natürlich«, sagte ich schnell.

»Also auf bald. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, wünschte auch ich ihm.

An der Tür sah ich mich noch einmal um, doch Markim war bereits hinter dem Vorhang verschwunden.

Als ich in dieser Nacht im Bett lag, fernab von jedem Schlaf, weil wirre Bilder durch meinen Kopf irrten, stellte ich etwas Seltsames fest. Solange ich doch nun schon die Geschichte von Lûg Neach kannte und liebte – zum ersten Mal hatte in meiner Vorstellung der Dunkle Geist ein Gesicht – es gehörte dem Zauberkünstler Markim Corso.

Ich erwachte vor Tau und Tag. Die Bettdecke war unerträglich heiß, die Zimmerwände rückten bedrohlich eng zusammen. Etwas schien mir den Brustkorb zusammen zu pressen, während sich ein Gefühl, das mir nur zu vertraut war, durch mich hindurchfraß. Die Aufregung des Abends war verflogen. Geblieben war nur Verlassenheit und die Gewissheit darum. Vage erinnerte ich mich an die Zeit, in der ich noch die Tage gezählt hatte...

Ich stand leise auf, zog mir eine Jacke über und schlich nach draußen. Stunden bevor die Hitze des Tages aufsteigen würde, trabte ich aus der Stadt zu meinem Rückzugsort am Bach. Grauer Frühnebel waberte mir entgegen, genau wie damals, als ich mich aus dem Haus geschlichen hatte, um einen Kinderscherz wieder gut zu machen. Ich spürte, wie mir die Erinnerung die Tränen in die Augen trieb. Mit heldenmütiger Anstrengung erreichte ich die rostigen, überwucherten Bahngleise und schlitterte die Böschung hinunter. Dann begann ich hemmungslos zu schluchzen. Ich hatte alle meine Hoffnung auf eine Karte gesetzt und verloren. Dass nicht Erek auf der Bühne erschienen war, gab mir das Gefühl, dass es nun besiegelt war – er kehrte nicht zurück. Ich kniete halb im Wasser; mein Nachthemd war voll Erde, der Saum sog die Nässe auf. Auf der bewegten Wasseroberfläche sah ich mein verzerrtes, verlaufenes Spiegelbild. Ich schlug mit der Faust hinein.

Allein, verlassen, vergessen.

Immer wieder – allein, verlassen, vergessen, bis sich alles drehte.

Ich verbarg das Gesicht in den Händen, Tränen mischten sich mit Wassertropfen.

»Erek kommt nicht wieder.«

Laut ausgesprochen wurde es endgültig. Meine Schluchzer ließen mich am ganzen Körper zittern, ich bekam keine Luft mehr, schrie laut auf, doch der Schrei erstarb in einem neuerlichen Weinkrampf.

Allein.

Niemals wieder würden wir zusammen bei der Ruine sitzen. Alle Pläne, Versprechen – eine Illusion, eine Lüge.

Verlassen.

Die Morgendämmerung tilgte den Nebel, der mich so treu versteckte, mir geholfen hatte, die Wahrheit auch vor mir zu verbergen. Wenn die Sonne aufging, müsste ich ihr ins Gesicht sehen.

Vergessen.

»Du bist nicht allein.«

Ein Keuchen entfuhr meiner Kehle. Ich wusste, dass niemand hier war, und doch hallten die Worte so klar in meinem Kopf, als hätte sie mir jemand ins Ohr geflüstert.

»Ich bin bei dir. Ich werde dich zu mir holen, wenn es soweit ist.«

Ein leiser Windstoß fuhr durch die blühenden Sträucher. Ich setzte mich auf. Der Wind legte sich und doch schien es, als strich er mit zärtlichen Fingern über meine heiße, tränenüberströmte Haut.

»Wer bist du?«, fragte ich heiser.

»Vertrau mir.«

Die Stimme verstummte, doch spürte ich ihre Nähe, sie glühte in mir und plötzlich musste ich lachen. Ich hockte am Ufer, das kalte Wasser umspülte meine Beine, die ersten Sonnenstrahlen brachen durch das grüne Blätterdach und ich lachte ihnen entgegen, denn auf einmal fühlte ich mich so versöhnt. Ich streckte die Arme in die Luft und eine Zeit lang tat ich nichts als nur zu atmen. Ich war nicht glücklich, jeder Gedanke an Erek schmerzte und ließ den Strom der Tränen nicht versiegen. Doch gleichzeitig konnte ich lachen. Für diesen Moment war ich ausgesöhnt mit der Welt, hatte ich doch endlich Gewissheit, dass jemand bei mir war.

Ich schöpfte Wasser aus dem Bach und wusch mir das Gesicht. Dann trat ich den Heimweg an. Wenn ich jemandem begegnete, so wunderte es mich nicht, wenn mich jeder für eine Waldnymphe gehalten hätte. Im weißen Nachthemd, durchnässt und barfuß wanderte ich durch die Straßen, aber dabei so getrost und unerschütterlich, dass ich niemanden im Zweifel ließ, dass alles war wie es sein sollte.

Dennoch war ich froh, gewaschen und angezogen zu sein, bevor ich Elloise begegnete und mir so die Erklärung erspart blieb. Ich wusste genau, was ich tun würde, sobald im Laden Feierabend war.

»Was hast du vor?«, fragte Elloise verdutzt, als ich mir den Ladenschlüssel und ein Wischtuch schnappte.

»Wieso?«

»Es ist Sonntag...«

»Oh. Natürlich«, sagte ich ein wenig überrascht. Ich hatte es tatsächlich vergessen. Einen Moment stand ich unschlüssig, dann warf ich Schlüssel und Lappen zurück an ihren Platz. »Bis später«, rief ich, schon halb zur Tür hinaus.

Der Weg zum Theater schien mir heute unendlich lang. Mühsam riss ich mich zusammen, ihn nicht im Laufschrift zu nehmen – ich wollte nicht völlig verschwitzt und außer Atem ankommen. Der Haupteingang war verriegelt. Ich ging um das Gebäude herum. Hinter einem niedrigen Zaun waren Zelte und provisorische Ställe für die Tiere, die ich beim Umzug in der Stadt gesehen hatte, aufgebaut. Zögernd sah ich eine Weile hinüber. Weiter als bis hier war mein Plan nicht gereift – was das ganze zu einer recht dummen Idee machte, fand ich plötzlich. Ich wollte mich schon wieder zum Gehen wenden, doch da –

»Ah , mia bella, mia bella, es hat ihr gefallen, brava!«

Casanova kam eine Treppe heruntergehüpft. Er trug heute wieder ähnliche Kleidung wie bei unserer ersten Begegnung, nur die Maske fehlte. »Und jetzt wollen Sie selbst zum Zirkus?«

»Oh – nein, das eigentlich nicht«, sagte ich lachend.

»Ah, ah, warum? Sie waren doch großartig.« Er zwinkerte schelmisch. Plötzlich kam mir ein Einfall.

»Sagen Sie, haben Sie Mister Corso gesagt, dass er mich für sein Finale auswählen soll?«

»Was?«, rief Casanova. Er lachte laut. »Was? Ich? Signore Corso sagen, was er in seiner Aufführung tun soll? Eher kann man sagen einer Katze sie soll nicht fan-

gen Mäuse!«

»Ich verstehe...«, murmelte ich, stutzig geworden.

Casanova sah es mir an. »Ach, fragen Sie mich nicht nach ihm. Ich weiß nicht, wer er ist. Letzten Sommer ist er zu uns gestoßen. Aber glauben Sie nicht, dass man ihn nach einem Jahr kennt.« Casanova sah mich schräg von der Seite an.

»Ahh, jetzt habe ich Sie durchschaut! Sie wollen wissen, wie ers gemacht hat.«

»Bitte?«, fragte ich überrascht.

»Na, geben Sie es ruhig zu«, grinste er. »Alle wollen es immer wissen.«

»Und, sagen Sie es mir?«, fragte ich ebenso neckisch wie er.

Casanova sog zischend Luft ein. »Ich verrate Ihnen etwas. Ich habe keine Ahnung. Das ist nicht üblich, gar nicht üblich, aber niemand von uns versteht wie er es macht. Nein, das ist die Wahrheit«, rief er als ich ihn ungläubig ansah. »Fragen Sie ihn selbst, vielleicht macht er mit Ihnen ja die Ausnahme.« Casanova gab ein keckerndes Geräusch von sich, das keinen Zweifel ließ, wie hoch er die Aussichten einschätzte. Aber das war es nicht, was mich in Aufregung versetzte. Er winkte zu einem der Fenster des Theatergebäudes hinauf und Augenblicke später erschien Markim Corso in einer Hintertür.

»Bleiben Sie uns treu«, sagte Giacomo Casanova und verabschiedete sich mit einem Handkuss.

»Guten Morgen«, sagte Markim freundlich.

»Morgen«, sagte ich nervös. »Ich wollte Sie eigentlich nicht belästigen«, stammelte ich, »aber wir sprachen über Sie und bevor ich ihn daran hindern konnte, hatte Signore Casanova Sie schon gerufen - «

»Würden Sie sich besser fühlen«, unterbrach mich Markim, »wenn ich Ihnen versicherte, dass nicht Signore Casanova mich gerufen hat?« Seine Mundwinkel zuckten, als er den Namen aussprach.

»Ich weiß nicht«, sagte ich und fühlte mich mit jeder Sekunde dümmer. »Noch besser, glaube ich, wenn ich wüsste, was ich Sie fragen wollte.« Ich spürte, wie ich rot anlief. Ich klang so unbeholfen. Dabei wusste ich es schließlich genau.

Doch wie konnte ich? War es Ihre Stimme, die ich heute morgen gehört habe? Selbst für einen Zauberkünstler musste das mehr als eigenartig klingen.

Aber Markim lächelte sein seltenes Lächeln. »Dann erlauben Sie mir, dass ich zuerst Sie etwas frage. Wenn Sie diese Stadt betrachten, was sehen Sie dann?« Er musterte mich aufmerksam.

Beschreibungen, Erfahrungen und allerlei Einzigartigkeiten schossen mir durch den Kopf, doch wie am Tag zuvor antwortete ich aus einer inneren Empfindung heraus, die ich einem Fremden nie anvertraut hätte:

»Ich sehe eine Welt, in der ich zwar leben kann, die mich aber nur ungern duldet, weil ich nicht aufhören kann zu suchen.«

»Und was ist es, das Sie suchen?«

Aber ich sah ihn an und war erschrocken vor mir selbst. »Warum sage ich Ihnen das?«

»Wissen Sie Ihre Frage jetzt wieder?«, sagte er statt einer Antwort.

»Ja«, sagte ich, leise schmunzelnd über meine plötzliche findige Idee. »Kennen Sie die Geschichte von Lûg Neach?«

»Der Untergang der goldenen Stadt – ein wunderbares Werk«, antwortete Markim ruhig.

Ich nickte. »Danke.«

Ich ging bis um die nächste Ecke. Da lehnte ich mich gegen die Wand und versuchte, Herrin meiner Gedanken zu werden. Was geschah hier? Glaubte ich tatsächlich, was ich gerade beinahe ausgesprochen hatte?

Wahrscheinlicher war doch, dass ich den Verstand verlor.

»Er ist ein Fremder. Er hat nichts damit zu tun!«

Es gelang mir nur begrenzt, mich zu überzeugen. Aber was auch immer dieser Mensch in mir auslöste und wieso – unverändert glühte in mir die Erfahrung des Morgens, wie die innerste Glut eines sengenden Feuers und trug mich weiter, ließ mich Jan freundlich grüßen, dem Blick der Leute begegnen und die Schubla-

den mit Ereks Briefen langsam schließen, ohne einen verzweifelten Zusammenbruch zu erleiden.

»Was hast du gemacht?«, fragte Elloise Laire verdattert. »Hast du dir beim Fundbüro dein Leben wiedergeben lassen?«

»So ähnlich«, lächelte ich.

»Na, den Laden musst du mir mal zeigen. Was ist denn da gestern abend passiert, dass du heute wie ausgewechselt bist?!« Elloise vergaß ganz ihre Zigarettenspitze zu rauchen, so neugierig war sie.

»Gestern abend...«, wiederholte ich und vergaß völlig, dass sie im Raum war.

»Clara. Hey CLARA!«

»Was?«, rief ich aufgeschreckt. Elloise sah ein wenig beleidigt aus.

»Ich sagte, deine Schwester hat angerufen. Sie lässt dir ausrichten, dass Vhento auch nicht mehr weiß. Worüber, hat sie nicht gesagt, aber ich nehme an, du weißt bescheid?«

Ich nickte. »Ja, jaah – danke...«

Meister Vhento wusste mehr, als er verriet, Hilke hatte bloß die falschen Fragen gestellt. Das würde ich nachholen, doch es hatte ja Zeit, jetzt... Mutter hatte nun wohl auch, was sie wollte...

Reiß dich zusammen! Wieder spürte ich Tränen in mir aufsteigen. Ich zwang mich, an den Morgen zu denken und nur daran, horchte in mich hinein, ob ich die Stimme wieder hören könnte. Ich war nicht allein.

Mehr als alles andere wünschte ich mir Hilke herbei. Aber was würde ich ihr sagen? Ich wusste, dass sie sich Sorgen machte, mehr als gut für sie war, und wenn ich ihr jetzt erzählte, dass ich Stimmen hörte...

Im Grunde konnte ich es Jan nicht verübeln, wenn er mich zu treffen suchte, indem er sagte, ich sei seltsam. Er hatte ja recht. Wie sollte er auch verstehen, dass es sich so viel besser anfühlte, als die unendliche Ödnis der Normalität, mit der ich zweieinhalb Jahre gerungen hatten?

Am nächsten Morgen schickte mich Elloise los, Besorgungen zu machen. Die Körbe am Arm schwingend, schlenderte ich zur Tür hinaus. Jeder Grund, in die Stadt zu kommen, war mir recht. Ein Blick auf Elloise Liste dämpfte jedoch meine Unternehmungslust, am Theater vorbeizustromern. Sie schien kein Ende zu nehmen. Die Körbe knarzten und ächzten bedenklich unter dem Gewicht, mit dem ich sie bepackte, und ausgerechnet mitten auf dem Chedplatz gab der Riemen der einen Tasche nach. Die bunten Wollknäuel, die Elloise für ihre ausgefallenen Strickarbeiten benötigte, kullerten fröhlich hüpfend zwischen ausweichenden Beinen über das Pflaster.

Ich unterdrückte ein Fluchen und klaubte alles wieder auf. »Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte jemand, der neben mir stehen blieb, während ich auf dem Boden hockte.

»Danke, ich komme schon allein zurecht«, sagte ich und lud mir die jetzt halterlose Tasche auf den Arm.

»Tatsächlich? Und ich dachte, du hättest mich vermisst!«

Die Tasche fiel erneut zu Boden; allein ich bemerkte gar nicht, wie der Inhalt sich selbstständig machte. Einen Moment kniete ich wie erstarrt auf dem Boden und wagte nicht den Kopf zu heben. Ein Erdbeben hätte mich nicht mehr erschüttern können.

»Oh mein Gott – Erek!!«, schrie ich so laut, dass einige Passanten sich erschrocken umdrehten. Ich sprang auf und ihm in die Arme. Er war es wirklich, ich konnte ihn berühren, an mich drücken, seinen Duft einatmen.

Erek lachte, hob mich hoch und wirbelte mich im Kreis. Ich taumelte einen Schritt zurück und starrte ihn mit offenem Mund an, wie er so urplötzlich vor mir stand; ein gutaussehender junger Mann, lachend, wie ich ihn am liebsten mochte. Auch die Augen strahlten noch immer so schalkhaft wie früher.

»Du bist hier – ich fass es nicht.«

»Ich hab dich so vermisst, Clara«, sagte er.

Ich strich mir die Haare aus dem Gesicht. Ich blinzelte ein paar Mal, denn meine

Augen waren plötzlich feucht.

»Ich hatte geglaubt ,du kämst nie mehr wieder«, sagte ich leise.

Erek sah mich unglücklich an. »Ich hatte es doch versprochen.«

»Aber du hast mir nicht mehr geschrieben- «

Erek griff in seine Tasche und zog ein dickes Bündel heraus. Er reichte es mir. Es waren bestimmt ein halbes Dutzend Briefe. Ich nahm sie und lachte befreit auf.

»Warum habe ich sie nicht bekommen?«

»Die Dinge stehen in Kenfort nicht gerade zum Besten«, erklärte Erek. »Als mir klar wurde, dass meine Briefe nicht mehr ankamen, wusste ich, dass ich nicht länger warten konnte.« Er sah mich erwartungsvoll an. Es gab so vieles, was ich ihm sagen wollte, aber nichts davon klang in meinen Ohren passend, unverfänglich oder auch nur in irgendeiner Weise vergleichbar zu dem Glücksgefühl, das in mir pochte.

»Ich weiß, es hat länger gedauert, als es sollte...«

Ich schüttelte sacht den Kopf. »Das ist jetzt egal.«

Erek strahlte. »Komm her, die nehme ich.« Er knotete den Trageriemen wieder an, hängte sich die Tasche um und jonglierte ganz nebenbei mit den stiefkindlich behandelten Wollknäulen. Gemeinsam traten wir den Rückweg an. Ihn neben mir zu sehen und zu spüren gab mir auf so greifbare Art ein Gefühl ,komplett zu sein.

»Ich kann es immer noch nicht glauben«, sagte ich. »Nicht dass ich gleich aufwache und du bist wieder verschwunden.«

Erek lachte. Es war sein volltönendes Lachen, mit dem er mich schon immer für sich eingenommen hatte. »Nein, jetzt geh ich nicht mehr weg.«

»Weißt du, ich wollte schon zu Meister Vhento fahren und ihn zwingen ,mir alles zu sagen«, grinste ich

»Das hätte ich ja wirklich zu gerne gesehen, wie du das angestellt hättest.« Erek hielt inne. »Ich weiß, ich schulde dir noch eine Erklärung. Keine Geheimnisse mehr.«

Ich sah ihn gespannt an. Er lachte. »Heute abend. Ich lad dich zu mir ein. Vorher muss ich mich noch um Ged und Frederick kümmern.« Er bemerkte meine überraschte Miene. »Hoppla, das hab ich ganz vergessen zu sagen, sie sind mitgekommen. Ich stell sie dir morgen vor.«

Wir erreichten Laires Antiquariat. Das übliche Bild erwartete uns im Eck: Ein paar spielende Kinder, dazwischen ein junger Hund, der die zahmen Tauben jagte, und dahinter Elloise, die vor der Eingangstüre wartete und rauchte.

»Das ist es also«, stellte EreK fest.

»Ja«, sagte ich. »Du hast Glück, es so zu sehen. Als ich zum ersten Mal hierher kam, war es Winter. Im Frühling sieht nun mal alles einladender aus.«

Elloise kam uns entgegen und klopfte ihre Zigarettenspitze aus.

»Darf ich vorstellen«, strahlte ich. »Das ist EreK Jenks.«

»Also jetzt wird mir so einiges klarer!«, rief sie. »Was lange währt, wird endlich gut, oder was soll man dazu sagen?«

Ich strahlte, bis meine Wangen schmerzten.

Sie klopfte EreK auf die Schulter. »Du kannst dir gar nicht denken, wie erleichtert wir alle sind.« Sie steckte sich zufrieden die nächste Zigarette an. »Sag mal, du wirst doch nicht etwa gleich mit Sack und Pack ausziehen? Der Laden braucht dich!«

»Oh, natürlich bleibe ich noch«, versicherte ich.

»Ach Mme Laire«, unterbrach EreK. »Wenn Sie Clara wohl morgen frei geben könnten - «

»Darüber lässt sich reden«, sagte sie zufrieden rauchend.

Wir luden meine Einkäufe ab und spazierten die sonnenüberflutete Straße entlang.

»Wo wohnst du jetzt überhaupt?, fragte ich EreK.

»Lass dich überraschen.«

»Wir gehen also nicht aus essen?«, bohrte ich weiter in der Hoffnung, ihm doch schon etwas zu entlocken. Freilich vergebens.

»Wann soll ich dich abholen? Um acht?«

»Lieber um sieben«, bat ich.

Wir kamen an der Arche vorbei. Erek besah sich mäßig interessiert meine kleine Welt der vergangenen zweieinhalb Jahre.

»Was hältst du davon«, schlug er vor, »wenn wir alle morgen ins Dorf fahren und Meister Vhento besuchen. Ich möchte ihn unbedingt sehen. Außerdem will ich wissen, was aus unserem Haus geworden ist. Dann holen wir Hilke ab und machen uns einen schönen Tag.«

»Gefällt mir gut, der Plan«, stimmte ich zu.

Langsam zog der Nachmittag vorbei. Die Sonne beschrieb ihren Bogen über den Dächern, nur manchmal von schnellziehenden Wolken verdeckt, deren Kühle jeden daran mahnte, dass es noch nicht Sommer war. Ich saß im Eingang und verglich Anschaffungslisten mit Einnahmen. Ich wusste, dass die Laire den Laden eigentlich nicht brauchten, aber während William mit Leidenschaft seinem Handwerk nachging, war Elloise froh, sich ganz auf mich verlassen zu können. Wieder einmal wunderte ich mich, wie zwei solche Gegensätze sich offenbar anzogen. Die großen Bronzeglocken der Kathedrale läuteten zur sechsten Stunde. Ich klappte meine Inventarliste zu und stand auf. Als ich den dunklen Raum betrat, schreckte ich zurück, als wäre ich gegen eine Wand gelaufen.

»Was ist es, das du suchst?«

Nach der Helligkeit draußen tanzten mir hier bunte Flecken vor den Augen. Ereks Rückkehr, mein Glück den ganzen lichten Tag lang hatte mich die Präsenz des dunklen Geists vergessen lassen.

»Alles in Ordnung? Du bist so blass.« Mme Laire hatte eine Strickarbeit in der einen Hand, in der anderen den Ladenschlüssel. »Nachdem du den ganzen Tag draußen warst, solltest du mehr Farbe haben. Du wirst doch nicht krank?!«

Ich schüttelte den Kopf und hastete an ihr vorbei auf mein Zimmer.

Was war es, das mich auf einmal in einen Zustand tiefster Verwirrung stieß? Die

ungefähre Linie, die ich irgendwann gewonnen hatte, entglitt mir, und an ihre Stelle trat dieses Chaos in meinem Kopf wie ein Kopfschmerz, der mir gegen die Schläfen pochte und nicht mehr abklang.

In der Stunde vor sieben bewegte ich mich in zunehmendem Aufruhr zwischen Bad und meinem Zimmer. Ich wühlte in meinem Kleiderschrank, verwünschte ihn, weil ich nichts anzuziehen fand und riss mir fast die Haare aus bei dem Versuch, sie in eine aufwendige Frisur zu zwingen. Irgendwann setzte ich mich geschlagen aufs Bett. So seltsam – früher hatte ich mir nie Gedanken darüber gemacht. Zwischen Ereks und mir hatte es nie eine Rolle gespielt, wie wir uns kleideten.

Ich sah mir selbst aus dem Spiegel entgegen. Wen mochte er wohl in mir sehen? In dem hellen, spitzen Gesicht mit den braunen Augen, umrandet von den glatten braunen Haaren, die mich immer Hilke um ihre hatten beneiden lassen.

Eine halbe Stunde später stand Ereks vor der Tür. »Seltsames Gefühl, nicht?«, sagte er zur Begrüßung.

»Welches von den vielen?«, fragte ich scherzhaft, doch im Stillen meinte ich es ganz ernst.

»Dich ganz offiziell abholen zu kommen.«

»Ach so. Ja, allerdings.«

»Gehen wir?«

Er legte mir einen Arm um die Schultern und wir verließen das Eck Richtung Süden. Einen Moment erwog ich, ihm vom Karneval zu erzählen und meiner Mitwirkung in der Darbietung Markim Corsos – schließlich war es genau sein Gebiet. Doch etwas hielt mich entschieden davon ab und ich verwarf die Idee wieder. Es wäre mir einer Lüge gleichgekommen, nur von der Vorführung zu erzählen und alles Weitere auszulassen.

Die Straßen, durch die wir jetzt gingen, waren fast alle leer. Es handelte sich um eines dieser vornehmen Viertel, die ich selbst selten besucht hatte, aus denen a-

ber, wie ich wusste, viele Kunden der Laires stammten.

Schon bald machten wir Halt vor einem freistehenden Haus mit einer typischen reich verzierten Fassade der Gründerzeit. Eine breite Treppe führte zum Eingang hinauf, über dem eine einzelne Lampe silbriges Licht im frühabendlichen Dunst warf. Wir traten in eine breite Diele. Sie war verblüffend genau dem Eingang vom Nebelhaus nachempfunden, es wirkte lediglich alles etwas heller und frischer.

»Wie schön«, sagte ich. »So vertraut.«

»Hier entlang«, sagte EreK. Er öffnete die Tür zu einem kleinen Salon. Im Kamin brannte ein Feuer; gleichzeitig waren alle Fenster geöffnet und aus dem anliegenden Garten strömte der Duft von Magnolien. In der Mitte des Raumes war ein runder Tisch gedeckt.

»Setz dich. Bist du hungrig?«

»Überhaupt nicht«, rief ich, während ich Platz nahm. »Bitte EreK, lass mich jetzt nicht länger warten.«

»Also schön«, grinste EreK und setzte sich ebenfalls. »Aber ich warne dich. Danach gibt es kein Zurück mehr, überleg-«

»EreK!«

»Schon gut, schon gut!«, lachte er. »Es ist nur nicht ganz so einfach. Wo fange ich am besten an... Du weißt ja, dass ich Meister Vhentos Lehrling war. Die letzte Zeit der Lehrjahre wird aber traditionell bei wechselnden Meistern verbracht, um tiefere Einblicke zu erhalten. Die Sache ist nur die; es handelt sich dabei nicht gerade um ein alltägliches – Handwerk.«

Er gestattete sich eine kurze Pause, in der meine Mutmaßungen Kapriolen schlugen.

»Gib mir bitte deine Hand.«

Ich streckte ihm meine Hand hin, er legte sie geöffnet in seine. Und dann begannen silbern schimmernde Tropfen hineinzufallen, sich zu vereinen, feste Form anzunehmen und bald lag auf meiner Handfläche eine zartweiße Lilie. Staunend

strich ich über die Blütenblätter.

»Erek, das ist ja unglaublich. Ich verstehe jetzt. Du hast deine Kunst wirklich zur Vollendung geführt.«

»Nein, nein, nein Clara«, lachte Erek, »du verstehst leider überhaupt nicht. Wie kann ich es dir begreiflich machen?«

Er schloss kurz die Augen und schien sich zu konzentrieren. Zunächst geschah gar nichts. Dann loderten plötzlich die Kerzen auf dem Tisch hoch in die Luft. Die Flammen lösten sich vom Docht und kreisten über den Tisch wie Sternbilder über einer antiken Weltenscheibe. Die erloschenen Kerzen verbeugten sich voneinander und bewegten sich in stürmischem Tanz über den Tisch. Der Rhododendronstrauch draußen vor dem Fenster zog die Wurzeln aus der Erde und kletterte auf ihnen kurzerhand ins Zimmer hinein. Ich stieß einen leisen Schrei aus, als das Kaminfeuer funkensprühend aus dem Rost sprang und begann, den Spiegelpantomimen für den Strauch zu bilden.

Mich schwer aufstützend erhob ich mich. Wie im Traum wandelte ich zwischen diesen Wundern umher, während nach und nach alles hier zum Leben erwachte und sich zu einem bunten Reigen gesellte, der zu einem Strudel anwuchs, der drohte, mich mitzureißen.

Schließlich schnipste Erek mit den Fingern und der Spuk endete nach und nach. Der Rhododendron kroch krakengleich in den Garten zurück, grub sich wieder in die Erde und wogte in einer leisen Abendbrise. Das Feuer räkelte sich gezähmt im Kamin; auch die Stühle hörten auf, Haschen zu spielen. Lediglich die Kerzen wiegten sich weiterhin selig im Takt einer stummen Musik.

»Wie ist das – was ist das -«, stammelte ich und doch verließ kein Ton meine Lippen.

»Ist alles gut?«, fragte Erek besorgt. »Du bist so blass.«

Ich versuchte ein Nicken.

»Komm setz dich. Ich hoffe, ich habe dich nicht zu sehr erschreckt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Erklär mir das«, sagte ich matt.

»Nun *das*«, sagte EreK lächelnd, »ist Magie.

Magie – das Wort drehte sich um meine Gedanken und meine Gedanken drehten sich mit. Magie – das war also die Erklärung für alles. Die Geheimnisse, sein Fortgehen, sein Können; alles war Magie. War es nicht genau das gewesen, worauf ich immer gehofft hatte? Das Unmögliche, Mystische, Magische. Etwas hinter dem unsichtbaren Vorhang. Hier war es endlich mit einer Kraft, mit einer Tatsächlichkeit, die ich mir nur im Geheimen zu erträumen gewagt hatte.

»Weinst du?«, fragte EreK bestürzt.

»Nein«, sagte ich überzeugt. »Zumindest bin ich nicht traurig...«

Ich war wieder Kind und stand mit meinem Großvater zum ersten Mal auf der Spitze eines Berges und sah ins Tal, und was ich sah, war so groß, so ungeheuerlich, dass ich überzeugt war, dass Magie in allem lag.

»Es tut mir Leid«, sagte EreK. »Ich hätte es dir damals schon sagen sollen. Ich hätte es auch getan, aber Meister Vhento wollte nicht zustimmen.«

»Warum nicht?«

»Es ist eine Art ungeschriebenes Gesetz, ein Abkommen, das schon Jahrhunderte besteht. Stell es dir wie eine Gilde vor, wir lernen untereinander, geben Wissen weiter, dafür gibt es bestimmte Regeln. Weißt du, das Problem ist, dass manche Geheimnisse die Eigenart haben, nicht lange geheim zu bleiben. Jeden Tag habe ich es dir sagen wollen, aber ich habe von Meister Vhento so viel gelernt – ich konnte ihn nicht einfach hintergehen. Und deshalb konntest du nicht mitkommen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr einem Verschwiegenheit gepredigt wird.«

»Ist schon gut«, sagte ich. »Ich verstehe. Glaube ich zumindest. Ich habe dir auch nie einen Vorwurf gemacht.«

EreK lächelte selig. »Manchmal hatte ich das Gefühl, dass du kurz davor warst ,es von alleine herauszufinden. Zumindest hast du gemerkt, dass irgendetwas nicht stimmt. Ich weiß gar nicht, wie das für dich sein muss, Magie zu erleben. Ich bin

damit geboren, für mich hat es nie etwas anderes gegeben. Aber für dich - «

»Für mich auch nicht«, sagte ich und wusste, dass es stimmte. »Ich konnte es nur nicht benennen. Aber irgendwie gespürt habe ich es. Kann das sein?«

»Möglich«, sagte Erek nachdenklich.

Ich war nicht ganz sicher, ob er wirklich verstanden hatte, was ich meinte, aber für mich ergab plötzlich alles einen ganz anderen Sinn; gleich einem Mosaik, von dem man zurücktritt, um es erstmals im Ganzen zu sehen, und aus Farben, Formen und Ahnungen ergibt sich mit einem Mal ein Bild. Und das alles hieß –

»Dann ist er auch ein Magier!«, hörte ich mich sagen, obwohl ich gar nicht geplant hatte, es auszusprechen.

»Wer?«, fragte Erek prompt.

»Markim Corso. Er muss ein Magier sein, es kann gar nicht anders sein!« Die Tragweite dieser Erkenntnis begann mir gerade erst zu dämmern, ich wagte kaum zu Ende zu denken. Indes – ich kam auch nicht dazu.

Mit einem hässlichen Klirren stießen die beiden Kerzenhalter zusammen, die Kerzen fielen heraus und rollten auseinander. Bevor sie von der Tischkante fallen konnten, hielt ich sie eben noch auf. »Was ist los?«

»Du bist Corso begegnet?!« Ereks Gesichtszüge verhärteten sich.

»Ja, vorgestern. Heißt das, du kennst ihn? Er hat eine Vorstellung - «

»Hast du mit ihm gesprochen?!«, schnitt Erek mir das Wort ab.

»Ja, hab ich. Ist das schlimm, dass du dich so aufregst?«

Erek antwortete nicht. »Wirst du ihn wiedersehen?«

»Erek, was soll - «

»Wirst du ihn wiedersehen?«, wiederholte er lauter.

»Hör auf! Hast du vor, den Abend zu ruinieren?«

»Beantworte einfach die Frage – willst du ihn wiedersehen?«

»Ja, will ich!«, rief ich, aufgebracht darüber, dass er mir so zusetzte. »Und ich habe wirklich keine Ahnung, warum das deine Sorge sein sollte!«

Erek verschränkte die Arme im Nacken, ging einmal bis zum Fenster, um Zeit zu

gewinnen, sich zu beruhigen. »Du weißt es wirklich nicht?«

»Nein! Was?«

Erek kam wieder an den Tisch. »Er ist sein Sohn. Markim Corso ist Meister Vhen-tos Sohn!«

Egal was Erek erwartet hatte, diese Nachricht versetzte mich weder in Bestür-zung noch in tiefe Schockzustände. Vielmehr war es eine Überraschung, die mich sogleich begeisterte. »Sein Sohn – wo ich mich immer gefragt habe... Es ist un-glaublich, wie sich alles zusammenfügt, wenn man erst einmal alles sieht. Wir sprachen noch vom Zufall. Wenn wir gewusst hätten...«

»Natürlich hat er es gewusst!«, rief Erek. »Derlei Dinge zu wissen - «

»Gehört zu seinem Beruf, ja ich weiß«, sagte ich nachdenklich. »Aber zu deinem genauso.«

»Clara, dieser Mensch ist gefährlich!«

»Komisch, genau das hat mein Vater immer über dich gesagt«, sagte ich ohne Schärfe, aber dennoch bestimmt. Erek schwieg einen Moment, offenbar ein wenig erstaunt. Dann schüttelte er den Kopf.

»Es hat einen Grund, dass im Dorf alle gegen uns sind!«

»Und daran soll Markim schuld sein?«, rief ich skeptisch. »Was hat er getan?«

»Wie du schon sagtest – dein Vater hat dir doch so schöne Geschichten erzählt«, konterte Erek mit bitterem Unterton.

Jetzt war es an mir zu schweigen. Die Erzählungen über das Nebelhaus (die ich als Lügen und Schauermärchen abgetan hatte) waren mir noch gut in Erinne-rung. »Aber das kann nicht sein. Das glaube ich nicht.«

»Bitte, Clara, was auch immer passiert ist, du musst ihn so schnell wie du kannst vergessen. Es tut mir Leid, wenn ich dir eine Illusion zerstört haben sollte. Aber glaub mir, es war nicht mehr als das.«

Etwas regte sich in meiner Erinnerung. »Illusion ist alles«, hatte er gesagt.

Sosehr ich Erek vertraute, ich vermochte das Bild, das er von Markim zeichnete,

nicht mit meinem eigenen Erleben zusammenzubringen. Widerstrebend sah ich ihn an. Er seufzte.

»Versprich mir einfach, dass du vorsichtig bist«, sagte Erek.

»Du hast gut reden«, sagte ich mit Ironie. »Wenn ich es mit Magiern zu tun habe, sind meine Chancen wohl nicht so groß - «

»Das meine ich nicht«, sagte Erek mit dem Anflug eines Lächelns. »Ich meine mit dem, was du glaubst.«

»Kennst du mich so schlecht, dass du dir darum Sorgen machst?«

»Ich kenne Markim«, sagte Erek ernst.

Schweigen trat ein. Ich versuchte mir vorzustellen, was Erek genau meinen könnte, doch ich konnte überhaupt keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen; anscheinend hatte meine Vernunft mich verraten.

Ich gab es auf und versuchte uns aus dieser unangenehmen und untypischen Erstarrung zu reißen. »Ich glaube, die Servietten sind vorhin weggeflogen, aber wer braucht die schon zum Essen?«

Erek lachte. »Alles wie früher?«

»Für immer und ewig!«

Erek schien das Gefühl zu haben, mich mit noch mehr Magie womöglich zu überfordern. Dabei brannte ich darauf, mehr zu sehen. Bis auf einen Servierwagen, der auf kleinen Rädchen hereinschnurrte und den Servietten, die wie Pfeilgeschosse durchs Fenster zurückkehrten, geschah nichts Außergewöhnliches. Wir lachten und scherzten beim Essen, als wären wir nie getrennt gewesen. Von mir gab es wenig zu erzählen, was ich nicht schon in Briefen erwähnt hatte, doch Erek schilderte mir nun alles, worüber er bislang hatte schweigen müssen: Anekdoten von seinen Meistern, wie er manchen magischen Streich gespielt hatte und besonders, wie er im Nebelhaus bei seinen nächtlichen Unterrichtsstunden von mir überrascht worden war.

»Einmal dachte ich,, Frederick und Ged hätten wirklich etwas herausgefunden. Genau wie du waren sie wohl misstrauisch geworden. Aber die beiden Helden

haben das doch tatsächlich auf den Widerstand zurückgeführt. Ehrlich, ich hätte mein Gesicht gerne gesehen, als sie meinten sie wüssten Beisheid...«

Nach dem Essen lehnte ich mich entspannt in meinem Stuhl zurück. EreK beobachtete mich mit leuchtenden Augen.

»Überleg mal, was wir alles machen können. Alles. Wir können die ganze Welt bereisen, leben wo wir wollen, wie wir wollen. Niemand schreibt uns etwas vor.«

»Ja...«, sagte ich gedankenversunken. Wenn es nur ein Gedankenspiel meiner Trost suchenden Einbildung gewesen wäre, dann wäre die Stimme nicht wiedergekehrt, nachdem ich EreK wiedergesehen hatte. Und wenn es real war, wer sonst – Ich seufzte leise. Es war nicht richtig, jetzt daran zu denken.

»Stimmt etwas nicht?«

»Nein. Es ist bloß, es klingt einfach zu gut, um wahr zu sein.«

»Vielleicht brauchst du eben noch ein bisschen Zeit, alles zu verstehen. Ich gebe zu, das war ziemlich viel auf einmal.«

»Ja, vermutlich«, sagte ich. Doch ich wusste, dass es daran nicht lag. Eine nagende Unsicherheit hatte mich befallen, eine Angst, ihn und letztlich uns beide zu enttäuschen. Mehr Zeit brauchte ich in der Tat, aber würde das ausreichen?

Es war bereits nach Mitternacht, als ich mich schließlich verabschiedete.

»Also morgen früh um neun«, erinnerte EreK an der Tür. »Ich hol dich ab.«

»Gut«, sagte ich und zog mir die Jacke an.

»Soll ich dich wirklich nicht noch nach Hause bringen?«, fragte EreK.

Ich verneinte dankend. Da war so viel, über das ich in Ruhe nachdenken wollte,, und das konnte ich am besten draußen unterwegs.

»Wie du willst«, sagte er schulterzuckend.

Ich umarmte ihn zum Abschied. »Danke für diesen Abend«, sagte ich. »Es war - «
Wir grinnten uns an. EreK verstand mich wohl auch so.

Eine bleiche Mondsichel stand am klaren Himmel. Die Dunkelheit schluckte alle Details an Häusern und Bäumen. Die nächtliche Stadt im Schein der Laternen, in

der sich kein Blatt regte, wirkte kulissenhaft; eine erdachte Welt, die noch im Dornröschenschlummer lag.

Ich sah niemandem auf meinem Weg nach Hause. Ein rauchendes Pärchen stand zwar an einer Ecke und ein älterer Herr balancierte unbeholfen auf einem schwankenden Fahrrad, doch ich sah sie nicht wirklich. Dann kam ich zum Chedplatz. Dort – in den Ausläufern des gelben Lichtkegels der entferntesten Laterne – stand jemand. Ohne sagen zu können wie, wusste ich genau, wer das war. Bekommen blieb ich stehen. Eine Warnung vor Gefahr hallte von irgendwoher, wurde ignoriert und erstarb.

Auf der anderen Seite wandte Markim mir das Gesicht zu und überquerte den Platz in langen, federnden Schritten. Das Lampenlicht warf harte Schatten und seine markanten Züge traten noch schärfer hervor.

»Guten abend«, sagte ich leise, als er vor mir stand.

»So spät noch allein unterwegs?«, fragte er. Seine Mundwinkel zuckten belustigt.

»Sie sollten vorsichtig sein, Clara. Man weiß nie, wem man begegnet.«

»Wie einem Magier?«, sagte ich befangen.

»Ich verstehe«, sagte er langsam wie zu sich selbst. »Nun gut, Erek. Ich nehme an.«

Er wandte sich wieder mir zu. »Habe ich morgen abend das Vergnügen?«

Ich dachte an den kommenden Tag. Vom Abend hatte Erek nicht gesprochen, wohl aber von Markim. Seine Mahnung hätte kaum eindeutiger sein können.

Ich sah in Markims Augen – und konnte nicht mehr denken. Ich wandte mich ab in der Hoffnung, mich besinnen zu können, aber es half nichts; das Auge seines Geistes blickte von überall auf mich.

»Es ist nicht so einfach«, sagte ich vorsichtig.

»Im Grunde schon. Sie müssen nur ja oder nein sagen, und das ganz frei nach Ihrer Neigung.«

»Natürlich, ja!«, rief ich bewegt. »Das Problem ist, nun, ich glaube, das wissen Sie«, fügte ich leise hinzu.

Markim lächelte in sich hinein. »Ich verstehe. Allerdings glaube ich nicht, dass Sie sich von irgendjemandem vorschreiben lassen, mit wem Sie Ihre Zeit verbringen.«

Ich schwieg ob dieser unmissverständlichen Anspielung. Er wusste also „wer ich war, wusste mehr, als ich ahnen konnte. Ich versuchte mich zu erinnern, was Erek genau gesagt hatte, doch die Worte verblassten wie Bilder eines Traumes, die umso schneller zerrannen, je mehr man versuchte sie zu halten.

»Aber bitte, ich möchte nicht, dass Sie sich bedrängt fühlen.«

»Nein, das tue ich nicht«, sagte ich eilig und wahrheitsgemäß. »Es ist mein Wunsch.« Ich errötete und hoffte, er würde es im fahlen Lampenlicht nicht sehen.

»Bis morgen also. Schlafen Sie gut.« Er nickte mir zu und ohne ein weiteres Wort wandte er sich um und ging.

»Moment«, wollte ich ihm nachrufen. »Wo treffe ich Sie – und wann?«

Doch innerhalb eines Augenzwinkerns war er mit einem Wehen seines Mantels im Dunkel der Nacht verschwunden und hinterließ den Platz in so vollkommener und endgültiger Stille, dass ich fast glaubte, mit einem Phantom gesprochen zu haben.

Es tut mir Leid, aber wir müssen bedauerlicherweise mit der Kutsche fahren«, sagte EreK, als er mich am Morgen abholte.

»Wie denn auch sonst?«, lachte ich.

»Na ja. Was uns so einfiel. Ich persönlich fände einen fliegenden Teppich recht spannend.«

Ich lachte bei der plötzlichen bizarren Vorstellung, dass EreK als eine Art blonder Alladin mit Turban und Samtpantoffeln den mottenzerfressenen Filzteppich aus Elloise' Rumpelkammer durch die engen Straßen manövrierte. »Ged und Frederick sind also nicht eingeweiht?«, folgerte ich.

»Wo denkst du hin? Das ist ein Tabubruch. Ich muss dich auch wirklich bitten, das nicht zu vergessen. Du besitzt ein absolutes Privileg. Wollen wir?«

Ereks Freunde waren ein amüsanter Gespann, ganz wie EreK sie mir geschildert hatte. Ged zeichnete sich aus durch einen kühl berechnenden Verstand, der durch nichts zu beeindrucken war. Mir fiel auf, dass in seinem Gesicht etwas Verschlagenes ruhte, doch behandelte er mich mit zuvorkommender Zurückhaltung und wies verblüffende Kenntnisse in nahezu jedem Lebensbereich auf. Frederick war von gänzlich gegensätzlicher Natur. Er war mit dem Temperament des Südens geboren. Vor Regeln, Sitten und Gesetzen schien er selten Halt zu machen, verkaufte dies aber in einer kindlich charmanten Form, die es einem unmöglich machte, ihn darob zu tadeln.

Die Fahrt verging wie im Flug, schon nahten am Horizont die bekannten Häuser. Das letzte Mal war ich zu den verschneiten Weihnachten vor über einem Jahr hier gewesen. Die Kutsche rollte durch den Hohlweg zwischen den Hügeln, auf denen Hochlandrinder weideten. Darüber reckten sich die schwarzen verkrümmten Äste der Rotbuchen greisen Gliedmaßen gleich gegen den strahlenden Himmel, geschmückt mit ihrem dunkel schimmernden Sommerkleid. Links tauchte der Friedhof auf, mit der weiß verputzten Kapelle hinter den ordentlich beschnittenen Ziersträuchern. Auf einmal lag die Dorfstraße wieder vor uns. Ich fühlte mich seltsam, mit EreK hierher zurückzukehren, an Früher anzuknüpfen,

zu sehen, was von diesem Früher noch übrig war.

Die Kutsche hielt vor dem schmiedeeisernen Tor mit den zwei Dämonenstatuen. Lachend und scherzend stieg unsere kleine Gesellschaft aus. Drüben auf der anderen Seite sah ich Frau Schmidt ihren Gartenweg kehren. Sie warf uns verstohlen ein paar finstere, misstrauische Blicke zu, aber heute hatte ich nur ein müdes Lächeln für sie übrig. Die Zeiten, da ich mich von ihr und den anderen Dörflern einschüchtern ließ, waren lange vorbei.

Wir öffneten das Tor und gingen die unebene Einfahrt hinauf. Alles war noch genauso wie im letzten Sommer, den ich hier verbracht hatte. Vielleicht rankten die wilden Sträucher inzwischen ein wenig höher, aber sonst hatte sich nichts verändert, und das beruhigte mich sehr.

Wir standen bereits vor der Tür im Entré, als EreK mich beiseite nahm und mir zuflüsterte: »Es wäre ganz gut, wenn du Hilke gegenüber nicht so tun würdest, als wüsstest du nichts von der Nachricht, die du ihr geschrieben hast.«

»Wovon sprichst du?«, fragte ich verständnislos. Er grinste schuldbewusst.

»Wirst schon sehen.«

In dem Moment sprang die Tür auf, jemand flog mir so stürmisch entgegen, dass es mich beinahe umgerissen hätte, und ertränkte mich in roten Locken.

»Du hier?«, fragte ich überrascht.

»Hattest du doch vorgeschlagen«, sagte Hilke atemlos. Ich sah verstohlen zu EreK. Er zwinkerte. Du Gauner, dachte ich liebevoll.

»Ich freu mich so«, strahlte Hilke. Dann umarmte sie auch EreK, wenngleich sehr viel weniger stürmisch.

»Schön, dich zu sehen«, sagte EreK.

»Wurde ja auch langsam Zeit«, lachte Hilke.

»Darf ich vorstellen: Ged, Ged das ist Hilke. Ged bemühte sich um einen steifen Handkuss. Frederick lachte.

»Solche prüden Förmlichkeiten kannst du dir für den versnobten Adel aufsparen. Womit ich sagen möchte«, meinte er augenzwinkernd zu Hilke, »dass mir jede

noch so veradelte Dame samt Schloss und Kronjuwelen gestohlen bleiben kann. Ich bin Frederick!«

Sie begrüßten sich mit einem freundschaftlichen Handschlag. Ich sah Hilke plötzlich erröten, ihre Augen leuchteten. Auch Fredericks Blick ruhte lange auf ihr und zu meinem größten Vergnügen konnte ich feststellen, dass er ihn den ganzen Tag kaum von ihr lassen wollte. Das allerdings war wenig verwunderlich. Unter ihrer Haarpracht blitzten ihr makellostes Gesicht und ein Temperament, das seinem durchaus ebenbürtig war.

Inzwischen war im Eingang eine weitere Person erschienen. Es war viel Zeit vergangen, seit ich Meister Vhento zuletzt bei einem seiner seltenen Besuche in der Stadt gesehen hatte und ich war erschrocken, wie gealtert er schien. Er ging gebeugt, die wächserne Haut war grau und fleckig. Nur das Haar fiel noch genauso seidig mattschwarz über die Schultern. Unwillkürlich versuchte ich in ihm Markims Vater zu erkennen. Es mochte Ähnlichkeiten und Parallelen geben – doch letztlich waren sie zwei entfernte Gestirne in einem eigenartigen Universum.

»Willkommen zurück«, begrüßte er uns, und eins seiner seltenen Lächeln huschte über sein Gesicht. Er bat uns herein. Der vertraute Geruch nach Rosenholz empfing mich. Das Kaminzimmer lag im üblichen Halbdunkel, die kunstvollen Fenster ließen vielfarbiges Licht in den Raum fallen. Ich kam nach Hause.

Der vorangeschrittene Vormittag neigte sich schnell dem Ende zu. Ereks und seine Freunde erzählten von ihren Erlebnissen mit den Aufständen und Verschwörungen in Kenfort. Hilkes Augen glühten förmlich, sowie Frederick das Wort ergriff und in begeisterter Überzeugung von Möglichkeiten und Visionen sprach. Ereks ließ nicht einmal etwas von seinem Geheimnis durchblicken.

Meister Vhento beobachtete mich fast ununterbrochen in einem verwirrenden Ausdruck verhaltener Ahnung.

Ich brauchte Zeit mit Ereks allein, musste ihn fragen, was in dieser Familie vorgefallen war, dass auch sie zerworfen war, dass Meister Vhento nicht von seinem

Sohn sprach, wo doch die Begegnungen mit diesem Mann auf meiner Seele brannten. Ich musste Erek erzählen, dass ich mich für diesen Abend mit ihm verabredet hatte, doch ich konnte es nicht. Auch als wir am frühen Nachmittag beschlossen, zur Ruine zu gehen, brachte ich es nicht heraus. Ich war so undankbar – so lange hatte ich mich danach gesehnt, wieder mit ihm zusammen zu sein. Und gerade jetzt, da dieser Wunsch in Erfüllung ging, konnte ich jemand anderen nicht vergessen. Wie fiebriges Erschauern war jeder Gedanke an Markim. Ich fühlte mich gefangen in jenem Moment des freien Falls, in dem der ganze Körper prickelt und beinahe schmerzt im Bewusstsein der Gefahr. Doch wie konnte ich Erek so hintergehen; Erek, den ich nicht anders liebte als ich auch Hilke liebte. »Stimmt etwas nicht?«, fragte Erek, als er mich so schweigsam fand.

»Alles bestens«, log ich und das Herz wurde mir schwer. »Ich habe nur gerade an früher gedacht; wie manches so anders kommt, als man erwartet.«

»Das stimmt«, sagte Erek nachdenklich. Er legte mir einen Arm um die Schultern. Die Sonne glitzerte auf den Wellen des Sees. Dahinter lag unser Haus – so vertraut und doch so unerreichbar fern. So sehr ich es mir auch wünschen mochte, die Tage, an denen wir in kindlicher Unbefangenheit zusammen dort saßen und von Lûg Neach lasen, würden nicht wiederkehren. Eine andere Sehnsucht hatte das Verlangen danach verdrängt. Noch hoffte ich irgendwie, Erek niemals davon erzählen zu müssen, dass es vorübergehen würde; aber je mehr ich mich zwang, an Erek zu denken und nur an Erek, desto untrüglicher wusste ich, dass an dem Abend im Theater etwas Unumkehrbares in Gang gesetzt worden war. Wenn ich die Augen schloss, so sah ich Markims Gesicht, hörte seine Stimme.

»Da habt ihr ja noch einiges vor, wenn das euer Anwesen werden soll«, bemerkte Frederick, die Ruine mit Kennerblick prüfend.

»Alles halb so wild«, sagte Erek fröhlich und zwinkerte mir zu. Mein Grinsen geriet ein wenig schief und es verging mir ganz, als Ged fragte:

»Was haben wir heute abend vor?«

»Tanzen!«, rief Hilke. »Was haltet ihr davon? Zwei Straßen vom Chedplatz ist ein

Saal mit Restaurant. Die haben jeden Abend ein Orchester.«

Frederick schien Feuer und Flamme. »Was sagst du, EreK?«

EreK nickte. »Dann sollten wir aufbrechen, um rechtzeitig zurück in der Stadt zu sein«, meinte er. »Clara?«

»Ja«, sagte ich langsam. »Ja, lasst uns zurückfahren.«

Wir versprachen Meister Vhento, bald wiederzukommen und verabschiedeten uns dankend. Bevor ich jedoch in die Kutsche einsteigen konnte, nahm er mich beiseite. »Ich habe lange darauf gewartet, dass das passiert«, begann er.

Ich nickte. »Ja, EreK hat mich eingeweiht. Aber machen Sie sich keine Sorgen, ich kann ein Geheimnis bewahren. Ich weiß, was für ein Geschenk - «

Meister Vhento hob die Hand. »Davon spreche ich nicht. Dass EreK es dir würde sagen müssen, wusste ich lange vor euch beiden.« Er sah mich mit einer Kälte an, die mich trotz des Juniwetters frösteln ließ. »Er haftet dir an wie ein widerlicher Geruch!«

Verstört erwiderte ich seinen Blick. »Sie meinen Markim - «

»Er hat schon zu lange gelauert und nach dir getastet. Er wird dich verschlingen.« Etwas flackerte in seinen Augen, das ich nicht kannte. War es Hass? Furcht? Oder eine irre Mischung?

»Er ist Ihr Sohn, Meister Vhento.«

»EreK war mir ein weit besserer Sohn als das, was man mein eigen Fleisch und Blut nennt.«

»Was ist geschehen?«, fragte ich behutsam.

»Du solltest deine Freunde nicht warten lassen«, sagte er nur.

»Bitte, ich muss das wissen«, versuchte ich es unbeirrt.

»Wozu?!«, zischte er kalt. »Es sollte für dich keine Rolle spielen«

»Die Wahrheit spielt immer eine Rolle«, sagte ich leise.

»Wahrheit!«, schnaubte er. »Was ist schon Wahrheit außer einer falschen Heiligen mit Januskopf. Wer nach Wahrheit sucht, wird nur Widersprüche finden. Nein, meine Clara. Auch dir steht nicht alles zu. Tu dir selbst einen Gefallen und

vergiss, was du dir einbildest und vorgaukelst. Was du suchst, existiert nicht.«

»Vielleicht«, sagte ich. »Aber wenn Sie glauben, mich so gut zu kennen, dann sollten Sie wissen, dass ich mich damit nicht zufrieden gebe.«

Meister Vhento antwortete nicht darauf. Er furchte die Stirn, doch jetzt wieder mehr in Besorgnis als Ärger und hieß mich endlich gehen. Ich versuchte einen versöhnlichen Blick und gehorchte.

Die Tanzfläche füllte sich nach und nach. Kristalllüsternes Licht funkelte durch den Saal, kleine runde Tische waren an den Seiten aufgestellt, schwer parfümierte Luft waberte durch den Raum. Wir suchten uns einen freien Platz und EreK ging, uns etwas zu Trinken zu bestellen. Verstohlen warf ich einen Blick auf die Uhr an der kopfseitigen Wand. Es ging bereits auf acht.

»Wollen wir?«, fragte EreK auffordernd.

»Gern«, sagte ich und ließ mich von EreK auf das glänzende Parkett führen.

»Worüber habt ihr eigentlich gesprochen, du und Meister Vhento?«, fragte EreK arglos, während wir uns im schneller werdenden Rhythmus der Musik bewegten.

»Über dich«, sagte ich grinsend.

»Oho, ihr habt Geheimnisse vor mir?«

»Jeder hat Geheimnisse«, sagte ich, doch die Unbeschwertheit, mit der ich gehofft hatte, eben dies überspielen zu können, ließ mich kaltblütig im Stich.

EreK hielt seine Hand einen Moment lang auf Augenhöhe, machte eine kleine Bewegung und hielt mir eine Blume hin, die er mir dann ins Haar steckte.

»Weißt du«, sagte ich lachend, »So ist es wirklich besser – ich muss mir nicht mehr stundenlang den Kopf zerbrechen, aus welchem Ärmel du die jetzt wohl gezogen hast.«

Auch EreK lachte. »Na wenn das so ist...«

Die Leuchter blitzten auf und von der Decke fiel ein Regen aus golden und silbern glitzernden Glanzpapierchen. Die entzückte Menge reckte begeistert klat-

schend die Köpfe in die Höhe. Erek grinste zufrieden.

»Merkt das denn niemand?«, fragte ich.

Erek winkte ab. »Je auffälliger und naheliegender es ist, desto weniger kommen sie dahinter.«

»Entschuldigt«, sagte Ged. »Darf ich dich bitte mal sprechen?«

»Sicher«, sagte Erek. »Clara, entschuldigst du mich einen Moment?«

Erek und Ged zogen sich in einen Winkel des Saales zurück. Ich wunderte mich ein wenig, was es wohl so Wichtiges zu besprechen gab und stieg ebenfalls vom Parkett, auf dem Hilke und Frederick eine wilde Samba tanzten. Es verlockte mich wenig, allein an unserem Tisch zu warten, und so ging ich ein wenig nach draußen. Die laue Abendluft strich kühlend über meine geröteten Wangen. Ich spähte durch die bunten Scheiben in der Tür. Erek und Ged besprachen sich immer noch. Ich überlegte fieberhaft. Der Chedplatz war nicht weit. Ich wäre zurück, bevor sie merkten, dass ich überhaupt fort gewesen war. Und wenn nicht? Wieviel konnte ich vor Erek dem Magier verbergen und wieviel wollte ich vor Erek meinem Freund verbergen? Meister Vhentos harte Worte klangen immer noch in meinen Ohren nach. Das gab den Ausschlag. Ich eilte los.

Ein kühler Wind war zwischen den hohen Häusern gefangen und trieb sich selbst hin und her. Schon fragte ich mich, warum ich überhaupt hergekommen war. Natürlich war er nicht hier, der Platz verlassen.

»Markim«, flüsterte ich, nur um zu hören, wie der Name in der Stille klang. Ich hatte fast erwartet, dass er von den Mauern widerhallen, aus dem Himmel zurückdonnern würde. Doch so war es nicht. Vielmehr wie eine Beschwörungsformel, aufregend und verboten. Was immer ich beschworen hatte, rollte unumkehrbar, unaufhaltsam heran. Es war als nähme die ganze Welt einen tiefen Atemzug.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Ich schrak zusammen, mein Herz raste und ich musste nicht erst in das so seltsam vertraute Gesicht blicken, um zu wissen, dass er es war.

»Du wusstest, dass ich kommen würde?«, fragte ich leise.

»Du nicht, Clara?«, antwortete er nur. Er ließ mir keine Zeit für eine Erwiderung.

»Bist du bereit?«

»Bereit wofür?«, fragte ich etwas beklommen.

Markims Augen blitzten. Er nahm meine Hand, legte seinen Arm um meine Hüfte und im nächsten Moment stiegen wir hoch in die Luft über die Lichter der Laternen hinaus, hoch über die Dächer der Stadt, bis selbst die Turmspitzen der Kathedrale unter uns immer kleiner wurden. Ein dunstiges Lichtermeer breitete sich unter uns aus bis fort an den Horizont, an dem ein violett-goldener Streifen leuchtete. Der Fluss glitzerte wie ein silbernes Band, in sanften Windungen hingeworfen wie zufällig verloren.

»Ich lasse dich nicht fallen«, flüsterte Markim mir zu.

Erst jetzt merkte ich, wie fest ich seine Hand umklammerte. Ich lockerte meinen Griff und spürte im selben Augenblick, wie frei ich war. Die ganze Weite der Welt erstreckte sich zu unseren Füßen, überall voller Leben, das heiß in meinen Adern rollte. Ein erster Stern blinkte am Himmel – ein ferner Fixpunkt, bleich und stumm angesichts des Universums, das uns umpannte.

In unbeschreiblicher Leichtigkeit glitten wir durch die Luft; obwohl, im Grunde bewegten wir uns nicht, alles andere zog in traumhaften Bahnen vorbei, bis sich aus dieser Masse ein Dach nahe am Fluss hervorhob. Der Erdboden rückte näher, an die Stelle der gewaltigen Ferne traten unendlich viele Einzelheiten. Sobald meine Füße den Boden des Balkons berührten, überkam mich die Gewissheit, wie untrennbar fest und unwiderbringlich ich mit dem Grund der Erde verwachsen war.

Noch ganz trunken von dem Flug sah ich kaum, wie ich durch eine breite Schiebetür eine glasüberdachte Wohnung betrat. Markim bot mir einen Platz auf einem dunkel gepolsterten Sofa an und setzte sich mir gegenüber. Schwarze Balken bildeten den spitzen Giebel, das Glas dazwischen öffnete die Aussicht auf den Fluss, die Dächer ringsum und den klaren Himmel.

Ich lauschte den Geräuschen vom Fluss, aus den Bäumen, von Ferne aus dem Getriebe der Stadt. Sie schienen von fast vergessenen Geheimnissen zu wispern. Markim beobachtete mich schweigend und schließlich stellte ich ihm die Frage, die mich schon seit unserer ersten Begegnung beschäftigte:

»Wie kommt es, dass du mir so vertraut bist? Mir ist, als kennte ich dich schon mein Leben lang, dabei sind wir uns vor drei Tagen erst begegnet.«

»Und warum sollte es darum nicht so sein?«, sagte Markim. »Du hast mich gesucht – nicht mich als Person natürlich. Aber was du gesucht hast, hast du in mir gefunden. Das gilt für uns beide – sich begegnen oder nicht ist dafür belanglos.«

»Wegen Magie?«, vermutete ich.

»Nenne es meinetwegen Magie. Aber in diesem Fall trifft es das, glaube ich, nicht.«

»Was ist denn Magie?«, fragte ich aufstehend. Ich trat aus der Tür auf den Balkon und sah hinunter auf das langsam vorbeidriftende Wasser. »Ich meine – wenn alles möglich ist, wo ist dann die Grenze der Macht?«

»Es geht nicht um Macht«, sagte Markim. »Die Dinge verstehen, ihr ureigenes Wesen erfassen. Du fragst, was Magie ist in Relation zu dem, was du kennst. Aber so wirst du es nicht verstehen können. Magie ist nichts weiter als Illusion. Aber wenn du dir vorstellst, dass alles, wirklich alles ebenfalls Illusion ist, dann kann ich doch auch etwas bewirken.«

Ich nickte nachdenklich. Ich verstand, was er meinte, dennoch missfiel mir die Vorstellung, alles als Illusion zu betrachten. Markim schien das zu erkennen, denn er sagte:

»Denk dir die Magie wie die Kunst. Nichts, was du auf ein Bild bannen könntest. Eher wie eine Musik. Musik ist die vollkommene Abstraktion. Allein schon, weil sie nicht in einem Augenblick erfassbar ist. Nimmst du nur einen Moment, so ist da nichts. Man könnte auch sagen: Musik spielt in einer höheren Dimension. Auf der anderen Seite, wenn du zuhörst, merkst du irgendwann, dass alles klingt, selbst die Stille. Sie hebt dein ganzes Sein empor.«

Er schwieg eine Weile und ich versuchte mir vorzustellen, was er gesagt hatte. Etwas veränderte sich. Ich wusste zunächst nicht, was es war. Dann begann ich zu sehen. Markim stand hinter mir und führte mich. Die Ecken des Raumes entzogen sich meiner Wahrnehmung, schwarze und weiße Straßen jagten anstelle ihrer fort bis in eine Ewigkeit, der Fluss erhob sich aus seinem Bett, ich konnte ihn überblicken bis dorthin, wo er von den Klippen donnernd ins Meer stürzte. Das Glasdach zersplitterte lautlos, darüber war Nichts. Ich war allein in einem Universum und sah herab auf alles, was da war und war eins mit allem, weil sich alles in mir wiederfand.

»Hör auf«, bat ich Markim stumm und sofort war es vorbei, ich kehrte zurück. Ich stand am Geländer und sah einen Ruderer vorüberziehen. Ich war beengt in meinem Dasein, mit schreiendem Schmerz versuchte ich diese Weite wieder zu erlangen, denn ich fürchtete zerbersten zu müssen.

»Es ist schwer zu ertragen, ich weiß«, sagte Markim, der neben mich trat. »Aber umso mehr ist es unser.«

Er legte seine Hand auf meine heiße Stirn. Noch bevor meine Lippen die seinen fanden, wusste ich, dass mein Schicksal seit langem entschieden war.

Kühler Frühnebel stieg vom Fluss auf. Das Café war warm, ein köstlich duftendes Frühstück breitete sich vor mir auf dem Tisch aus. Allein, ich hatte es noch nicht angerührt, sah nur aus dem Fenster auf den erneut belebten Platz. Wie im Traum - irreal und trotzdem intensiv – so zog die Erinnerung an letzte Nacht an mir vorbei: Die Gewissheit, dass alles wirklich passiert war, war durchdrungen von süßer Melancholie und löste in mir ein Glücksgefühl aus, das mich kaum ruhig auf meinem Stuhl sitzen bleiben ließ.

In der Menge draußen leuchtete ein rot umrandetes Gesicht auf. Hilke ließ den Blick suchend wandern, entdeckte mich, schlug die Hände vor den Mund und stürmte über den Platz, Fußgänger und pickende Tauben stoben nach allen Seiten auseinander. Innerhalb von Sekunden stürzte sie zur Tür herein und zu dem Tisch, an dem ich saß.

»Oh, Gott sei Dank, es geht dir gut!«

Sie drückte mich an sich, als wollte sie mich nie wieder loslassen. »Du hast ja keine Ahnung, was wir uns für Sorgen gemacht haben. Du warst auf einmal spurlos verschwunden.« Sie sank ermattet auf den Stuhl mir gegenüber. »Im Eck erzählen sich schon alle, du seist entführt worden.«

»Da haben sie ja ausnahmsweise mal nicht so Unrecht«, sagte ich versonnen.

»Was?!«, rief Hilke entsetzt.

»Beruhig dich. Es ist nur – Entführung – das kann vieles bedeuten, weißt du?«

Hilke sah mich mit einer Mischung aus Mitleid und Unverständnis an. Ihre schön geschwungenen Augenbrauen und die makellose Stirn darüber zerfurchten sich in Verwirrung.

»Wovon redest du bitte?«

»Ich weiß nicht, wovon redest du?«

»Clara, wo bist du gerade?«

»Bei ihm, ich bin immer bei ihm«, sagte ich.

»Ihm? Du meinst Ereki!?«, fragte Hilke scharf.

»Erek!...« Der Name rührte etwas in mir an und vermochte mich ein wenig wach-

zurütteln.

Hilke seufzte ungehalten. »Was zum Teufel ist los mit dir? Erek war so aufgebracht, als du verschwunden warst, so hab ich ihn noch nie erlebt. Wir haben die halbe Stadt abgesucht, niemand hatte dich gesehen – es hätte ja wer weiß was sein können. Aber du sitzt hier und sagst uns nicht mal Bescheid?«

Ich hörte ihr an, dass sie den Tränen nah war. »Es tut mir Leid«, versuchte ich sie zu beschwichtigen. »Ich wollte euch nicht beunruhigen. Bloß, es ist, ich weiß auch nicht«, sagte ich, denn ich wusste einfach nicht, wo ich anfangen sollte. »Es war alles so klar, aber jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tun soll.«

»Dann sag mir doch erst mal, was du überhaupt getan *hast*«, sagte Hilke.

»Markim Corso«, sagte ich, als sei das Erklärung genug.

Hilke wartete ein wenig und nickte mir schließlich aufmunternd zu. Ich holte tief Luft. »Markim ist Vhentos Sohn und er und Erek kennen sich seit Jahren, aber sie hassen sich. Deswegen habe ich Angst, Erek zu verletzen, er bedeutet mir so viel. Aber Markim und ich – wir, ich kann das nicht erklären. Ich kann nicht anders. Aber Erek wird es nicht verstehen können, er verabscheut ihn zutiefst. Er hat mich gewarnt, ihn nicht wiederzusehen. Dabei weiß ich nicht einmal, weshalb.«

Die Erklärung sprudelte nur so aus mir heraus und am Ende sah ich Hilke fragend an, die nur den Kopf schüttelte und sagte: »Wie schaffst du es nur immer wieder, in die prekärsten Situationen zu kommen.«

Ich zuckte hilflos die Schultern.

»Weißt du, ich komme noch nicht ganz mit – dass Meister Vhento einen Sohn hat und so weiter. Aber – ist Erek nicht dein Sonnenschein?«

»Schon«, sagte ich. »Aber die Sonne bringt einen nicht durch die Nacht.«

Hilke nahm meine Hände. »Du bist für mich so weit weg.«

»Ich will nicht wieder wählen müssen, verstehst du? Ich will doch nur, dass alles so sein könnte, wie es war.«

Hilke nickte. »Komm jetzt erst mal. Wir müssen den anderen Bescheid sagen und du musst mit Erek sprechen.«

»Jahh«, sagte ich gedehnt. In Wirklichkeit graute es mir davor. EreK kannte die Wahrheit darüber, wo ich letzte Nacht gewesen war, da gab es für mich keinen Zweifel. In jedem anderen Fall wäre es mit seinen Fähigkeiten sicher ein Leichtes für ihn gewesen, mich zu finden und er hätte keinen Grund gehabt, so aufgebracht zu sein. Es hätte keinen Sinn, ihn zu belügen, zu behaupten, ich sei einfach so nach Hause gegangen. Sowieso wollte ich ihn nicht belügen.

»Wir haben ausgemacht, uns in der Arche zu treffen«, sagte Hilke unterwegs.

»War es denn trotzdem noch schön gestern abend?«, fragte ich entschuldigend.

»Für dich und Frederick meine ich.«

Hilke errötete ein wenig. »Wir sind am Ende dann alle bei EreK untergekommen. Viel geschlafen haben wir allerdings nicht«, sagte sie vergnügt. »Du hättest Frederick sehen sollen, wie er sich angestrengt hat, dich zu finden. Wollte mich wohl beeindrucken.« Sie lachte in sich hinein.

Kein Wunder, dass er das wollte, dachte ich mit einem Seitenblick auf meine schöne Schwester.

»Jedenfalls hat er mich gefragt, ob ich mitkommen möchte, wenn sie wieder nach Kenfort fahren.«

»Wirklich? Und willst du?«

»Dumme Frage!« Sie sah mich strafend an. »Natürlich will ich!«

Ich grinste. »Was, glaubst du, werden unsere Eltern dazu sagen?«, gab ich zu bedenken.

Hilke schüttelte ihre Locken. »Du glaubst doch nicht, dass ich Vater um Erlaubnis frage, mit einem Revoluzzer aus Kenfort durchzubrennen. Versteh mich nicht falsch«, sagte sie schnell. »Er gönnt es mir schon, mein Glück. Dir, ganz nebenbei bemerkt, auch, da bin ich mir sicher. Bloß - «

»Es muss seine persönliche Vorstellung von Glück sein?«, schlug ich vor.

»Ja, so in etwa.«

Wir betraten den Schankraum der Arche. Gleich am ersten Tisch saßen, verloren wirkend in dem ansonsten leeren Raum, EreK, Ged und Frederick um eine Kanne

Früchtetee. Frederick grinste erleichtert, als wir eintraten. EreK allerdings schloss die Augen, als ertrüge er große Schmerzen. Es bestand kein Zweifel. Er wusste es.

»Wir lassen euch allein«, sagte Hilke nachdrücklich und verließ mit Ged und Frederick die Kneipe.

EreK ließ den Dampf aus der Kanne sich in bizarren Formen unter der Decke kräuseln.

»Hör zu, es tut mir Leid, dass ich einfach weg bin«, begann ich. »Ich hab nicht nachgedacht, es muss ziemlich kindisch erscheinen...«

EreK tat meine Entschuldigung mit einem Kopfschütteln ab. Dann stand er auf und ging zwischen Tresen und Eingang auf und ab. »Clara, du hast keine Ahnung, in welche Lage du uns alle bringst!«

»Warum?«, fragte ich. »Weshalb denkst du, dass du eingreifen musst, in das was ich tue?«

»Weil ich dich nicht kampflos aufgeben werde!«, rief EreK laut.

»Was meinst du mit aufgeben?! Ich wollte nichts zerstören, aber soweit ich sehen kann, hab ich das auch nicht. Trotzdem redest du von kampflos und...«

»Du verstehst nicht! Dieser Mann ist gefährlich!«

»Das hast du schon gesagt, aber erzählen, was passiert ist, will offenbar niemand.«

EreK hielt in seinem Auf- und Abgehen inne. »Schön. Aber mach dich auf eine längere Geschichte gefasst.«

Ich sah ihn fest an und wartete.

»Das alles fing natürlich schon an, lange bevor ich mit acht Jahren ins Dorf kam, um bei meinem ersten Meister zu lernen. Meister Vhento hat seine Frau abgötisch geliebt. Er hat sie im Zirkus gesehen. Irgend so eine fahrende Truppe, halbe Zigeuner. Genau die Sorte von Leuten, die in Kenfort geächtet werden. Ich glaube, eine Zeit lang ist er mit ihnen gereist. Dann haben sie seinen Familienbesitz bezogen – das Nebelhaus. Sie wohnten noch nicht lange dort, als sie schwanger

wurde. Doch die Geburt hat sie nicht überlebt, trotz allem, was er versucht hat, um es zu verhindern, ist sie gestorben. Es war, als raubte ihr dieses Kind alle ihre Kräfte für sich selbst. Diese Kräfte wuchsen mit jedem Tag weiter, ins Unermessliche.«

Ereks Blick verfinsterte sich. Als er dann sprach, tat er es mit offenkundigem Widerwillen. Er sah aus, als hinterließen diese Worte einen üblen Nachgeschmack in seinem Mund. Unwillig zog er die Stirn in Falten.

»Ich kann es selbst nicht genau sagen, aber Markim ist zu Dingen fähig, die selbst ich nicht für möglich halten würde. Wenn ich nicht wüsste, dass er lieber brütet, anstatt etwas zu tun, würde ich sagen, die Welt hätte Grund zur Sorge. Wenn es jemanden gibt, der ihm gewachsen ist, dann weiß nur er das. Jedenfalls, Meister Vhento musste nun mit ansehen, wie dieses Kind seine Fähigkeiten entfaltete, die es in die Lage versetzten, alles zu erreichen, was er niemals können würde, wofür er jedoch den Preis hatte zahlen müssen. In seinen Augen muss es geschienen haben, dass sie ein Monster zur Welt gebracht hatte, was sie das Leben kostete.«

Ich schwieg betroffen und dachte an das Gemälde im Nebelhaus. Schon als ich es zum ersten Mal sah, hatte mich das Bild dieser Fau fasziniert. Ich hatte überhaupt nicht mehr daran gedacht, dass sie Markims Mutter sein musste. Scharf umrissen sah ich vor mir die Szenerie einer Nacht, in der Meister Vhento vor dem Portrait kniete und jemanden für ihren Tod verfluchte. Etwas schnürte mir die Kehle zu.

Erek setzte sich mit der Lehne nach vorne auf einen Stuhl an unserem Tisch und fuhr in seiner Erzählung fort:

»Ich weiß nicht, wie lange Meister Vhento Markim tatsächlich unterrichtet hat – sie hatten einen Disput über die Magie – neben allem anderen, was sie einander hassen ließ. Der einzige Grund, den ich sehe, weshalb Meister Vhento ihn noch bei sich wohnen ließ, war, dass er wohl hoffte, dieses Geschöpf einigermaßen unter Kontrolle zu haben. Wenn er wirklich loszöge, würde er unvermeidbar all diese überragenden Dinge tun, zu denen er allein fähig war. Und daran ließ Markim keinen Zweifel. Er entwickelte eine Arroganz, einen Anspruch auf

Selbstverherrlichung – schließlich wusste er von allen am besten, was er konnte. Meister Vhento nahm mich, glaube ich, bei sich auf, weil er hoffte, mit mir ein wenig das Familienleben zu haben, das möglich gewesen wäre, wenn sie nicht gestorben wäre. Markim hat mich dafür gehasst. Auf einmal begann er sich wieder um den Vater zu bemühen, um seine Gunst zu buhlen. Aber Meister Vhento war seine Anwesenheit jetzt erst recht unerträglich; je mehr ihm klar wurde, wie es hätte sein können. Markim nutzte jede Chance, uns gegeneinander auszuspielen. Er war damals etwa doppelt so alt wie ich, doch die Überlegenheit an Jahren hatte er kaum nötig, um bei jeder Gelegenheit seine Kräfte an mir zu erproben. Mit 15 oder 16 ist er dann abgehauen, und die Hölle hatte ein Ende. Es zeigte sich dann, was für ein Hass und eine Verachtung in ihm stecken. Bevor er endgültig verschwand, hat er die Kapelle in Brand gesteckt. Die Vorwürfe treffen natürlich bis heute uns. Aber ich war nur froh, dass er weg war. Und jetzt taucht er wieder auf – ich kenne zwar seine genauen Pläne nicht, kann sie mir aber denken, wenn ich sehe, was hier passiert – «

Ich holte Luft, um etwas einzuwenden, aber Ereկ ließ mich nicht zu Wort kommen, er sprach jetzt schnell und hitzig.

»Schließlich kenne ich ihn und ich verstehe nicht, verdammt noch mal, warum du keine Angst vor diesem Menschen hast?!«

Ich schluckte schwer. »Ich vertraue ihm.«

»Aber warum?! Himmel, was hat er mit dir gemacht?«

Ich wich Ereկs Augen aus und schüttelte langsam, kaum merklich den Kopf. Vielleicht hätte ich ihm sagen sollen, dass es mich rührte, dass er es über sich brachte, Markim vor mir als das Genie darzustellen. Vielleicht hätte ich auch versuchen sollen ihm zu erklären, was ich selbst kaum verstand, was mich mit Markim verband, doch in diesem Moment konnte ich gar nichts sagen. Ich fuhr mit dem Finger die Tischmaserung nach, warf ihm nur manchmal kurze Blicke zu. Wir beide schwiegen. Die Zeit kroch langsam durch diese tödliche Stille.

»Ich will dich nicht verlieren«, sagte ich leise.

»Nein.« Ereks Stimme kratzte. Er räusperte sich. »Ich will auch nicht, dass du mich verlierst.«

Diese Formulierung versetzte mir einen Stich.

»Schweigen wir uns also nur noch an?«, sagte Erek nach gefühlten Ewigkeiten.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich möchte nur, dass es wird wie früher.«

»Mach uns doch nichts vor. Wie früher wird es nie wieder«, sagte Erek.

»Versteh doch, ich will nicht wieder wählen müssen zwischen den Menschen, die ich liebe.«

»Tja«, sagte Erek hart und stand auf. »Manchmal muss man sich entscheiden.«

Damit ging er hinaus. Das Einrasten der Tür hallte in meinen Ohren nach. Ich kam mir so falsch und verlogen vor, wenn ich mir vorstellte, wie dies alles für Erek aussehen musste. Nicht den Hauch eines Zweifels hatten seine Warnungen gesät. Er kam zurück, wie er es versprochen hatte, und ich brach unser Versprechen.

Sicher – ich hatte von diesem Geist Markims geträumt, mir eingeredet, dass er bei mir war – doch sein tatsächliches Auftreten war wie der Blitzschlag aus heiterem Himmel gewesen. Ich stand auf. Es half nichts, wenn ich hier saß und grübelte.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Erek log. Doch genauso unmöglich durfte es wahr sein. War es möglich, dass ich mich täuschte und mir etwas einbildete? So oder so, ich musste Markim sehen. Ich ließ die Arche hinter mir zurück und fragte mich gerade, wo ich ihn suchen sollte, als –

»Clara!«

Elloise langgezogener Schrei hallte die Straße entlang. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Natürlich – Hilke hatte es gesagt: Im Eck hatte man sich seine eigenen Gedanken gemacht. Zahlreiche Neugierige verfolgten, teilweise unter der Vorgabe, einer Tätigkeit nachzugehen, wie Elloise mich aufgeregte an ihrer Zigarettenspitze ziehend zum Laden winkte. Ihre fransigen Kleidungsstücke und Tücher umflatterten sie wie das übergroße bunte Federkleid eines seltsamen riesigen

Vogels.

»Ein Glück, dir ist nichts passiert!«, rief sie, als ich verlegen grinsend vor ihr stand. Das war Ansichtssache, dachte ich. Es war schon eigenartig, wann Menschen begannen, sich meinetwegen Sorgen zu machen.

»Du hast uns vielleicht einen Schrecken eingejagt. Dein armer Freund war ja außer sich! Was machst du auch für Sachen!« So und so ähnlich fuhr sie noch eine Weile fort. Sie war so aufgekratzt, dass sie ganz vergaß mich zu fragen, was denn tatsächlich geschehen war. Ich wartete still und verständig nickend ab bis sie fertig war und mich bat, in den Laden zu gehen, wo ich doch sicher wäre. Ich befolgte umgehend ihre Anweisung, froh von ihr loszukommen und erst recht von den verdeckten Blicken der anderen.

Drinne traf ich auf William Laire, der zufrieden in sich hineinschmunzelnd hinter dem Schreibtisch saß.

»Tut mir leid, dass ich für Unruhe gesorgt habe.«

Ihm gegenüber fühlte ich mich genötigt das zu sagen. Erst recht, als er im nächsten Moment abwinkte.

»Ein kauziger Wildfang wie du macht ihnen eben Angst. Weil sie auf einmal merken, dass sie gar nicht so besonders sind. Und meine Frau ist eben eine gute Seele.«

Ich sah Elloise draußen genüsslich qualmen.

»Du hast mir noch gar nicht vom Karneval und vom Theater erzählt«, sagte Mr Laire. »War es wieder so gut, wie alle sagen?«

»Ich weiß nicht, was alle sagen, aber ich bin sicher, es drückt nicht annähernd aus, wie gut es war«, erwiderte ich.

Mr Laire nickte zufrieden. »Ich bin Buchmacher und nicht der Mann hinter dem Vorhang. Aber so manches wüsste ich doch gern. Du kannst es mir wohl auch nicht sagen? Der Orangenbaumtrick zum Beispiel. Hast du den gesehen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.«

Mr Laire nickte wieder. »Manches bleibt eben immer ein Geheimnis. Aber was

hilfts: Wenn das Meer ruft, muss man nun mal hinaus fahren, nicht wahr?« Er brummte etwas und überließ mich mir selbst.

Ich dachte lang über seinen letzten Satz nach. Ich war nicht sicher, was er eigentlich damit gemeint hatte, oder ob er es einfach nur so daher gesagt hatte, aber später am Tag zog ich mich auf mein Zimmer zurück und ohne zu wissen, wozu es dienen würde oder ob ein Sinn darin lag, zerrte ich meinen Koffer aus dem hintersten Winkel und begann meine Sachen zu packen. Es galt einiges mehr zu verstauen als damals, als ich aus dem Nebelhaus angereist war. Ich ging betont ruhig und systematisch ans Werk. Dies war keine Flucht, kein plötzlicher, überstürzter Aufbruch. Ich wollte nur vorbereitet sein. Worauf, wusste ich selbst nicht genau. Kurz bevor ich den Laden schließen musste, beendete ich meine Arbeit und verriegelte meine Zimmertür. Elloise sollte noch nichts davon sehen.

Ich sortierte die Unterlagen auf dem Schreibtisch. Einige Papiere rutschten herunter und fanden sich zu neuem Durcheinander auf dem Boden zusammen. Gerade als ich mich nach ihnen bückte, wurde die Tür heftig aufgerissen.

»Clara?«

Ich tauchte hinter dem klobigen Möbelstück auf, wobei ich mit dem Kopf nur knapp die Tischkante verfehlte.

»Hilke!«, rief ich überrascht.

»Ich hab gehofft, dich hier zu treffen!«, sagte sie. Sie wirkte ein wenig atemlos.

»Ich muss dir was erzählen!«

»Klar, sofort«, sagte ich. Ihre Augen folgten mir ungeduldig, während ich die Ladentür verriegelte und den Schlüssel an seinen Haken hängte.

»Gehen wir nach oben?«

Ich dachte an meinen gepackten Koffer. »Hier sind wir auch ungestört.«

Wir machten es uns auf einem von Elloise gewaltigen Teppichen zwischen den Regalreihen gemütlich.

»Also«, begann sie. »Ich hab mich mit Ged und Frederick ein bisschen in der Stadt rumgetrieben. Wir wussten ja nicht, wie lange ihr redet. Irgendwann mein-

ten sie dann, sie wollten zu rück zu Ereks Haus gehen. Ich hab gesagt, dass ich mein Glück hier versuchen wollte. Ich bin also allein zurück. Als ich zum Chedplatz komme, ist da ein riesen Rummel – der ganze Karneval ist in dem Moment aus der Stadt gezogen. Auf einmal war alles voller Tänzer und Artisten und Harlekins. Und vorneweg lief ein dickes Männchen in Gold - was der den Leuten zugerufen hat - «

Ich schmunzelte beim Gedanken an „Casanova“. »Ich kann es mir ziemlich genau denken.«

»Du kennst den Typ?« Sie kicherte. »Ich glaube mir hat er gesagt: Ah la belissima- und ich sie sehe erst bei Abschied!«

»Der arme!«, lachte ich.

Hilke fuhr fort. »Jedenfalls hab ich versucht, mir einen Weg durch das Getümmel zu bahnen. Plötzlich sagt jemand meinen Namen. Ich dreh mich um un dann steht da dieser Mann - «

»Markim!«, rief ich ohne Zweifel. »Du hast ihn getroffen! Was ist passiert?«

»Das versuche ich ja grade zu erzählen!«, rief Hilke, halb tadelnd, halb belustigt.

»Ich war nicht so schnell wie du, aber er hat sich zum Glück vorgestellt. „Sie sind Claras Schwester“, meinte er. „Ja“, hab ich gesagt. „Sie haben für einigen Wirbel gesorgt, letzte Nacht.“ Ich wollte das überhaupt nicht wie einen Vorwurf klingen lassen, aber auf einmal hatte ich das Gefühl, dass ich ihm gegenüber am besten nie wieder den Mund aufmache. Er hat – nimm mir das nicht übel, aber er hat etwas, na ja etwas dämonisches an sich. So als wüsste er etwas über einen. Dumm, ich weiß«, entschuldigte sie. »Aber mir wäre in seiner Gegenwart immer beklommen, glaube ich. Zumindest ging es mir vorhin so.« Sie sah mich fragend an.

»Hat er sonst nichts gesagt?«, vergewisserte ich mich.

»Oh, doch, natürlich. Es täte ihm leid, wenn er mir Kummer bereitet hätte und ich solle auf dich aufpassen. Und auf mich auch. Das ist alles.«

Draußen hatte sch eine Traube um Elloise gebildet. Gedankenversunken beo-

bachtete ich, wie sie sich wild gestikulierend über etwas unterhielten. Letztendlich war es im Eck nicht anders als im Dorf - ein kleines Dorf in einer großen Stadt.

»Es stimmt, was du über ihn sagst«, begann ich langsam. »Aber das ist nicht alles.«

»Das hoffe ich«, sagte sie.

Wenn du ihn sehen könntest wie ich, dachte ich. Doch ich sprach es nicht aus. Genau das war es, was Ereկ für einen Irrtum, eine Gefahr hielt. Das mich anscheinend etwas anzog, wovor jeder andere zurück wich.

Am nächsten Tag hielt ich die Ungewissheit nicht mehr aus. Unter dem Vorwand, etwas besorgen zu müssen, überließ ich den Laden Elloise und machte mich davon. Es war der erste Tag in diesem Sommer, der richtig schwülheiß war. Ich huschte von Schatten zu Schatten auf dem schnellsten Weg zum Fluss, wo es ein wenig kühler war. Ich hastete eine der schmalen Treppen von der Promenade hinunter und eilte auf der simsartigen Uferbefestigung weiter. Schon von weitem blinkte mir das Glasdach in der grellen Sonne entgegen. Eine metallene Wendeltreppe führte an der Seite der Hauswand zur Dachgeschosswohnung. Zwei Stufen auf einmal nehmend sprang ich sie hinauf. Außer Atem wartete ich ein paar Sekunden, bevor ich klopfte, doch das hätte ich mir sparen können, denn niemand regte sich drinnen.

Frustriert stieg ich die Treppe wieder hinunter. Vielleicht sollte ich hier warten –
»Clara!«

Markim stand am Fuß der Wendeltreppe.

»Ich muss dich was fragen«, sagte ich, sobald ich vor ihm stand.

Er nickte und sah aus, als sei es nicht nur keine Überraschung für ihn, mich hier zu sehen, sondern als wüsste er mein Anliegen bereits.

Wir gingen hinunter an den Fluss. Ich setzte mich auf einen Mauervorsprung, zog die Schuhe aus und tauchte die Füße ins Wasser. Markim lehnte sich hinter mir an die brüchige verputzte Wand.

»Du jagst also die Wahrheit?«

»Ja.«

»Glaubst du, du wirst sie von mir hören?«

»Deine Wahrheit. Sie genügt erst mal.«

Markim lachte freudlos. »Verzeih mir, das galt nicht dir. Wenn es dein Wunsch ist – von Anfang an also.

Ich habe meine Mutter nie kennen gelernt, von ihr immer nur verklärende Darstellungen vernommen, neben meiner Verantwortung für ihren Tod. Vermutlich hoffte ich ihr ein wenig näher zu kommen, wenn ich mit Gauklern gewisserma-

ßen auf ihren Spuren reiste. Im Nebelhaus lebte ich stets mit einem Vater, der in mir die Ursache für all sein Scheitern sah und mich obendrein beneidete. Wie um mich zu verspotten und zu zeigen, dass er mich nicht als seinen Sohn wollte, holte er einen Lehrling ins Haus, dem alle seine Aufmerksamkeit galt. Nun, Erek wusste auch gut, wie er diese erringen konnte und entwickelte eine diebische Freude daran seine Vorteile zu nutzen. Der eigene Sohn ausgebootet! Aber was erwartete ich schon noch? Mein Vater konnte mich nur hassen, um seinen Schmerz zu überdecken, und nach einiger Zeit tat ich es ihm gleich. Erek war zu klein, um etwas anderes zu tun als das, was ihm sein Meister vorlebte! Was mich jedoch schließlich aus dem Haus getrieben hat, war die Suche. Ich wollte hinter die Dinge blicken, den Kern der Sache aufspüren. Diese Fragen stellten sie nie. Sie wollten die Magie nur beherrschen, wie einen Hund, den man abrichtet. Und bei all ihrem Neid auf meine Entdeckungen behandelten sie meine Wege als etwas Fremdes, Unnatürliches. Vielleicht hätten mein Vater und ich gemeinsam doch mehr erreicht, als er zu glauben schien, aber für ihn war alles, was größer war als seine bisherigen Möglichkeiten, nur Teil dessen, was sie umgebracht hatte. Erek genoss es, wie er jeden Tag ein wenig mehr aufstieg, während die Kluft zu mir immer größer wurde. Schließlich musste ich einsehen, dass es niemandem etwas brachte, wenn ich weiter bliebe.«

Wieder und wieder versuchte ich mir auszumalen, wie diese drei Menschen im Nebelhaus im Zerwürfnis lebten. Sosehr ich mich auch anstrengte, die Vorstellung blieb bizarr.

»Und, weißt du nun, wer der Schuldige ist, dem der Hass der Anderen gebührt?«

»Alle oder niemand...«

»Vielleicht sollte ich hinzufügen, dass es wahr ist, was Erek sagt – ich bin verantwortlich für das Feuer in der Kapelle.«

»Wir machen alle Fehler...«

Markim zog die Augenbrauen hoch. »Was, du verteidigst mich bereits, bevor du meine Entschuldigung gehört hast? Dann haben wir hier also deine Wahrheit.«

So wie er es sagte, fühlte ich mich entlarvt, wussten wir doch beide, dass er sich mir offenbart hatte, weil ich seine Suche mit ihm teilen wollte.

Markim schwieg wartend. Undeutlich konnte ich sein Spiegelbild im Wasser erkennen, unbeweglich, die helle Haut schimmerte unter dem leichten Sommerhemd im Kontrast zu den dunklen Haaren.

»Meister Vhento hat so viel für mich getan«, sagte ich vorsichtig. »Er ist ein guter Mensch...«

»Das schützt uns nicht vor uns selbst«, sagte Markim düster. Er hielt inne. Als er dann sprach, klang er hart und endgültig: »Die Fehler, die wir gemacht haben, sind Geschichte, sie spielen keine Rolle mehr. Nur die Fehler, die wir noch machen werden.«

»Heißt das«, fragte ich verwirrt, »dass die Möglichkeit besteht, dass ihr euch veröhnt? Ihr alle?«

»Wir werden sehen«, sagte Markim knapp. Seine Bewegung ließ mich seine Absicht erkennen.

»Warte!«, versuchte ich ihn am Gehen zu hindern, doch sowohl Markim als auch sein Abbild im Wasser waren verschwunden. »Komm zurück!«, rief ich. Eine Hand streifte meine Finger im Fluss, strich zart darüber, doch als ich sie zu fassen versuchte, war da nichts mehr.

Ich stand auf. Warum musste ich so zerrissen sein zwischen der Verlockung Markims und der Zuneigung zu EreK? Etwas war in diesem winzigen, schwächlichen Körper eingesperrt und strebte nach der Größe und Weite, die ich nur erahnen konnte. Ich sprang auf das schmale Ufersims und rannte barfuß darauf entlang. An meine Schuhe, die ich achtlos hatte liegen lassen, verschwendete ich keinen Gedanken. Jeden Schritt zwischen Weitereilen und Abstürzen floh ich vor meinen eigenen kreisenden Wirren.

»Wo hast du jetzt schon wieder gesteckt?«, fragte Hilke, als ich am Nachmittag

zurück ins Eck kam. »Und warum bist du barfuß?«

»Mir war eben danach«, sagte ich. Ich war erschöpft und ausgelaugt, aber endlich ruhig und angenehm müde.

»Ich glaube, du hast dir einen Sonnenbrand geholt«, sagte Hilke.

»Blödsinn«, wehrte ich ab, obwohl mein Rücken höllisch brannte, nachdem er in der schulterfreien Bluse den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt gewesen war.

»Kommst du mit?«, fragte Hilke. »Wir wollen in den Park und Picknicken.«

Bis zum Park war es ein ganzes Stück zu laufen; vom Eck aus gesehen lag er auf der entgegengesetzten Seite der Stadt. Dennoch brauchte ich den gesamten Weg, um Hilke von meiner ersten Begegnung mit Markim zu erzählen. Ich schilderte ihr jedes Kunststück in aller Ausführlichkeit, um sie davon abzulenken, Fragen zu stellen. Ich fürchtete ihre Fragen, die ich nicht würde beantworten können und dürfen.

Zwei gewaltige Kastanien in voller Blüte säumten den Eingang in die grüne Insel der Stadt. Ich pflückte eine Blüte ab, da griff mich Hilke so heftig bei der Schulter, dass ich sie vor Schreck fallen ließ.

»Ich hab dich überhaupt nicht gefragt, wie dein Gespräch mit Erek überhaupt war! Du hast aber auch gar nichts mehr davon gesagt. Da hab ichs glatt vergessen!« Sie sah richtig erschrocken über sich aus.

»Schon gut«, beruhigte ich sie. »Hat Erek denn gesagt, dass er auch herkommt?«

»Klar, er - « Sie riss die Augen auf. »Ihr seid im Streit auseinander?«

Ich nickte. »Ja. Aber es war auch nicht der beste Moment für eine – für diese Diskussion; ich glaube wir brauchten erst mal etwas Abstand.« Ich hoffte inständig, dass ich recht hatte.

»Ich habe Erek jedenfalls nichts angemerkt. Da drüben sind sie ja.«

Erek und Frederick saßen unter einer Trauerweide, deren ausladende, hängende Zweige einen luftigen Palast schufen. Von einem ihrer mächtigen Äste hing eine lange Schaukel. Hilke ergriff die Seile und begann sich in die Höhe zu schwingen.

»Wo ist Ged?«

»Kommt nach«, sagte EreK. »Clara, setz dich. Sonst denke ich, du willst gleich wieder weglaufen.«

Mein Lächeln geriet ein wenig schief, aber EreK nahm daran keinen Anstoß. Er schien ausgeruhter und entspannter. Ich setzte mich mit dem Rücken gegen den Stamm. Doch das war keine gute Idee. Die grobe Rinde scheuerte über meine verbrannte Haut. Frederick breitete eine bunte Flickendecke auf dem Rasen aus. Ich fasste mir ein Herz.

»Kannst du was für meinen Rücken tun?«, fragte ich EreK leise. Er nickte und bedeutete mir, mich vor ihn zu setzen. Er legte seine Hand zwischen meine Schulterblätter und begann sanft darüber zu streichen. Bald spürte ich, wie der Schmerz nachließ, die Haut hörte auf zu glühen und zu pulsieren – doch noch immer wanderte Ereks Hand über meine Schultern und Nacken...

Hilke trug ihr schönsten Sommerkleid aus leichtem fließenden Stoff, der ihren Körper umflatterte und umspielte. Bei jedem Schwung schien es ihr der Wind stehlen zu wollen. Das Abendlicht flirrte durch die sanft bewegten länglichen, silbrigen Weidenblätter, umschmeichelte sie und brach sich so zauberhaft im dünnen Stoff, dass es bisweilen kaum möglich schien zu erkennen, wo sie aufhörte und das Licht begann. Später glaubte ich, das Bild müsse sich einbrennen. Frederick schien es ähnlich zu gehen. Der Picknickkorb, den er auf die Decke gestellt hatte, war vergessen. Er war ganz versunken in dem Anblick, wie sie über unseren Köpfen schwebte.

Wir wurden jäh aus unserem traumähnlichen Zustand gerissen, als Ged durch die grünen Wände drang. Er grüßte ernst in die Runde und überreichte Frederick einen Brief. Frederick faltete ihn auseinander. »Von Madeleine«, sagte er überrascht. Er las stumm weiter. Dann sah er zuerst Ged, hernach EreK an. »Balton ist tot. Sie sagt, wir müssten sofort zurückkommen.«

Hilke sprang von der Schaukel. Es war ein Schlag. Das führende Licht der bürgerlichen Gegenbewegung tot.

»Hat sie erwähnt, wie - «

Frederick schüttelte den Kopf. »Aber eins ist sicher – er ist nicht einfach umgefallen.« Er biss grimmig die Zähne zusammen. »Das war dann ein kurzer Aufenthalt hier.«

Ged sah Hilke an. »Du hast gesagt, du willst mitkommen - «

»Revolution!«, rief sie. Aus der Baumkrone flatterten zwei erschrockene Tauben auf. Fredericks Augen sprühten Funken.

»Was ist mit dir, EreK?«

EreK sah mich an. »Würdest du mitgehen?«

Ich blickte in die Runde, die Gesichter meiner Familie, die mich fragten, ob ich sie auf ihrem Abenteuer begleiten wolle. Ich nickte. EreK seufzte. »Gut. Tut mir Leid, Ged, aber es steht noch etwas zwischen uns. Und so lange kann ich nirgends hingehen.«

Ich senkte den Kopf. Markim Gesicht stand mir so deutlich vor Augen, dass ich sicher war, die anderen müssten es sehen. Ged setzte an, etwas zu sagen, aber Frederick schnitt ihm das Wort ab. »Das ist schon in Ordnung. Es ist eure Entscheidung.«

Der Rest des Abends versank in Planungen und Spekulationen. Es wurde beschlossen, den nächsten Tag noch gemeinsam in Arcachon zu verbringen, abends zu feiern und dann früh morgens zu fahren. EreK versprach, für ein Auto zu sorgen. Ich sah, wie ein Schwarm kleiner Insekten im letzten Licht tanzte. Ein paar schwirrende Punkte in der lauen Luft. Wieder einmal fühlte ich mich schuldig, etwas auseinander gerissen zu haben. EreK ließ sich nichts anmerken, war fröhlich und beschwingt. Doch ich wusste nicht, wie viel davon nur aufgesetzt war, und erst recht konnte ich die Stimmung nicht aufrichtig teilen, auch wenn keine Anspielung auf unseren Zwiespalt mehr fiel.

EreK ließ es sich nicht nehmen, mich noch bis ins Eck zu begleiten. Wir sprachen wenig, doch diesmal war es kein unangenehmes, sondern ein ganz natürliches Schweigen. Schließlich umarmte ich ihn herzlich und huschte die Treppe in mein

Zimmer hinauf.

Es war noch nicht vollständig dunkel. Noch lag jener Hauch von Licht über der Welt, der die Luft greifbar erscheinen lässt. Im Eck saßen noch ein paar nach-hungrige Gemüter. Ich glaubte das Glimmen von Elloise Zigarettenspitze auszumachen. Ihre Stimmen wehten zu mir nach oben, mal ruhig und gedämpft, bisweilen anschwellend. Dann mischte sich darunter noch eine andere; weniger aufdringlich, aber doch fordernder, so dass ich ihrem Ruf sofort folgte.

Ich machte kein Licht, sondern tastete mich durch den Flur, die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße. Die Pflastersteine strahlten noch immer warm unter meinen bloßen Füßen, die letzten Atemzüge der Dämmerung nahmen Gestalt an, und so stand er da und nahm meine Hand.

»Vertraust du mir, Clara?«, fragte Markim.

»Das weißt du.«

»Egal, was ich tun könnte?«

»Du würdest nichts tun, das mein Vertrauen erschüttern könnte«, antwortete ich.

»Das wärst nicht du, nicht der, dem ich vertraue.«

»Wahr«, sagte er.

Ich kämpfte ein wenig mit mir, bevor ich den Mut fand, diese Frage zu stellen:

»Markim, sag mir, was du zu tun vermagst.«

Er schien durch mich hindurchzusehen und antwortete nicht. Er blickte auf seine feingliedrige Hand; sein Ausdruck war beinahe angstvoll.

»Ist es nicht wahr, dass alles in deiner Macht liegt?«

»Alles - «, wiederholte er, als wollte er die Bedeutung des Wortes ermessen. Dann schien er sich von etwas loszureißen und blickte mir in die Augen. »Alles, was den Willen eines anderen nicht verletzt.«

»Woher diese Regel?«, forschte ich.

»Es ist Teil des ureigensten Wesens der Magie. Natürlich ist sie letztendlich in allem, aber doch noch anders in mir. Schneidest du dir selbst ins Fleisch? Der freie Wille ist das höchste Gut. Doch es ist wahr«, fügte er leise hinzu. »Wenn ich

die Welt in der Hand halten wollte, so gelänge es mir.«

Es war unmöglich, diese Kraft zu begreifen, doch eine Frage gebot sie mir zu stellen: »Was bin ich dir dann?«

Markim griff meine Hand fester. »Ich brauche dich, Clara. Ich will die Welt nicht. Ich wollte sehen, habe weiter geblickt als jeder, und jetzt kann ich die Augen nicht mehr schließen. Sie baden im Staub ihrer kommenden Nationen und bauen ihre Städte darauf. Ich bin verraten und verkauft in dieser Welt.«

»Wenn du einen besseren Ort kennst, dann nimm mich mit«, sagte ich.

Er sah mich scharf an. »Würdest du Ereks und dein Zuhause, das Nebelhaus, alles dafür aufgeben?«

»Ich möchte es nicht«, sagte ich düster. »Bitte versuch dich mit Ereks zu versöhnen. Wenigstens mit ihm.«

Er nickte. »Ich werde mit Ereks sprechen. Aber ich weiß nicht, ob er mir zuhören wird.«

Es war ungewöhnlich viel Betrieb im Laden, doch ich konnte mit Erek und den anderen zu Mittag essen. Ich fragte mich, was Erek wohl sagen würde, wenn er wüsste, dass ich Markim gebeten hatte, mit ihm zu sprechen. Aber er war arglos und schien zu hoffen, dass ich Markim tatsächlich vergaß, wenn unsere gemeinsame Zeit nur schön genug war. Seltsam – hatte er soch selbst besorgt eingewendet, Markim zu gut zu kennen...

Ich erwirkte bei Elloise, gute eineinhalb Stunden eher gehen zu können, und wir fünf begingen zusammen eine Bootsfahrt auf dem Avia. Erek und Frederick wurden sich nicht ganz einig, ob sie um die Wette rudern oder sich gegenseitig zum Kentern bringen wollten.

»Weißt du noch, wie wir während des Unwetters auf den See fahren wollten?«, rief ich Erek zu, als mich die Spritzer von Hilkes Paddels besprenkelten.

»Du meinst den Tag, an dem du mich ertränken wolltest?«, erwiderte Erek lachend. Auch die anderen lachten.

»Was, Clara? Da tun sich ja Abgründe auf.«

»Ja, sie wollte es nie zugeben!«

Ehe ich wusste, wohin der Nachmittag verschwunden war, lagen die Boote vertäut und wir befanden uns auf dem Weg in die Arche. Durch den Hintereingang betraten wir die Gartenterrasse der Kneipe. Sie lag eingebettet zwischen Häuserwänden, ganz ähnlich wie das Eck auch, nur kleiner, dafür hübscher gestaltet mit Blumenkübeln, Topfpalmen und bunten Laternen.

Wir suchten uns einen Tisch und bald tobte eine gewagte, wenn auch nicht ganz ernst gemeinte Diskussion über allerlei Sitten und Gebräuche. Erek und Frederick hatten stets die Lacher auf ihrer Seite und überboten sich laufend, wobei Hilke und Frederick sich aufs Höchste charmierten. Geds kühle, nüchterne Kommentare dazwischen wirkten ab und an geradezu erfrischend. Rundherum wurden die Gespräche lauter, die Witze derber und das Licht immer schwächer, bis wir unsere Gegenüber nur noch als orangene, rote und bläuliche Schemen erkannten. Es ging bereits auf Mitternacht, und die Nachtluft wurde kühler.

Am Nebentisch sprang jemand auf seinen Stuhl und begann mit dröhnender Stimme, Kinderreime zu rezitieren, bis er von einer jungen Kellnerin dezent gebeten wurde, sich zu setzen.

»Wenn du so betrunken wärst wie unser Freund da drüben«, sagte Frederick zu Ged, »was würdest du tun?«

Ged runzelte die Stirn, doch er musste nicht lange überlegen. »Ich würde die Scheiben im Parlament einwerfen, reinspazieren und den feinen Herren Wörter vor ihre weißen Westen spucken, die mir nüchtern noch nicht einmal einfallen!«

»Zum Beispiel?«

»Weiß nicht, ich bin ja nicht so betrunken!«

»Was ist mit dir, EreK?«

EreK legte den Arm auf meine Schulter. »Ich würde sagen, Clara, wir haben alles falsch gemacht. Wir hätten im Nebelhaus bleiben, es weiß und rosa anmalen und jeden abend eine Feier für Michael und die anderen Dörfler geben sollen. Aber dann würde ich am nächsten Morgen aufwachen und feststellen, dass ich in einem pinken Haus wohne und mir wünschen, mir fielen ein paar von Geds Wörtern ein, um sie mir selbst zu sagen.«

Frederick lachte und klatschte anerkennend Beifall, doch EreK kam nicht mehr dazu, die Frage an ihn weiterzugeben. Er zuckte auf einmal zusammen und hustete zweimal trocken. »Was zum - «Er starrte mich an. »Was will der hier?«

Ich sah mich um. Bei der Tür, im Schein einer Gaslampe, wartete Markim. Zwischen den gedeckten Tischen und den angetrunkenen Gästen wirkte er wie ein Fremdkörper.

»Ich weiß nicht«, sagte ich etwa eine Oktave höher als glaubwürdig gewesen wäre. Ich sah die Wut in Ereks Augen. »Bitte, warte doch ab, was er zu sagen hat - « EreK schwieg ein paar Sekunden, still vor sich hin starrend. Dann stand er auf, die flache Hand auf den Tisch schlagend. »Corso!«, bellte er.

»EreK, nicht!«, rief ich und versuchte ihn zurückzuhalten. Er aber schüttelte mich ab, stieß einen Stuhl zur Seite und baute sich Markim gegenüber auf. Dieser mus-

terte ihn kühl.

»Weiß von euch einer, was da los ist?«, fragte Frederick mit einem schiefen Grinsen. Ich nahm mir nicht die Zeit, ihn aufzuklären, sondern stand ebenfalls auf.

»Was hast du hier zu suchen?!«, rief Erek.

»Das ist ein öffentliches Haus, dein Auftreten ist vollkommen unangebracht«, erwiderte Markim gelassen, womit er Erek nur noch mehr in Rage versetzte. Mit Mühe wahrte er die Fassung.

»Hast du was zu sagen, Corso?!«

Markim wartete mit seiner Antwort. »Ja, in der Tat, ich möchte mit dir sprechen.«

»Nein wirklich«, knurrte Erek. »Willst du zu Ende bringen, was du in Meister Vhentos Haus nicht konntest?!«

Markim runzelte die Stirn. »Nein. Ich will nur mit dir reden. Aber nicht hier«, fügte er hinzu.

»Wo ist mir egal. Aber sie kommt mit!« Erek wies auf mich.

»Lass Clara da raus«, widersprach Markim. »Das ist eine Angelegenheit nur zwischen uns beiden!«

Ich schüttelte wild den Kopf.

»Falsche Antwort!«, rief Erek, packte mich am Arm und zog mich hinter sich zur Tür hinaus. Ich warf einen gehetzten Blick zurück. Markim war bereits verschwunden. Blitzlichtartig sah ich Hilke aufspringen in dem Bestreben, uns zu folgen.

»Ich will, dass du dabei bist!«, sagte Erek grimmig. Die Häuser rasten an uns vorbei, jede Straße nahmen wir mit zwei Schritten.

»Wobei? Erek was hast du vor?«

Aber Erek antwortete nicht. Wir erreichten ein monströses Gebäude, doch bevor ich mich orientieren konnte, befanden wir uns bereits darinnen in einem weitläufigen Saal voller runder Marmorsäulen, die die entfernte Decke stützten. Das Flügelportal hinter uns fiel krachend ins Schloss. Erek ließ mich los und ich sank zittrig auf den glatten Steinboden. Die Wände waren mit Spiegeln ausgekleidet,

in denen sich Markim hunderte und aberhunderte Male spiegelte.

»Eine solche Bühne wäre nicht von Nöten gewesen. Aber bitte, es sei.«

Erek stellte sich in Angriffspose, seine Augen verengten sich zu Schlitzern. Markim schüttelte mitleidig den Kopf.

»Erek, nicht!«, rief ich, seine Absicht begreifend. »Das – das bin ich nicht wert!«

»Es geht nicht um dich!«, sagte Erek. »Sondern um diesen Menschen – was er tut!«

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Hilflos folgte ich jedem Ton, jeder Regung und erwartete bang, dass sich die Spannung, die in der Luft förmlich greifbar war, zwischen den beiden alsbald aufs Fürchterlichste entladen würde.

Markim kam langsam näher. »Ich will dir sagen, worum es hier geht. Darum, dass du glaubst, du habest die Macht und damit das Recht, Magie zu benutzen, sie als Werkzeug einzusetzen für deine primitiven Effekte. Du fragst nicht einmal, was das ist, was dir da gegeben ist, zeigst nicht einen Funken Ehrfurcht vor etwas, das größer ist als du! Wie auch – von deinen zahlreichen Meistern hat das auch niemand getan! Possenreißer seid ihr!« Er spie die Worte aus und ich glaubte zu wissen, dass sein Abscheu sich dabei weniger gegen Erek als gegen seinen Vater richtete.

»Bedaure, wenn ich deine Philosophie nicht teile«, schnaubte Erek. »Aber ich sage, wer in Ehrfurcht erstarrt, wird sich bloß selbst lähmen! Du wirst nicht versuchen, mir zu befehlen! Ich will selbst etwas bewegen und ich tue, was immer ich glaube, das mir zu meinem Glück verhilft – und wenn es das Leben kostet! Besser als - «

»Das Leben kostet es irgendwann ohnehin«, sagte Markim gleichgültig. »Aber ein bisschen Ehrfurcht stünde dir ganz gut!«

»Und das von dir, dem alles Verachtenden!« Erek lachte hohl. »Wann hast du jemals ein höheres Ziel so geehrt, dass du ihm alles geopfert hättest? Wie auch, wenn es nichts gibt, an dem dein Herz hängt?!«

Ich wünschte, einer der beiden würde mich ansehen, mir ein Zeichen geben, was

noch bevorstand. Aber Markim bedachte Erek weiterhin mit einer Mischung aus Bekümmerung und Hass.

»Erek, armer Erek – du suchst immer noch nach dem ultimativen Bösen, um es mit deinem flammenden Schwert zu erschlagen. Leider weißt du überhaupt nicht, wonach du suchen sollst.«

»Hast du vor, weiterhin einfach nur gehässig zu sein? Dafür ist mir nämlich meine Zeit zu schade!!«

»Ich möchte dich lediglich gewarnt haben, die Regeln nicht zu vergessen!«

Ich versuchte mir in Erinnerung zu rufen, was Markim mir die Nacht zuvor gesagt hatte. Doch Ereks Reaktion vertrieb jeden Gedanken:

»Erzähle du mir nichts von den Regeln!!« Er krampfte die Finger zu Fäusten, das Gesicht wutverzerrt. »Wenn du dir selbst Bürden aufladen willst – bitte! Ich hindere dich nicht. Es passt ja zu dir! Aber ich scher mich nicht - «

»EREK!!«, donnerte Markim. Der Saal erbebte, die Lichter erstarben. Ein Grollen aus der Tiefe ließ jeden einzelnen Stein erzittern. »Ich hoffe für dich, du meinst nicht, was du da sagst!«

»Oh doch! Ich lasse mir von dir nicht befehlen!« Er streckte die Arme aus. Die Säulen loderten feurig, ich schrie auf und taumelte zurück. Sengende Hitze schlug mir entgegen. Feuer fraß sich überall vom Boden bis unter die Decke und warf von den beiden Magiern gespenstisch flackernde Schatten. Die Spiegel barsen, tausende Glassplitter schossen durch die Luft, gleißend rot die Flammen reflektierend.

Doch so plötzlich ,wie es begonnen hatte, war es wieder vorbei. Das Feuer hielt in seiner Bewegung inne, als sei es auf unsichtbares Papier in den Raum gemalt, die Scherben erstarrten mitten in der Luft.

Markim lachte freudlos. »Erek, wir wissen beide, wie ein Duell zwischen uns ausgehen würde. Lass es nicht darauf ankommen.«

Ereks Gesicht war eine hasserfüllte Grimasse, doch zum ersten Mal in meinem Leben sah ich in seinen Augen so etwas wie Furcht.

Das eingefrorene Feuer löste sich auf, die Marmorsäulen verrußt und verkohlt wie schwarze Baumstümpfe zurücklassend. Die Scherben regneten zu Boden. Es sah aus wie nach einem schweren Hagelsturm.

»Lass es nicht darauf ankommen«, sagte Markim noch einmal. »Nimm Clara und geh dein Leben leben.«

Entgeistert starrte ich ihn an, doch er erwiderte meinen Blick nicht, schien mich überhaupt nicht zu sehen. Aus weiter Ferne drang ein Bild zu uns. Ich wusste sicher, dass Ereկ es genauso deutlich sah. Es war eine Vision der Ruine im See, mit ihren wilden Gärten, wie sie sein würde, nachdem wir sie aufgebaut hätten und sie in ihrem einstigen Glanz erstrahlte. Es war so scharf umrissen und so nah, dass es zu rufen schien, ich müsse nur die Hand ausstrecken, dann könne es Wirklichkeit sein. Doch genau in diesem Moment löste es sich auf.

Ereկ wirkte einen Moment lang so verwirrt wie ich. Dann wandelte sich sein Ausdruck zu einer mir unerträglichen Mischung aus Hass und Schmerz. »Was mockierst du dich hier noch! Wir wissen alle - sie wählt dich!«

Ich schloss die Augen, konnte Ereկ nicht ansehen.

»Warum hast du sie dann hergebracht?«, fragte Markim. »Damit ich mit ihr fortgehen kann, gleich nachdem ich dich besiegt habe?«

»Nun, noch hast du mich nicht besiegt«, sagte Ereկ fest. Er trat Markim entgegen, strahlte trotzige Entschlossenheit aus. Doch Markim schüttelte sacht den Kopf.

»Es ist vorbei, Ereկ. Ich bin in anderer Absicht gekommen als du denkst. Du sprichst von beenden und meinst damit, dass einer den anderen vernichten muss. Aber ich hege keinen Groll mehr gegen dich für etwas, das du als Kind getan hast. Es ist alles gesagt.«

»Nein!«, rief Ereկ. »Du wirst dich jetzt nicht als den großen Gönner hinstellen. Beenden wir es richtig, so gehe ich nicht hier raus!«

»Aber ich«, sagte Markim schlicht und tatsächlich drehte er sich um und ging. Ging, bis er am Ende des Raumes, der nicht endete, immer kleiner wurde und schließlich hinter einem dunklen, verschwommenen Horizont verschwand.

»Komm zurück!«, brüllte Erek. »Elender Feigling!«

Ich kauerte auf dem Boden, Glasscherben bohrten sich in meine Handflächen. Etwas polterte von draußen laut gegen die Türe.

»Hasst du mich jetzt auch?«, fragte ich zaghaft.

Erek fiel in Schweigen. Wieder lärmten dumpfe Schläge gegen das Portal. Er schüttelte den Kopf. »Nein.« Seine Stimme klang rau und heiser. »Nein, ich...«

Die Tür flog krachend auf. Hilke stürmte herein, schlitterte über den glasübersäten Boden. Erek seufzte, schüttelte wieder den Kopf und ging hinaus.

»Erek, was - ?«, rief Hilke. »Clara!« Sie half mir auf die Beine. »Du blutest ja. Was ist passiert? Clara, sieh mich an!« Aber ich fiel ihr einfach nur in den Arm und wollte nicht mehr denken müssen.

»Bitte sprich mit mir!«, sagte Hilke, als ich minutenlang nur stumm in ihren Armen lag.

Ich sagte das erste, was mir in den Sinn kam: »Wann fahrt ihr morgen eigentlich?«

»Heute«, verbesserte Hilke prompt. »Inzwischen ist es heute. Wenn ich überhaupt fahre. Wenn ich sehe, was hier geschieht, sollte ich vielleicht lieber bleiben?«

»Nein!«, sagte ich bestimmt und zwang mich, wieder klar und geradeaus zu denken. »Ich weiß, wie gerne du mitmöchtest, das werde ich dir auf keinen Fall nehmen. Also, wann?«

»In sechs oder sieben Stunden ungefähr. Erek hat ja ein Auto organisiert. Wenn wir früh losfahren, sind wir am frühen Abend da.«

»Verstehe.«

Hilke seufzte. »Was soll das Drumherumgerede von uns? Sag mir doch einfach, was hier vor sich geht!«

»Wovon sprichst du?«, fragte ich unschuldig.

»Verkauf mich nicht für dumm, Clara. Denkst du, ich merke nicht, dass hier ir-

gendetwas Seltsames passiert? Du, Erek, Markim, diese geheimnisvollen Geschichten, eben seid ihr noch vergnügt, dann finde ich euch in diesem verwüsteten Saal wie ein Häufchen Elend... Ich kann mir einfach keinen Reim auf all das machen, aber ich wette, du kannst es.«

Ich nickte. »Das stimmt wohl...« Ich dachte an das Versprechen, das ich Erek gegeben hatte, Stillschweigen zu bewahren. Er würde verstehen müssen, dass hier eine Ausnahme vorlag. Früher oder später würde ich Hilke ohnehin sagen müssen, was es mit allem auf sich hatte. Auch Markim würde das so sehen. Und dann dachte ich an die Worte, mit denen ich es ihr erklären müsste und wie diese auf sie wirken würden: Es sind Magier... Selbst wenn sie das glauben könnte, war ich sicher, dass ich nicht in der Lage war, beschreibend wiederzugeben, was ich erlebt hatte.

»Es geht nicht«, sagte ich leise.

»Was soll das heißen?«, fragte Hilke verständnislos.

»Ich kann es dir nicht erklären. Es ist – kompliziert.«

»Zu kompliziert für deine eigene Schwester?«

»Es tut mir Leid.«

»Das ist alles? Es tut dir Leid? Das ist nicht dein Ernst, oder? Nach allem, was ich immer versucht habe, um dich zu unterstützen, kannst du mir nicht sagen, was du weißt?«

Ich senkte den Kopf. »Wir haben seit Jahren nicht gestritten. Lass uns bitte nicht jetzt damit anfangen.«

Sie schwieg eine Weile. »Ja, du hast Recht«, lenkte sie ein. »Aber verstehen tu ich es nicht.«

»Na schön, ich kann es versuchen...«

»Wirklich?«, fragte Hilke rasch.

Ich nickte stumm. Hilke sah mich an und seufzte.

»Heb es dir noch ein bisschen auf. Ich kann warten, bis wir zurück sind. Wer weiß, vielleicht fällt es dir ja dann leichter.«

Wir gingen zu Bett, um noch ein wenig auszuruhen, bevor die drei ihre Reise antraten, doch ich konnte keinen Schlaf finden. Der Ausdruck auf Ereks Gesicht, als er Markim gegenübertrat, bereit, bis zum Äußersten zu gehen, verfolgte mich wie ein Wachtraum. Es war meine Schuld, dass es zu dieser Konfrontation gekommen war. Auch wenn Ereks gesagt hatte, es ginge nicht um mich – stünde ich nicht zwischen ihnen, so hätten doch beide bloß eine ferne Erinnerung in Frieden hassen können.

Ein paar Stunden lang schwebte ich in grüblerischem Halbschlaf. Es begann eben erst zu dämmern, als ich wieder aufstand, mir schnell etwas überwarf und hinauseilte. Frederick, Ged und Hilke warteten bereits vor der Arche, wo sie ihr Gepäck in das beordnete Auto luden. Keiner von ihnen war sonderlich ausgeschlafen. Hilke lehnte an Frederick, die Lider fielen ihr immer wieder zu, Ged hatte dunkle Ringe unter den Augen und gähnte mit mir um die Wette.

Dann trat Ereks aus der Arche auf die Straße. Unsere Blicke begegneten sich. Er deutete ein Lächeln an, das seine Augen jedoch nicht erreichte, und nickte knapp. Ich wusste, dass uns die anderen heimlich beobachteten und sich alle dieselben Fragen stellten. In stillschweigendem Einvernehmen taten wir jedoch so, als hätten wir die Ereignisse der letzten Nacht vergessen, und verabschiedeten uns in aller Freundschaft.

Ich umarmte Hilke.

»Hast du es dir vielleicht noch mal überlegt? Soll ich wirklich nicht lieber bleiben?«, fragte sie so leise, dass Frederick es nicht hören konnte.

»Nein, geh. Wir kommen zurecht, irgendwie.«

Sie seufzte. »Schreib mir. Ich will jede Kleinigkeit wissen.«

»Ja, du auch.«

Sie stiegen ein, der Motor wurde angelassen und knatterte übermäßig laut in der frühmorgendlich stillen Straße. Hilke kurbelte ein Fenster herunter. Das Auto fuhr an, ein letztes Winken, dann waren sie fort.

Ich stand neben Erek in einer verlassenen Straße einer Stadt, die langsam erwachte und sich nicht um die zerbrechliche Stille zwischen uns kümmerte. Ich lauschte auf die vertrauten Geräusche; Autos, Kutschen, Pferdehufe auf Stein, Zurufe von Menschen, Haustüren, die ins Schloss fielen – und stellte fest, dass sie mir alle fremd und zuwider waren.

Ich wollte Erek fragen, wie es nun weitergehen würde, doch ich wusste, dass er mir nur einen Teil der Antwort geben konnte. Irgendwo da draußen war Markim und wartete auf mich.

»Ich glaube, ich muss ins Bett«, sagte ich schließlich.

Erek nickte. »Ja, schlaf dich erst mal aus.« Nach einer Pause fragte er: »Würdest du nachher noch vorbeikommen?«

»Natürlich komme ich«, sagte ich.

Ich stromerte durch die belebten Straßen im Stadtkern, Ereks Villa als langfristiges Ziel im Hinterkopf, doch in Gedanken war ich nicht bei ihm. Was tat Markim gerade? Er war gegangen, ohne mir ein Zeichen zu geben oder eine Nachricht zukommen zu lassen. Ich zweifelte nicht daran, dass er noch immer in der Stadt war. Sie wählt dich, hatte EreK gesagt, und jeder wusste, dass es stimmte, Markim allen voran. Ließ er mich deshalb im Ungewissen? Weil er sich meiner so sicher war?

Ich versuchte diesen Gedanken loszuwerden. Ich wusste, dass man der Macht seines Geistes nicht widerstehen konnte. Nichts und niemand. Er hatte darauf verzichtet, EreK das Ausmaß seiner Kraft spüren zu lassen. Er hatte gewusst, dass es dessen nicht bedurfte. Gleichzeitig fragte ich mich, ob EreK jemals das erfahren hatte, was Markim mir offenbart hatte, als ich bei ihm gewesen war. Dann war es kein Wunder, dass EreK nicht verstand, dass ich im Angesicht dieser Macht nicht floh, vor diesem dunklen Geist.

Ich schritt zwischen hohen Häusern daher, lange Zeit ohne wahrzunehmen, was um mich herum geschah. Dann merkte ich, wie sich die Welt veränderte. Ich war allein, die Gebäude aus fluktuierendem Marmor, der in einem eigenartigen, goldenen Licht glänzte, das von überall zu kommen schien. Verzaubert, ohne Angst, ging ich weiter. Die Straßenlaternen leuchteten auf. Aus dem Augenwinkel glaubte ich zu sehen, dass sie sich verbeugten und in meine Richtung wiesen. Doch sowie ich mich umdrehte, standen sie regungslos und tot. Steinernen Skulpturen folgten mir mit den Augen, in Fensterspiegelungen sah ich sie sich bewegen und miteinander sprechen. Kleine Lichtpunkte huschten umher wie verirrte Funken, Schatten wisperten hier und da. Wolken und Licht waren vereint in einem ewigen Tanz. Sie gebaren funkelnden Regen, der die Welt vergoldete, wo immer er haften blieb. Ich reckte mich ihm entgegen, er floss durch mich hindurch, ohne mich zu berühren. Ich lachte und schloss die Augen. »Ich bin hier, Markim. Ich bin hier...«

Es ist deine Welt, schien seine Stimme zu sagen.

Diese Welt nahm mich auf und trug mich weit für die Dauer eines Augenblickes Ewigkeit.

Das Licht schwand und mit ihm die Schatten. Der Regen schwemmte sich selbst hinfort. Ich stand in einer Gasse nahe dem Chedplatz und sah mich verwirrt um. Leute gingen an mir vorbei, ohne mich zu beachten, niemand hatte gesehen, was ich hier gesehen hatte. Es war doch nur eine einfache Passage zwischen dem Bankgebäude und einem Hutladen. Ich fragte mich, ob dies nur als eine Illusion in meinem Kopf stattgefunden hatte, oder ob Markim die Dinge Wirklichkeit werden ließ. Ich glaubte seine Antwort zu erahnen: Da lag kein Unterschied...

Gegen vier stieg ich bei Erek die graugrünen Stufen hinauf. Die Tür stand offen; ich fand Erek hinten im Garten auf einer Bank im prallen Sonnenschein.

»Ausgeschlafen?«, fragte er.

Ich lächelte verhalten und setzte mich neben ihn. Eine Weile genossen wir schweigend die sommerliche Gartenpracht. Wenn ich es schaffte, für einen Moment alles andere auszublenden, dann war es fast wie früher. Doch sobald ich die Augen schloss, wartete dort jemand anders. Irgendwann ergriff Erek das Wort.

»Ich wollte dir sagen, dass ich deine Entscheidung natürlich respektiere. Ich will, dass du glücklich bist, und ich will nicht zu den Menschen gehören, die meinen, sie wüssten am besten, was andere glücklich macht.«

Er hielt inne und ich suchte nach einer angemessenen Erwiderung. Erek schien jedoch gar nichts zu erwarten.

»Vielleicht hat sich in der Zeit, in der ich weg war, doch mehr verändert, bei dir, meine ich, als ich gedacht hätte. Wenn, dann tut es mir leid. Es ist nur so, dass ich nicht mit dir zusammen sein kann und will, wenn ich Markim in der Nähe weiß. Das kann keiner von mir verlangen.«

»Wohin willst du denn gehen?«, fragte ich bestürzt und versuchte gleichzeitig, die Härte zu ignorieren, die seine Stimme zuletzt angenommen hatte.

»Ich weiß noch nicht. Vielleicht werde ich ein paar Tage zu Meister Vhento zie-

hen. Aber dann – ich wollte schon lange eine große Reise machen. Nach Süden, oder über den Ozean.«

Ich nickte langsam. Vor mir sah ich EreK, am Bug eines Segelschiffes in der peitschenden, weißen Gischt, wie er ein azurblaues Meer überquerte.

»Seltsam. Auf einmal verabschieden sich alle.«

»Ich werde dir weiterhin schreiben«, versprach EreK.

»Das werde ich auch.«

»Darf ich dich was fragen?«, sagte ich nach einer Weile.

»Klar.«

»Markim sprach von den Regeln...dass du sie nicht brechen sollst...«


»Ja. Freier Wille«, sagte EreK emotionslos. »Der freie Wille ist das höchste Gut und darf nicht angetastet werden. Ausnahmslos. Natürlich ist es möglich, einen Willen zu beherrschen - Markim tut ja Tag und Nacht nichts anderes...«

»Aber - «, begann ich, doch EreK ließ mir keine Zeit, etwas einzuwenden.

»Was redet er von den Regeln, tut er doch nichts anderes, als sie zu brechen und Menschen zu manipulieren. Er sieht dich an und du weißt nicht mehr, wer du bist.«

Ich senkte den Blick und wünschte, ich hätte nicht gefragt. Wir bemühten uns um unbeschwertere Gespräche, doch konnten wir nicht darüber hinwegtäuschen, dass uns eigentlich nicht zum Lachen war, wenn wir es auch taten.

»Ich seh dich dann wohl morgen«, sagte ich zum Abschied wie in alter Gewohnheit, doch es klang schal und grau.

»  ir sind da.« Frederick schüttelte Hilke sacht. Sie war vor zwei Stunden auf seiner Schulter eingeschlafen. Jetzt war sie mit einem Schlag hellwach.

»Endlich. Es ist ja schon abend.«

»Mein Magen sagt das selbe«, bestätigte Ged. »Gibt es Abendessen bei deiner Tante?«

»Bei ihr gibt es immer Abendessen, wenn du nur danach fragst. Arme Madeleine, sie wird furchtbar enttäuscht sein, wenn wir ohne Erek zurückkommen.«

»Madeleine ist deine Kusine?«, fragte Hilke.

Frederick nickte. »Sie hätte dieses Haus in eurem Dorf zu gern mit eigenen Augen gesehen. Ich weiß nicht ob sie an meine Lippen hängen oder mir an die Gurgel springen wird, wenn ich ihr erzähle, dass ich sogar drinnen gewesen bin.«

Hilke lächelte mitleidig und sah auf die Straße. Sie waren alle breit, wie die Hauptstraße in Arcachon. Je weiter sie fuhren, um so hochherrschaftlicher wurden die Gebäude. Protzige Anlagen, die über ganze Straßenabschnitte zusammenzugehören schienen. Soldaten patrouillierten vor den abgesperrten Zufahrten.

»Das sind schon wieder mehr geworden«, brummte Ged. »Aus welchen Löchern kommen die nur immer gekrochen?«

Sie ließen dieses unerfreuliche Viertel hinter sich und hielten schließlich vor einem mehrstöckigen Haus ,über dessen Tür ein abgeblätternes Schild hungrige und müde Gäste willkommen hieß. Dahinter erhob sich die gegenüberliegende Bergkette majestätisch in den Himmel. Die letzten Sonnenstrahlen lugten noch hinüber und tauchten die aufgewärmten Mauerziegel in rotes Licht; überall standen die Türen und Fenster offen, jeder schien teilhaben zu wollen oder zumindest sichergehen zu wollen, dass er nichts versäumte, was auf der Straße zugging. Ged nannte die Atmosphäre „dörflich“, doch Hilke konnte nicht finden, dass dieser Ausdruck den Kern traf. Im Dorf hatten die Leute abends nicht die Tische auf die Straße getragen und jeden zum Kartenspiel eingeladen, der mit ihnen anstieß.

Im Dorf war es aber auch nie eine Überzeugung oder gemeinsame Hoffnung gewesen, die die Menschen geeint hatte, sondern stets nur Vorurteile, Misstrauen und Furcht, und diese waren nur geeignet, Türen zu verschließen.

Vor den Eingangsstufen der Pension schlief ein riesiger alter Hund, der dem emsigen Kommen und Gehen um ihn herum keine Beachtung schenkte und wie jeder hier von anderen Zeiten zu träumen schien. Neben ihm, an die raue Wand gelehnt, stand eine Frau von stattlicher Erscheinung. Das weiße Haar, das ihr fast borstig vom Kopf abstand, schien ihr runzliges, sonnengbräuntes Gesicht zu umleuchten, so viel heller wirkte es neben der gedunkelten Haut. Der eine Arm war energisch in die Hüfte eingestützt und der Kleiderstoff, der ihren Leibesumfang umspannte, hätte gut und gerne ausgereicht, um Hilke zwei Kleider daraus zu schneiden.

»Ich glaube, ich seh nicht recht! Da bist du ja schon wieder!« Mit einem umständlichen Schritt stieg sie über den Hund, der selig schlief. Sie hatte eine tiefe, dröhnende Stimme, die keinen Zweifel ließ, dass sie gerne trank und ihr Organ viel und laut einzusetzen pflegte. »Ich dachte, wir wären dich länger los, Frederick!«

»Ich mach mich doch nicht davon, wenn es spannend wird«, erwiderte Frederick.

»Darf ich dir Hilke vorstellen? An Ged wirst du dich ja erinnern - «

»Allerdings, ihr Rabauken«, lachte sie. »Aber für das, was von der Vitrine noch übrig ist, nachdem ihr euch damit befasst hattet, hab ich eine gute Verwendung gefunden. Ich drücks den Kindern in die Hand, sie werfens den Landsern nach. Die patroullieren hier und fühlen sich wichtig. Aber nicht mal ein blinder, taubstummer Zigeuner ist so blöd, sich so sehen zu lassen, dass sie ihn mitnehmen könnten, nicht wahr?«

»Wie Sie meinen, Madame«, sagte Hilke fröhlich.

»Nenn mich Mummy, Kleines.«

»Sie besteht auf diese Anrede«, erklärte Frederick. »Alle nennen sie so.«

»Ganz recht«, rief Mummy. »Ich bin schließlich das älteste Weib im ganzen Viertel!« Sie lachte dröhnend. Dem Hund zuckten kurz die Ohren, dann streckte er

sich in einem leisen Seufzer behaglich aus.

»Seltsam«, meinte Hilke. »Um den Titel „Kleines“ hab ich nie gebeten, trotzdem nennen mich alle so.«

»Wer nennt dich so?«, fragte Frederick belustigt.

»Meine Schwester.«

»Na, wenn das alle tun - «

»Untersteh dich!«, lachte sie.

Mummy räusperte sich. »Was kommst du überhaupt hierher zu mir? Wohnst du nicht bei deiner Base?«

»Ich fürchte, bei meinem lieben Kusunchen treten sich jetzt meine Vetter auf die Füße«, antwortete Frederick.

»Tja, hier habt ihr jedenfalls genügend Platz«, grinste sie. »Ihr könnt Zimmer 12 und 13 haben. Schlüssel hängen drinnen. Bedient euch.«

Beim Hineingehen hörten sie, wie Mummy nach einem Jungen namens Felix rief. Hilke sah, wie sie ihm eine Teekanne, der der Henkel fehlte, in die Hand drückte.

»Wenn du einen von den Grauröcken siehst, dann ziel genau!«

Eine Stunde später ging das Gerücht, dass Mummy, Herrin des ersten Hotels am Platze, jeden, der ihr die Kragenknöpfe eines Soldaten auf den Empfangstisch legte, umsonst bei sich wohnen ließ.

Sie nahmen sich nicht einmal die Zeit, die Koffer auszupacken, so stark war das Gefühl, dass heute das Leben auf der Straße statt fand. Ein älterer Herr, der ein wenig abseits von den fröhlichen Tischrunden saß, winkte sie zu sich. Er räucher- te sich selbst mit dem fädenziehenden Qualm einer dicken Zigarre.

»Wir wollen uns wohl ein bisschen einmischen?« Er zog die Augenbrauen hoch und studierte sie einen nach dem anderen eindringlich.

»Es wird sich immer zu wenig eingemischt!«, sagte Hilke freundlich, aber mit ei- ner Bestimmtheit, die das Gespräch hätte beenden können, bevor es wirklich be- gonnen hatte. Doch der Mann lachte, die Stirn wurde noch faltiger als zuvor.

»Ihr jungen Leute.« Er nahm einen tiefen Zug. Im abendlichen Licht schien der Rauch zu glühen. »Was glaubt ihr, wie ernst die Lage ist?«

»Was soll die Frage?«, rief Frederick, um Höflichkeit bemüht. »Es geht um unser Land. Wir wollen die Entscheidungen treffen. Verstehen Sie? Alle gleich, alle frei - «

Der Mann winkte ab. »Davon rede ich nicht. Euer hitzköpfiges Jugendgefasel kenn ich gut. Aber sagt mal, was glaubt ihr, was passiert? Ein paar Parolen, ein paar Spruchbänder, eine Menschenkette und in der allgemeinen Euphorie ein paar Ideale gegen die Mauern gebrüllt – und was dann? Wer die Macht hat, der will sie behalten, und da er die Macht hat, gelingt ihm das – meistens. Aber dem träumenden Toren ergeht es schlecht.«

»Sie sind ein fürchterlicher Schwarzseher!«, platzte es aus Ged heraus. Frederick lachte. »Das sagt ja der Richtige. Aber du hast schon recht. Herrje, wenn alle so dächten, würde sich wirklich nie etwas ändern.«

Der Mann paffte gelassen seine Zigarre und zuckte mit den Schultern. »Freilich. Ich sage ja auch nur: passt auf eure Köpfe auf. Zumindest um deinen wäre es schade«, meinte er zu Hilke.

»Da sind wir dann doch noch einer Meinung«, lachte Frederick. Er nahm sie bei der Hand und sie ließen den alten Herrn allein.

Sie brauchten nicht weit zu gehen, um auf die ersten Grüppchen mit Transparenten zu stoßen. So erfuhren sie, dass die erste große Demonstration bereits am Nachmittag gewesen war. Jetzt versammelten sich alle auf dem Platz vor dem Regierungssitz. Ein Junge mühte sich, mit seinen Kameraden Schritt zu halten; eine riesige rote Fahne behinderte ihn beim Laufen. Er sah sich hilfeschend um, erblickte Hilke und drückte ihr den Stiel kurzentschlossen in die Hand. »Passend zu Ihren Haaren«, rief er, als er befreit davon sprang.

Hilke schwang die Fahne hoch über ihre Köpfe. Sie hob sich weithin leuchtend ab, gleich dem Leitstern über dem Meer.

»Wie auf dem Bild von dem Franzosen«, bemerkte Frederick.

»Ja«, lachte Hilke »Nur dass ich nicht halb nackt bin.«

»Und dass du nicht über lauter Leichen klettern musst«, ergänzte Ged und machte ein so finsternes Gesicht, dass sie alle lachen mussten.

Zwei breite Straßen mündeten in die Hauptstraße, die sie heruntergekommen waren, und endeten alle drei vor einer prachtvollen Festungsmauer. Ein dreiteiliger Torbogen war der einzige Durchgang, dahinter lag ein Platz wie der Innenhof eines Schlosses, das einem Riesen gehört. Obwohl der Strom der Neuankömmlinge nicht abriß, dauerte es lange, bis sich nicht mehr alles in der Weitläufigkeit verlief. Dem Torbogen gegenüber lag ein ausladender zweiseitiger Treppenaufgang zu einem gewaltigen, eisenbeschlagenen Portal, über dem eine Steinplatte angebracht war. Die Schlagworte der Regierung, die sich dahinter verbarg, waren in breiten, kantigen Buchstaben hineingemeißelt: „Bindung, Festigkeit, Ordnung“.

Zu beiden Seiten befanden sich breite Ballustraden, der Rest der vielstöckigen Außenmauern, die den Platz nach allen Seiten umschlossen, waren glatt und abweisend, die zahllosen Fenster dunkel und tot. In der Mitte des Platzes lag ein Brunnen aus schwarzem, glänzendem Stein, aus dem breiten Becken ragte eine reich verzierte Säule empor, aus verschiedenen großen Schalen floss das Wasser spritzend hinab. Rund herum wurden Fackeln entzündet, jemand stieg auf ein eilends errichtetes Podest und begann eine Rede zu halten. Die Menge jubelte und klatschte, auf die packendsten Stichworte riss Hilke die Fahne in die Höhe, bis ihr der Arm schmerzte, und wenn der Redner von Schwestern und Brüdern im Geiste sprach, so glaubte jeder, der sich umsah, zu wissen, wovon er redete.

Doch hinter den Mauern blieb es still und auch im Rest der Stadt regte sich nichts.

Der nächste Tag zog schwülheiß herauf. Vom Fluss dampfte es und hüllte die Stadt in eine drückende Dunstglocke, die sich in schläfriger Schwere zu schwülstigen Wolkentürmen zusammenschob. Ich verbrachte die Zeit in der Kühle des dunklen Ladens. Elloise war hochofren über meine Gesellschaft an diesem Sonntag und löcherte mich eifrig. Als ich jedoch kaum eine ihrer Fragen zu den vergangenen Tagen beantworten wollte, zog sie sich beleidigt zurück.

Wie ein Dreigestirn kreisten die Gedanken an die drei Menschen, die mir am nächsten standen, um mich. Was tat Hilke gerade? Waren sie gut angekommen? Wohin würde Ereke gehen? Würde er es je verwinden können? Und Markim, immer wieder Markim.

»Ich gehe noch aus«, sagte ich abends zu Elloise.

»Zu Fuß?«, fragte sie entsetzt.

»Sicher, warum nicht?«

»Nur das Gewitter«, sagte sie schulterzuckend. »Aber geh ruhig, forder dein Schicksal heraus.«

Wenn du wüsstest, dachte ich. In der Tat kam mir jede Begegnung mit Markim wie ein Streich des Schicksals vor, doch das hatte wenig mit dem Wetter zu tun. Gewiss, in einiger Entfernung grollte es bereits schwerfällig, aber warum sollte mich das kümmern.

Auf dem Platz tummelte sich ein wilder Haufen von Leuten, die sich schwitzend mühten, vor dem drohenden Unwetter noch alles zu erledigen. Ich bog in eine kleine Seitenstraße ein und plötzlich stand er wieder vor mir wie aus dem Boden gewachsen.

»Markim. Du hast mich erschreckt.«

Er musterte mich mit unergründlicher Miene. »Es gibt etwas, das du sehen solltest.«

Ich weiß nicht, wie es geschah – einen Moment später standen wir in der Dachgeschosswohnung am Fluss. Durch das Glasdach konnte ich fernes Wetterleuchten

sehen, schwelend gelb gebrochen in den dichten Wolkenschichten.

Markim ließ mir keine Zeit für Fragen. Wie schon einmal öffnete sich für mich ein geistiger Raum, ich sah um mich herum die Welt ausgebreitet, ein einziges großes Wunder, rätselhaft und von unverständener Schönheit.

Undeutlich ahnte ich, dass Markim mich an einen bestimmten Ort führte. Etwas Konkretes bildete sich heraus. Da war eine Stadt mit einer breiten Straße. Von überall strömten Menschen zu einem Platz, ich sah rote Fahnen. Es musste Kenfort sein...

Das Bild entzog sich mir, verschwand in unerreichbarer Ferne.

Im Zimmer war es unerträglich heiß. Hilke riss das Fenster auf, doch das half nicht viel, die Luft draußen war ebenso stickig wie drinnen.

»Wenn wenigstens etwas Wind wäre. So ein Wetter drückt den Leuten auf den Verstand. Da werden sie toll wie die Schmeißfliegen.«

»So ist es immer kurz vor dem Gewitter. Merkst du nicht, wie sich der Sturm zusammenbraut?« Frederick trat zu ihr ans Fenster und ließ seine Hand langsam ihren Rücken hinunterstreichen.

»Ja, den Sturm hab ich gestern schon kommen gespürt.« Lächelnd drehte sie sich zu ihm um. Ein lautes Krachen, gefolgt von kurzen, gebrüllten Befehlen ließ beide zusammenschrecken. Hilke beugte sich hinaus, um einen Blick auf die Ursache zu erhaschen.

»Schert euch weg, sag ich!«, schrie die stämmige alte Hausherrin. Breitbeinig stand sie vor ihrer Haustüre und fuchtelte drei Landsern mit einem Schürhaken vor den behelmteten Gesichtern herum. »Es geht euch einen feuchten Schmutz an, wem ich meine Zimmer gebe! Wer mir das Geld auf den Tisch blättert, bleibt!«

Einer der Soldaten präsentierte sein Gewehr. »Wir sorgen für Bindung, Festigkeit, Ordn - «

»Mach erst mal deine Hose ordentlich zu, bevor du von Ordnung faselst!«, keifte die Hauswirtin und hob den Schürhaken, als sei er eine ernste Erwiderung auf

die Schusswaffe.

Frederick lachte. »Die Alte lässt sich den Schneid nicht abkaufen. Aber du solltest dein hübsches Gesicht vom Fenster zurückziehen.«

Jemand polterte gegen die Tür und rüttelte wild an der Klinke. Durch den steigenden Tumult von draußen und mehr und mehr auch auf dem Flur hörten sie Geds Stimme. Frederick beeilte sich, ihn einzulassen.

»Sie haben mit den Razzien angefangen«, rief Ged, sowie die Tür sich bewegte.

»Sie verhaften jeden, den sie kriegen, der ihnen verdächtig ist, und das sind im Moment fast alle!« Der letzte Teil seines Satzes ging in einem Aufbrüllen von der Straße unter. Es klang, als sei man der erbosten Hausherrin zur Hilfe gekommen.

»Sie rufen alle auf den Vorplatz!«

»Siehst du?«, sagte Frederick mit einem Glimmen in seinen Augen. »Schon bricht der Sturm los.«

»Willst du sie wirklich mitnehmen?«, fragte Ged an Frederick gewandt.

»Wag es nicht weiterzusprechen, Ged MacEven!«, kam Hilke Frederick zuvor.

»Im Übrigen ist es nicht seine Entscheidung, sondern meine!« Und Frederick hinter sich herziehend schritt sie aus dem Zimmer.

Die breite Straße füllte sich, aus allen Seitengassen kamen die Zuströme, tausende Füße schritten über das glatte Kopfsteinpflaster dem Herzen der Stadt zu.

Vereinzelt sah man geschlossene und verriegelte Fenster und Türen hinter denen sich Ängstliche verbargen und dem lärmenden Aufmarsch draußen lauschten.

Frederick und Hilke durchschritten Seite an Seite den dreigeteilten Torbogen.

Der Vorplatz hatte sich sehr verändert: In aller Eile waren barrikadenähnliche Lager errichtet worden, eben erkletterte jemand den Brunnen in der Platzmitte, um eine riesige rote Fahne dort zu hissen. Hilke erreichte den Brunnen zuerst.

Die Menge jubelte dem jungen Kletterer zu, der das Symbol der Freiheit hoch gegen den schwüle Hitze niederdrückenden Himmel hielt. Und dort, unter der

Flagge, in dem Moment, als aller Augen auf diesen Fleck gerichtet waren, nahm Frederick Hilke in den Arm und küsste sie, dass die Umstehenden zu klatschen

begannen.

Der Kletterer sprang herunter, Wasser spritze, die ihm am nächsten standen, hoben ihn aus dem Brunnen und klopfen ihm auf die Schulter und noch immer konnten Frederick und Hilke nicht voneinander lassen.

Inzwischen begann der Redner vom Vortag die Führung in die Hand zu nehmen: »Postiert euch am Tor! Kein Soldat kommt hier rein! Und dann holt diese Bastarde aus ihrem Palast, da haben sie lange genug gesessen!«

Von außerhalb der Festungsmauer krachten die ersten Schüsse und ringsum wandelte sich die Euphorie in grimmige Entschlossenheit. Die bewaffneten Männer begannen sich um das Tor zu formieren, eine Traube sammelte sich um das Portal ins Gebäude. Drinnen war keine Bewegung auszumachen.

Hilke bereute bald, so schnell in die Mitte des Platzes vorgedrungen zu sein. Vom Geschehen war nichts zu sehen und kaum etwas zu hören. Berichte von kleinen Scharmützeln mit Soldaten um diese draußen in Schach zu halten kamen verzerrt an und widersprachen sich. Das Gedränge war inzwischen so dicht, dass nach keiner Seite mehr ein Durchkommen möglich war. An den Rändern wurden Leute ausgewechselt, doch die meisten saßen wartend in kleinen Grüppchen, spähten hin und wieder zu den großen verriegelten und verblendeten Fenstern der großen Seitenflügel des Baus. Rundherum wurde der Unmut der Wartenden laut. »Warum stürmen wir es nicht endlich? Wozu sind wir sonst hier? Von alleine werden die kaum abtreten.«

Doch noch hatte keiner der verschiedenen Anführer, die sich gefunden hatten, ein Zeichen zum Angriff gegeben und auch sonst ergriff niemand die Initiative.

»Ich bin froh, dass du hier so weit wie möglich weg bist«, sagte Frederick. »Wir wollen ein Zeichen setzen, keinen Krieg führen – ihnen bleibt ja gar nichts anderes übrig als nachzugeben. Das ganze Volk ist gegen sie.«

»Du glaubst doch selber kein Wort von dem, was du da sagst. Da hätten wir ja auch im Zimmer sitzen bleiben können. Ich seh dir doch an, wie du darauf brennst bei der Erstürmung ganz vorne zu stehen. Genau diese Leidenschaft ge-

fällt mir schließlich an dir.« Hilke schüttelte ihre Locken. Frederick grinste besiegt. Er drehte eine ihrer Strähnen zwischen den Fingern.

»Es wäre nur meine Schuld, wenn dir etwas zustieße -«

»Du klingst wie Ged – nur weil ich eine Frau bin...«

»Hast du Ged gesehen?«, lenkte Frederick ab.

»Er war ein Stück hinter uns als - «

Weiter kam sie nicht. Ein ohrenbetäubender Knall durchschnitt die schwere Luft wie der Peitschenschlag eines Riesen. Eine Erschütterung ließ die Erde erzittern. Viele ,die standen ,riss es von den Füßen. Schreie, zuerst verwirrt und verängstigt, dann triumphierend gellten über den Platz. Frederick und Hilke richteten sich auf. Die Explosion hatte den Westflügel eingerissen. Flammen und schwarzer Rauch züngelten aus den Trümmern und schienen die Sonne zu verdunkeln. Oben auf dem Dach, vor dem frisch gesprengten Abgrund erschien ein Mann.

»BALTON!«, brüllte er.

Die vordersten zu seinen Füßen begannen über die eingerissenen Mauern zu klettern und das

Gebäude zu erstürmen. Schon schlugen Flammen aus anderen Teilen des Gebäudes, die Menge drängte nach, niemand kümmerte sich um die unkontrollierten Brände, die um sich griffen.

Es dauerte eine Weile, bis überhaupt jemand bemerkte, dass der Redner, dem alle kurz zuvor noch gefolgt waren, versuchte, sich Gehör zu verschaffen. Seine Rufe nach Ruhe, nach Innehalten, seine Warnungen – kaum jemand vernahm sie. Die Explosion hatte den Knoten der Wut und der Angriffslust, der durch das Warten angeschwollen war, zum Platzen gebracht. Hilke behielt recht, die Menge wurde toll.

Fast die Hälfte war bereits in das Gebäude eingedrungen, auf der Suche nach der Regierung, um an ihr das Volksurteil zu vollstrecken. Einige kletterten über die Ballustrade und begannen rasend das in Stein gehauene Leitwort einzureißen. Sie waren es auch, die zuerst erkannten, weshalb die Strategen des Feldes diesen

Angriff nicht gewollt hatten. Vor den Mauern hatte sich die Armee gesammelt. Die ausgedünnte Abwehr am Tor war schnell überwunden. Die vordersten eindringenden Soldaten begannen willkürlich in die Menge zu schießen. Ein ungleiches Feuergefecht entbrannte. Entsetzen und Panik erfasste die ohnmächtigen Hinterstehenden, als sie ihre Kameraden fallen sahen.

Frederick war einer der Ersten, der ohne Zögern dem einzigen Ausweg zustrebte. Er griff Hilke am Arm und rannte los – auf die zerstörten Reste des Westflügels, die es zu überwinden, deren Flammen es zu entkommen galt, um in Sicherheit zu fliehen. Die Hitze schlug ihnen entgegen wie eine unsichtbare Wand.

»Tief einatmen!«, rief er. Hilke erkletterte stumm die vorderen Mauerbrocken. Wie schwarze Gräten aus einem widerlichen Kadarver ragte das versengte Gebälk aus Steinen, Putz und Mörtel. Frederick ließ Hilke auf seine Schultern steigen um hinaufzugelangen. Das Holz war unerträglich heiß, doch da war keine Zeit und kein anderer Weg. Sie reichte ihm die Hand um ihn hochzuziehen, da drehte er sich kurz um, ließ den Blick über die nachdrängende Menschenmenge schweifen, alles floh vor den näherrückenden Schüssen. Jeder Schuss hallte von den Wänden um den Platz vielfach wider und genau in dem Moment, als das steinerne Motto auf dem Steinboden in Stücke brach, sah er ihn getroffen in die Knie gehen.

Hilke hatte es nicht gesehen, sie hielt ihm weiterhin die Hand hin, doch Frederick nahm sie nicht.

»Ged!«, brüllte er. In einem riesigen Satz sprang er von der Mauer. »GED!«

Er begann sich seinen Weg durch die entgegenströmende Masse zu schlagen, doch er kam nicht gegen sie an, wurde zurückgedrängt. »Ged!!«

Ged hört ihn, suchte seinen Blick, fand ihn. Er rief etwas, Frederick konnte es sehen, wie er die Worte mit dem Mund formte, doch er verstand ihn nicht. Dann sah er ihn plötzlich nicht mehr.

Es riss ihn beinahe zu Boden bei dem Versuch ,sich gegen die Menge zu stemmen. Und dann-

»Frederick!«

Der Schrei schien lauter über den Lärm zu tönen als alles andere. Frederick brauchte sich kaum umzudrehen um zu wissen, was geschah. Die Balken waren von innen heraus durchgebrannt. Wie ein Kartenhaus aus dem man einen Träger herauszieht, stürzte ein gewaltiger Teil der Trümmer endgültig in sich zusammen.

Er sah sie fallen. Nicht in Zeitlupe. Nicht für die Ewigkeit eines Augenblickes. Aber für die Dauer eines aussetzenden Herzschlages.

Einen wunderbaren Moment lang glaubte er, dass es nicht geschehen war, dass es nicht wirklich war. Doch dann sah er sie reglos am Boden liegen. Der Schmerz in seiner Brust, als die Kugeln ihn durchbohrten, war bedeutungslos. Nur dass er es nicht schaffte, noch zu ihr zu gelangen, bevor er selbst fiel; der Kampf um ihn herum verschwand; ebenso wie das heranrollende Gewitter.

Dann kam der Regen.

Markim schwieg zu lange.
»Du hast beobachtet, was ihnen passiert, seit sie fort sind, nicht wahr?«

Er nickte langsam.

»Du wachst über sie.« Es sollte keine Frage sein, doch seine Antwort machte es zu einer: »Nein.«

»Also dann«, begann ich kaum hörbar. »Warum zeigst du mir nicht, was du noch siehst?«

Er sah mich lange eindringlich an, durchbohrte mich mit seinem Blick. Dann senkte er plötzlich den Kopf.

»Sie kommen nicht zurück.«

Wenn ich später an diesen Moment zurückdachte, fühlte ich noch immer die Reste des schockartigen Zustands, in den ich gefallen war; mein Inneres wie brennendes Eis, erstarrt und doch dem Zerspringen nah. Meine Gedanken rasten in hoffnungslosem Chaos, zur Kapitulation verdammt – ein Gebäude, das wankte und zusammenstürzte.

»Das glaube ich dir nicht!«, brachte ich mit erstickter Stimme hervor. »Sag mir, dass das nicht wahr ist!! «

»Es tut mir Leid«, sagte er leise. Er wirkte gealtert und müde wie noch nie zuvor.

»Warum handeln wir dann nicht? Herrgott! Du bist ein Magier!!«

Blut pochte in meinem Kopf, jeder Herzschlag war wie ein Hammerschlag, dröhnend stumm die Wahrheit schreiend, die ich in den tiefen dunklen Augen las...

Seine Stimme drang zu mir vom Rand eines fernen Universums. »Ich habe es Erek wissen lassen. Er wollte ihnen nach. Aber er weiß, dass es sinnlos ist.«

Ich hörte ihn kaum. Vor mir sah ich Hilkes fröhliches, feuerrot umrahmtes Gesicht, wie es selig an Frederick gelehnt in ihre Welt hinausstrahlte, wie sie auf der Schaukel saß. Ein Lichtwesen, zu schön für diese Welt. Doch heute schien es ein Zerrbild zu sein, jedem Gedanken an Glück spottend.

»Nein! Ich will deine Entschuldigungen nicht hören! Ich weiß, du kannst sie retten und doch tust du es nicht!«, rief ich hitzig.

»Du willst, dass ich handle?«, gab er ebenso heftig zurück. »Gut! Ich töte jeden anderen, der in ihrer Nähe ist! Sag es! Ich tu es. Gleich jetzt. Ich muss mich nicht einmal rühren dazu!«

So gebietend und furchtbar war er, als er so sprach, dass ich erschrocken zurückwich. Einen Augenblick war es, als sähe ich in weiter Ferne – und doch noch immer viel zu nah – einen schwarzen Schatten seines Geistes entsetzlich wüten.

Wie mit grimmiger Befriedigung sah er meine Furcht ob dieser Vision. Doch gleich darauf wurde sein Ausdruck wieder sanft. »Du weißt, wie viel ihnen das bedeutet. Ich kann sie nicht abhalten.«

»Dann zwinge sie!«, rief ich in hoffendem Aufbegehren. Markim schüttelte sacht den Kopf. »Freier Wille, Clara.«

»ES IST NICHT IHR WILLE ZU STERBEN!«, schrie ich. Verzweifelte Tränen brachen hervor. Konnte denn sein, dass er, dem meine Seele brach und offenbahrt lag, nicht verstand?

»Es ist zu spät. Es ist längst geschehen. Nicht einmal ich könnte es noch ändern. Aber auch, wenn ich es dir sofort gezeigt hätte, wäre das Ende doch dasselbe gewesen, bloß dass es dir schwerer fallen würde. Allein das musst du jetzt verstehen.«

Verstehen... Schon das Wort verlangte mehr, als ich an Kraft und Willen aufbringen konnte. Alles begann sich zu drehen, immer schneller und riss mich hinab ins Grundlose. Ich zitterte. »Markim«, flüsterte ich. »Ich habe Angst.«

Ein mildes Lächeln trat auf sein Gesicht. »*Denn seht, sprach der Dunkle Geist. Alle Angst und Finsternis habe ich von euch genommen, denn kein irdisch Ding könnte an mir vorbei und euch schaden.*«

Ich sah auf. Die Erinnerung an Lûg Neach schien aus dem Nichts zu kommen.

»*Die Kinder aber waren weiterhin verzagt und sagten: Nichts weiter als diese Allmacht fürchten wir*«, erwiderte ich, das Zitat vollendend. Markim sah mich aus uner-

gründlichen Augen an. Ich fühlte mich hilflos, entblößt, geradezu beschämt.

»Was sollen wir tun?«

»Wir – du hast genug getan. Befreie dich.«

»Wie?«, fragte ich.

»Indem du dich in etwas verlierst.« Er zog mich an sich, hielt mich fest und barg mein Gesicht.

Ich saß auf dem Balkon hoch über dem Fluß, die Knie angezogen, den Kopf darauf gelegt, und sah den Morgen heraufdämmern. Nie zuvor war er so schön gewesen, in Silber und Gold, das in unsichtbaren Tröpfchen durch die Luft perlte. Der rosige Himmel spannte sich weit und klar, die Stadt atmete die Frische und spielte auf zu einer ganzen Sinfonie.

Aber sie war so sinnlos, diese Pracht, so verschwendet. Außer mir würde sie niemand sehen so wie ich sie sah – ein jubilierender Siegeszug der Freude, der über mich hinwegeilte und nicht gewahrte, sich meines Wehs anzunehmen.

Markim trat neben mich.

»Kannst du sie sehen?«, fragte er leise. »Deine Schwester? Die Sonne hat die Farbe ihrer Haare. Und hörst du? Der Wind flüstert ihren Namen. Sie ist noch da, genau so wie ich schon immer da gewesen bin. Es gibt keinen Grund zu verzweifeln.«

Ich atmete tief ein und mir war, als wollte ich daran zerspringen, aus Leid und übergroßem geschenktem Trost.

Ich schreckte zusammen, als Markim mir über den Nacken strich.

»Wovor hast du so große Angst?«, fragte er. »Vor dem Tod? Ist es das? Oder am Ende doch vor der Magie?«

»Nein«, sagte ich. »Es ist nur: Alles, was ich je über das Leben gelernt habe, für wahr und wirklich gehalten habe, hat keine Gültigkeit mehr, weil sich eine völlig neue Welt aufgetan hat. Eine Dimension, in der ich nicht weiß, wohin ich gehöre.«

Markim schüttelte sacht den Kopf. »Nein, die Welt ist dieselbe. Du bist es selbst, die diese Dimensionen auf tut, die dein Geist erforscht. Insofern ist die einzige Antwort, die ich zulassen würde, du selbst. Nichts ist beängstigender als festzustellen, dass man sich selbst nicht kennt.«

Ich spürte seine Hand wieder und wie eine Ertrinkende schmiegte ich mich an die Berührung an.

»Ich muss es meiner Mutter sagen«, überwand ich mich schließlich einzugestehen. Es roch frisch nach dem kühlenden Regen in der Nacht. Nicht Markim, sondern mein eigener Blick war es, der mir ein Bild brachte von roten Locken im Staub. Die Regentropfen blieben darin hängen wie glitzernde Kristalle und brachten der ausgedörrten Erde Linderung.

Möglichst wenig wollte ich in Erinnerung behalten von jenen zwei Stunden zwischen dem Überschreiten der Türschwelle des Ortes, der einmal mein Zuhause gewesen war, dem Zusammenbrechen meiner Mutter und dem Verlassen des Hauses, um in Michaels entgeistertes Gesicht zu blicken.

Ihre Worte hallten nach, wieder und wieder wie eine gesprungene Platte. »Wie ist das alles so gekommen? Wann ist das passiert? Wir waren doch glücklich...«

Das Nebelhaus lag beschaulich im Sonnenschein, eine Katze sonnte sich zufrieden auf der Mauer. Das Gespenst aus Kindertagen war verschwunden. War es wirklich erst ein paar Tage her, dass ich mit Erek und Hilke hier gewesen war?

Das Tor stand offen. Ich ging hindurch, vollkommen überzeugt, Erek anzutreffen.

Drei Mal klopfte ich. Ich musste lange warten, bevor Meister Vhento öffnete.

»Was willst du noch hier, Clara?«

»Ich möchte zu Erek«, sagte ich, erschrocken über seinen abweisenden Ton.

»Komm rein!«, rief Erek aus dem Kaminzimmer.

Meister Vhento trat widerwillig beiseite, mich unter prüfender Abneigung einlassend. Erek saß in dem alten Sessel und stierte ins Feuer, das trotz der sommer-

lichen Temperaturen brannte.

»Warum bist du gekommen, Clara?«, fragte er, ohne aufzusehen.

»Das fragst du noch?«, rief ich ungläubig. »Ged, Frederick, Hilke - «

»Und warum kommst du damit zu mir?« Etwas lag auf seinem Schoß, doch seine Hände verdeckten es. »Wie kannst du jetzt noch zu ihm halten? Er hatte es in der Hand und tut nichts! Und du hältst zu ihm!!«

»Du weißt, dass er nichts tun konnte. Die Regeln - «

»Jaah! Bewundernswert, diese Frömmigkeit! Aber ich bin nicht so schicksalsergeben und fröne der Tragik!«

»Erek - «

»Da denkt man, man kennt einen Menschen. Aber du bist genauso kalt wie er!«

»Ich versuche nur zu akzeptieren, dass es Dinge gibt, auf die ich keinen Einfluss habe!«, rief ich den Tränen nah. »Es kann nicht alles kommen wie man plant oder wünscht - «

»Oh ja, das ist eine bequeme Antwort. Aber damit gebe ich mich nicht zufrieden! Entweder das Leben ist wirklich ein Geschenk oder aber ich nehme die faule Frucht nicht an!«

»Hör auf!«

»Was willst du noch? Dich an meinem Leid laben?«

»Ich habe mehr als einen Freund verloren!«, schrie ich.

»Ja!«, brüllte Erek auffahrend. Der Sessel flog durch die Luft und krachte einige Meter entfernt auf den Boden. »Mich hast du verloren!«

Ich erkannte plötzlich, was auf seinem Schoß gelegen hatte: Es war eine Ausgabe von Lûg Neach. Mit einer knappen Bewegung seiner Finger flog es ins Feuer. Die Flammen loderten kreischend auf in rot und schwarz und weiß. Durch ihr Knacken und Rauschen, mit dem sie sich durch die Seiten fraßen, schrienen sie die alten Verse:

Sieh den Himmel rot sich färben

*Über Lûg Neachs schwarzer Nacht
Blutig werden wir verderben
Unsere eigene blasse Pracht*

*Stolzes Wunder welkst schon lang
Unter jenes Geistes Macht
Doch noch wird uns drum nicht bang
Taugt der Ort doch nur zum Sterben*

Mit einem letzten verzweifelten Blick auf Erech machte ich kehrt und floh aus diesem Haus, das mir einst eine Zuflucht gewesen war.

Requiem

Der Vorhang am Balkonfenster bauschte sich auf, kaum mehr als ein Flüstern in der Nacht, doch es war genug, um mich aufzuwecken und wissen zu lassen, dass er wieder einmal fort war.

Ich schlug die dünne Decke zurück und stand fröstelnd auf. Es herrschte vollkommene Stille. Kein Gedanke lärmte in meinem Kopf. Die Gemälde an der Wand waren graue Schemen. Barfüßig trat ich auf den Balkon. Die Blätter des wilden Oleanders, der in breiten Tonkübeln wuchs, raschelten zaghaft, als ich an ihnen vorbeiging. Die Hafenstadt lag in seligem Schlummer. Sie sagte mir nichts. Hinter ihr lag das Meer. Ich konnte es von hier aus nicht sehen, aber der Geruch nach Salzwasser drang auch bis hier herauf; das endlose Rauschen der Wellen hallte solange nach, bis ich es zu hören glaubte.

Ich kletterte auf das breite Geländer, spürte das Leben unter meinen Fußsohlen pulsieren, das zugleich unendlich weit weg war. Ich stand allein hier oben und starrte mit geschlossenen Augen in die Nacht. Der Wind lockte schmeichelnd, verführend, ihm zu vertrauen. Es wäre so einfach, einen Schritt nach vorne zu machen und zu sehen, ob er mich tragen würde. Ich würde fliegen und Markim folgen.

Weit, weit fort raste Feuer über die berstende Erde, weit weit fort krachte gleißendes Eis, weit fort erhob sich ein Wald aus perlendem Tau. Ich wollte ein Teil all dessen sein und ihm dort draußen begegnen, egal in welcher Gestalt er mir gegenüberträte.

Ich wusste, dass er mich hörte, wie ich stumm nach ihm rief. Das war das Geheimnis gewesen: Dass er immer schon bei mir gewesen war; von dem ersten Moment, da ich zum ersten Mal an ihn dachte und einen dunklen Geist nannte. Und so war er auch jetzt nicht fort. Durch Zeit und Raum hallte das Echo seines Geistes, liebkosend und alles vergessen machend.

Ich ging zurück ins Bett, das Echo mitnehmend und versuchte zu verdrängen,

dass es mir nicht mehr ausreichte.

Der Morgen dämmerte eben erst blass herauf, als ich wieder aufwachte. Das Bett war –abgesehen von mir- noch immer leer. Ich hatte auch nichts anderes erwartet. Eilends stürzte ich mich in den Tag.

Die Straßen und Gassen lagen noch im Schatten. Auf das Dach der kleinen weißen Kapelle an der Strandpromenade schienen aber bereits die ersten Sonnenstrahlen. Mit ihnen landeten auch die Möwen auf dem schlichten Bau. Ich mochte die Kapelle, sie erinnerte mich an die, in der wir vor vier Jahren geheiratet hatten. Bald erfüllte Möwengeschrei die Luft und begleitete meinen Weg zu den Anlegestellen. Ich hatte schnell gemerkt, dass ich eine Aufgabe brauchte, eine Beschäftigung, um die müden Stunden zu füllen. Ich hatte daran gedacht, eine kleine Werkstatt, ähnlich der William Laires, zu errichten, doch das war schwierig, denn Markim und ich blieben selten länger als ein paar Monate an einem Ort. Beiden war uns die angestammte Heimat versagt und eine neue, die würdig war, diesen Namen zu tragen, ließ sich nicht finden. Wir reisten an der Küste entlang, immer dem Wechselspiel des Meeres folgend. Ich hatte mich mit Varietévorstellung beschäftigt, berühmte Zauberkünstler gesprochen und bei der Arbeit beobachtet. Doch es erschien mir schal, ja geradezu makaber, und angeekelt wandte ich mich ab. Dann entdeckte ich das Segeln für mich. Ich half den Fischern aus und lernte dafür von ihnen. Es war eine befriedigende Tätigkeit, die ihre Notwendigkeit immer sogleich bewies. Hinzu kam dieses ungeheure Gefühl von Kraft und Freiheit, an der Reeling eines kleinen Schiffes zu stehen, sich mit aller Wucht in ein Tau zu werfen, um ein Segel zu reffen und dabei Wind und Salzwasser auf der Haut zu spüren, während sich der Bug hob und senkte.

Ich lief einen schwankenden Steg hinunter. An dessen Ende lag ein in die Jahre gekommener Kutter; an dem übergestrichenen Geländer fraß der Rost, und das Moosgrün der Kajüte blätterte bei jedem Sturm mehr ab. Bork, der alte Fischer, paffte eine seiner langen Zigarren und flickte dabei ein Jutenetz.

»Heute wieder einmal auf große Fahrt?«, lachte er, als er mich näherkommen sah.

»Jawohl«, sagte ich und schwang mich zu ihm hoch über die Reeling an Deck.

Bork musterte mich prüfend. »Er ist wieder mal weg, hmm?«

»Woher weißt du das?«, fragte ich erstaunt, während ich ein Ende des Netzes aufnahm, um ihm zu helfen.

Er nahm seine Mütze ab und kratzte sich am kahlenden Kopf. »Du gehst irgendwie anders. Als wenn – ich weiß auch nicht.«

Er untersuchte stirnrunzelnd unsere Arbeit, nickte, offenbar zufrieden und pfiß laut durch die Zähne. »Ihr Schlafmützen, seid ihr immer noch verkatert?«

Aus den Tiefen der Räume unter Deck drang ein gequältes Brummen. Die anderen Mitglieder von Borks Besatzung waren rau und von derbem Humor. Ich hatte nur das Nötigste mit ihnen zu tun, was vermutlich gut war, denn was Frauen an Bord anging, hielt sich bei ihnen der alte Seemannsaberglaube. Sie akzeptierten jedoch, dass ich Borks Gunst genoss. Nicht zuletzt deshalb galt er bei ihnen als eigenartiger Kauz.

»Du solltest noch ein bisschen was zusammenpacken«, meinte Bork. »Ich weiß nicht, wie lange wir weg sein werden.«

»Schon gut, ich brauche nichts«, sagte ich sofort.

Bork hustete. »Willst du vielleicht noch eine Nachricht hinterlassen?«

»Das ist nicht nötig«, sagte ich in Gedanken.

Bork zog die Augenbrauen hoch. »Es muss ja schlimm um euch stehen«, folgerte er. »Ich will mich ja nicht einmischen, aber glaubst du, es hilft dir, wenn du Gleiches mit Gleichem vergiltst und einfach weggehst?«

Als ich nicht antwortete, zuckte er die Schultern. »Na, es geht mich ja auch nichts an.«

»Stimmt«, sagte ich erleichtert. »Bitte frag einfach nicht weiter.«

Eine Stunde später liefen wir aus. Das Schiff pflügte durch die Wellen, ein frischer Wind trieb uns von der Küste weg. Dünne Wolkenfäden spannen ein Netz

am Himmel, doch noch blinkte die Sonne und wärmte das Deck. Der Vormittag verfloß im Nu und und mit ihm die freundlich warme Brise.

»Das wird unschön«, brummte Bork den ganzen Nachmittag, den Kopf steil im Nacken in den Himmel blickend, an dem sich die Protagonisten für ein gewaltiges Schauspiel sammelten.

»Segel einholen, Ladung sichern!«, ordnete Bork an.

»Sollten wir nicht lieber umkehren?«, fragte jemand.

»Zu spät«, sagte Bork und lachte unternehmungslustig.

Ich stand am Bug auf der Reeling und hielt mich an den straff gespannten Seilen fest. Wie durch einen langen Tunnel sah ich das Unwetter im Tiefflug über den Ozean heranrasen, mit unbändiger Geschwindigkeit genau auf uns zuhalten. Der Sturm schob riesige Wellenberge vor sich her.

»Wir müssen drüber sein, bevor sie bricht!«, rief Bork, als die erste heranrollte.

Das Boot bäumte sich auf, stande einen Moment fast senkrecht, dann raste es wieder in die Tiefe. Ich krallte mich in die Seile, der Sturm zerrte und brüllte, ich brüllte zurück, aber er entführte meine Stimme sofort und verwirbelte sie über der tosenden See. Wasser brach von allen Seiten herein, innerhalb von Sekunden war ich durchnässt, meine Bluse klebte mir am Körper, aber ich schwor mir, den Platz für diesen ungeheuren Ritt nicht aufzugeben.

»Clara! Komm da runter! Du holst dir den Tod!«

Und wenn schon, dachte ich. Dann jage ich mit Hilke über die See um euer kleines Boot herum.

In einem solchen Augenblick, da sich alle Naturgewalten entfesselten, war ich Markim näher als in jeder Minute, die ich tatsächlich bei ihm war. Jede Faser seines Geistes spann ein Netz, das mich nicht untergehen ließ. Der Wind sang in meinen Ohren ein Lied, zu schön für Worte. Es hatte seine Stimme und manchmal klang Hilkes helles Lachen hindurch...

»Clara? Ich glaube, sie wacht auf.«

Ich blinzelte in helles Sonnenlicht. Borks Gesicht tauchte über mir auf. Ich hob meinen Arm, um meine Augen mit der Hand zu beschirmen. Mein Kopf schmerzte und es dauerte etwas, bis ich meine Umgebung klar sehen konnte. Langsam fand ich mich zurecht. Ich lag eingewickelt in kratzige Decken auf dem Bootsdeck. Meine Kleidung war immer noch feucht und ein wenig klamm. Ich richtete mich auf und erblickte den vertrauten Hafen.

»Wir sind zu Hause?«, fragte ich.

»Ja, zum Glück bist du es auch«, brummte Bork und steckte sich eine Zigarre an.

»Wieso? Was ist passiert?«

»Verrücktes Mädchen, du. Musstest ja unbedingt da oben stehen bleiben. War ein ziemlicher Brecher, der dann kam. Hat uns frontal erwischt. Du bist mit dem Kopf gegen die Reeling geschlagen. Ein Wunder, dass du nicht über Bord gespült wurdest.« Er reichte mir die raue Hand und zog mich wieder auf die Beine.

»Geht es?«

Ich nickte.

»Gut. Dann geh nach Hause und ruh dich aus.«

Ich rollte die Decken zusammen, legte sie auf einen Haufen und machte Anstalten, an Land zu gehen.

»Eins noch!«, rief mich Bork zurück. »Es geht mich zwar nichts an; aber ich denke wirklich, dass du mit ihm sprechen solltest.«

Ich nickte unverbindlich, murmelte ein »Danke« und ging.

Ich betrat die leere Wohnung. Sie war über Nacht ausgekühlt. Ich brühte mir einen Tee und kroch mit einem Buch ins Bett. Es war eine ausgedehnte Geschichte über einen Reisenden fremder Welten, die mich immer weniger in den Bann schlug. Als ich sie spät am Abend ausgelesen hatte, war mir der Anfang bereits wieder entfallen.

Ich fiel in unruhigen Schlaf, schreckte aber alle paar Stunden wieder auf. Um halb fünf entspannte ich endlich und schlief bis in den Vormittag.

Der Duft von Kaffee und Brötchen lockte mich schließlich wieder aus dem Bett.

Ich wagte es kaum zu hoffen, doch als ich in die Küche kam, stand Markim da und sah aus dem Fenster. Mit dem Anflug eines Lächelns drehte er sich zu mir um.

»Hast du Hunger?«

»Ja, und wie.«

Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zuletzt so gut gefrühstückt hatte. Hier zu sitzen, in gänzlicher Normalität mit Markim den Tag zu beginnen, das hatte ich seit langer Zeit enbehrt. Dabei war ich überzeugt gewesen, diese kleinen Dinge könnten niemals das sein, was ich so vermisste.

»Hattest du geplant, heute zurück zu sein? Oder bist du es nur, weil - «

»Weil du mich gerufen hast, dass es in jeder Sphäre widerhallte?« Er schmunzelte. »Macht das einen Unterschied?«

»Nein. Ja. Ich frage mich nur manchmal, ob du mich auch vermisst, wenn du fortgehst. Deine Magie – ich meine, du bist nicht auf mich angewiesen, um die Welt so zu sehen, wie du es mir gezeigt hast. Ich wünsche mir nur, du würdest mich öfter an diesen Ort mitnehmen.«

»Ich glaube, dass du dich da irrst«, sagte er. »Ich habe schon einmal gesagt, dass wir uns gefunden hatten, lange vor dem Tag im Theater. Und du weißt, dass ich jeden Augenblick bei dir bin. Aber ich kann in dieser Stadt einfach nicht atmen!« Ich seufzte. »Jetzt ist es also wieder die Stadt, ja?«

»Du weißt, dass ich nicht an einem Ort leben kann wie diese Spießler, die sich hier einpfirchen. Vorhänge auswählen, Möbel arrangieren, nach Verträgen und Klauseln leben – was habe ich damit zu schaffen?«

»Ich weiß«, sagte ich. »Und ich will auch nicht, dass du so leben müsstest. Aber dann sag nicht, dass es an der Stadt liegt. Die Stadt ist wunderschön und es würde dich weniger als nichts kosten, sie zu beherrschen. Meinetwegen ziehen wir wieder um. Ändern wird sich dadurch gar nichts.«

Markim schwieg, aber das war so gut wie ein Zustimmung.

»Wenn du bloß mit mir zusammenleben könntest. So wie früher. Manchmal

glaube ich, du kannst es besser, wenn du nicht bei mir bist.«

Markim schüttelte langsam den Kopf. »Sag so etwas nicht.«

Doch dann schwieg er wieder und seine Augen versagten mir den Zutritt.

In goldenen Lettern verkündete ein majestätisch über dem Eingang zum Amphitheater schwebendes Banner den Titel der abendlichen Vorstellung: Taramo.

Eine laute Gästeschar strömte in das große, steinerne Rund. Markim und ich mitten unter ihnen. Eben wurden die letzten Laternen und das Gasfeuer rundherum entzündet. Zwei große alte Eichen säumten den Eingang und ragten auch weit über die Ränge. Wir suchten uns Plätze im oberen Drittel und ich vertrieb mir die Zeit bis zum Beginn, indem ich die Leute um uns herum beobachtete, wie sie miteinander lachten, alberten, diskutierten oder aber mit sich selbst beschäftigt stumm über diese Tatsache hinwegzutäuschen versuchten, indem sie Nasen schnäuzten, Frisuren prüften oder Uhren im Sekundentakt bemühten. Ein Gong schlug in der einmaligen Akkustik.

Das Schauspiel begann.

»Verflucht seist du, Taramo! Bei Chimären und Nachtalben verfluche ich dich! Wer war es, der mir dies Leid beschert und mir meinen Mörder sandte, auf dass ich ihm verfallte, ihn zu lieben, bis er mich aufgezehrt hat und meine alte Hülle fortwirft wie ein Taschentuch?«

So begann Mia ihren Monolog und ließ mich vom ersten Wort an auf die Kante meines Sitzes rutschen.

»...doch noch hab ich es selber in der Hand. Absprechen wird ich dir, Taramo! Absprechen und abschwören. Entledigen mich deiner schweren Lasten. Hinfort mit allem, das mich frisst! Ich bin nicht länger eine Königin.

Eitel war ich und eitel bist du. Doch unter deiner makellosen weißen Haut und deiner schwarzen Schönheit liegt genauso wie bei mir ein fahler, totenbleicher Knochenschädel!«

Die Mitglieder des Ensembles bewegten sich wie Teile eines einzigen Körpers

zueinander und verkörperten ihre Figuren dabei mit einer Innigkeit, die das Publikum in ergriffenes Schweigen stürzte. Wie eine gläserne Kuppel standen die gesprochenen Worte darüber und enthoben mich endgültig dem Bewusstsein, einer Aufführung bezuwohnen. Die vollkommene Illusion, dachte ich, und in dem Moment öffnete sich der Raum um uns herum, der Boden verschwand, die vorgetragene Geschichte stand unbeweglich und ewig in einer unendlich tiefen Perspektive. Um sie herum wuchsen Paläste, funkelten goldene Dächer und Statuen – ich sah Lûg Neach auf dem Höhepunkt seiner Pracht und inmitten der Herrlichkeiten nahm das Drama seinen unvermeidlichen Lauf.

Ich tastete nach Markims Hand und ergriff sie. Ich wollte etwas spüren, dass mir zusicherte, dass ich noch irgendwohin gehörte und nicht bereits verloren in dieser entrückten Welt umherirrte.

»Das war unglaublich schön, was du gemacht hast«, sagte ich, als wir einige Stunden später auf der Mauer eines hochgelegenen Aussichtspunktes saßen.

»Ich habe fast nichts gemacht«, wehrte Markim ab. »Hattest du nicht eben erst gesehen, dass bereits alles da war?«

»Ja, seltsam, oder?«

»Nein, eigentlich nicht«, sagte Markim. »Kunst – Magie, das sind beinahe Synonyme. Kunst ist immer Ausdruck eines Sehns. Und das ist gerade das Wesen eines jeden Zaubers. Sonst berührte er uns auch nicht so.«

Ich schmiegte mich an ihn und ließ die Worte wirken.

Lautes Gelächter drang aus den Straßen unter uns. Musik krachte durch die Nacht, ausgelassene Feiern kündigten sich an.

»Wärst du jetzt lieber irgendwo da unten?«, fragte ich. »Mitten im Leben auf einem der Feste?«

»Nein«, sagte Markim mit einem gequälten Lächeln. »Diese Welt war nie unsere.«

Ich erwachte von einem kühlen Windstoß, der mir durchs Gesicht fuhr. Mühsam

öffnete ich die müden Augen. Draußen graute eben erst der Morgen. Markim stand auf dem Balkon, bereits fertig angezogen und im Reisemantel.

»Was ist los?«, fragte ich beunruhigt.

»Nichts«, sagte er, ohne sich umzusehen. »Ich kann nur einfach nicht hierbleiben.«

»Du willst wieder fort?«, rief ich. Fröstelnd stieg ich aus dem warmen Bett. »Und wie lange, hast du gedacht, soll ich von gestern abend zehren? Eine Woche? Zwei?«

»Ach Clara, das hatten wir doch alles gestern schon.«

»Na das freut mich aber!«, rief ich. »Warum sagst du nicht einfach, dass du es bei mir nicht aushältst?«

Markim seufzte schwer. »Es hat nichts mit dir zu tun, und das weißt du auch.«

»Womit dann? Markim, ich kenne dich nicht mehr. Es gibt Tage wie gestern und ich denke, ich bin im Himmel, und dann wirst du plötzlich wieder so abweisend, als hätten wir uns nie geliebt. Du scheinst dich mit einer Bürde zu strafen, die ich nicht verstehe. Dann bist du mir so fremd, dass ich mich frage, ob ich vielleicht nie wirklich gewusste habe, wer du eigentlich bist.«

Scheu folgte ich ihm hinaus auf den Balkon. Er schwieg und sah weiterhin zum Horizont.

»Ich würde dir überall hin folgen. Aber du kannst so kalt sein. Ich kann mir nicht denken, dass du es dir so vorgestellt hast, wie unser Leben sein soll.«

Endlich sah er mich an und strich mir sanft durchs Haar. »Was willst du also, das wir ändern?«

Ich sah in seine dunklen Augen, unergründlich und fern. Wusste er es wirklich nicht?

»Ich weiß nicht, es ist...« Es waren so einfache Worte und doch fiel es mir so unendlich schwer, sie auszusprechen. »Markim, ich glaube, ich wünsche mir ein Kind.«

Markim zog seine Hand zurück. Ungehalten seufzend verließ er den Balkon. Ich

hätte mich nicht elender fühlen können, wenn er mir ins Gesicht geschlagen hätte.

»Siehst du, was ich meine?«, rief ich, ihm folgend. »Ich wusste, dass du so reagieren würdest, aber ich verstehe es nicht!« Behutsam legte ich ihm die Hand auf die Schulter, um sein Gesicht zu mir zu drehen. »Gönnt du mir das nicht?«

Er schloss die Augen. »Ich gönne dir alles. Aber kein Kind sollte mich zum Vater haben!«

»Wovon sprichst du?«, flüsterte ich und sah entsetzt in seine steinernen Gesichtszüge. »Was soll - «

»Merkst du das nicht?!« Er packte mich an den Schultern, seine eisige Stimme ließ mich erschauern. »Ich bin wie er! Wie Vhento! Mit jedem Schritt, jedem Atemzug werde ich ihm ähnlicher. Allem, was ich hasse!« Er ließ mich los, stand da wie aus Stein geschlagen.

»Das ist es? Das treibt dich um? Nach allem kannst du damit nicht abschließen? Du läufst weg vor dem, was du in dir zu sehen glaubst - «

»Und du?«, gab er zurück. »Ist dir entgangen, wie du deiner Mutter immer ähnlicher wirst? Genauso fremdbestimmt, genauso abhängig vom Ehemann?!«

»Hör auf! Du wirst nicht deine Probleme auf mich übertragen! Ich versuche mit dir zusammenzuleben, aber offenbar kannst du nicht einmal mit dir selbst leben. Wenn du es wenigstens versuchen würdest.«

Sein Blick verfinsterte sich weiter, doch er widersprach nicht.

»Ich fasse dich wirklich nicht. Die ganze Welt liegt dir zu Füßen, aber du haderst mit deiner Vergangenheit.«

»Nach der Welt haben wir nie gestrebt, seit wann kümmert sie dich?«, sagte er.

»Ich wünsche mir nur eine Familie«, sagte ich und fühlte, dass ich den Tränen nah war. »Etwas, das wir beide nicht hatten, wie es hätte sein sollen.«

Markim schwieg weiter, doch es war nicht länger so eisern. Dadurch ermutigt fuhr ich fort: »Als wir uns damals kennen lernten – du sprachst von Seeleneinklang und ich war seither überzeugt, dass alle meine Träume wahr geworden

waren.«

»Träume werden nicht Wirklichkeit«, sagte Markim. »Nur Visionen , die wir für welche gehalten haben.«

»Träume haben mir immer alles bedeutet. Was sind sie uns dann?«

»Nichts. Außer Erinnerungen an etwas Verlorenes.«

»Also war alles ein großer Irrtum? Ist das die nüchterne Wahrheit?«

»Nein«, sagte Markim fest.

»Was ist es denn? Rede mit mir!«

»Gib mir einen Tag Zeit«, bat er.

Noch bevor ich etwas sagen konnte, war er fort, die letzten Worte hingen noch in der Luft. Ich sank aufs Bett. Stumm liefen mir die Tränen über die Wangen. So verharrte ich lange, wartete einfach nur darauf, dass es vorbei ginge.

Aus weiter Ferne blinkte eine Idee, einem Irrlicht gleich. Über den Tag wuchs sie zu einem Wunsch heran und schließlich zu einem Plan.

Ich habe etwas vor«, sagte ich, als Markim am nächsten Morgen zurückkehrte. »Das solltest du in deine Überlegungen mit einbeziehen. Vielleicht entscheidest du dich ja auch, mich zu begleiten.«

»Die Antwort solltest du kennen«, sagte er ernst.

»Wie du willst«, sagte ich. »Eigentlich möchte ich von dir auch nur wissen: Wirst du hier sein, auf mich warten, wenn ich zurückkomme? Mehr verlange ich doch gar nicht.«

Er nickte und seine Augen strahlten endlich wieder vor Wärme. »Natürlich warte ich auf dich.«

»Gut«, sagte ich erleichtert. Ich hauchte ihm einen Kuss auf den Mund und verließ die Wohnung.

Die Kutsche wartete bereits. Ich lud mein Gepäck auf und richtete mich in den grau gemusterten Polstern ein. Die Pferde zogen an und ich vertiefte mich in meine für die Reise erwählte Lektüre.

Viele Stunden später jedoch hing mein Blick immer seltener an den vor meinen Augen flimmernden Seiten, sondern an der Landschaft, die vor dem Fenster vorbeizog. Seen, Hügel, ferne Berge, sie wurden mir immer vertrauter. Schließlich überquerten wir einen Fluss, dem ich sogar einen Namen geben konnte: Avia. Auf seinen trägen Wassern trug er die Flößer gen Westen in die Stadt. Unter dunklen Glockenschlägen würden sie dort bald eine große Steinbrücke passieren und von Weitem bereits ein Haus mit glänzendem Glasdach erblicken.

Noch eine gute Stunde rollte die Kutsche, dann wurde ich langsam aufgeregt. Nach der nächsten Biegung müsste ich es eigentlich sehen können.

Zunächst sollte ich jedoch etwas gänzlich anderes als die Häuser des Dorfes sehen. Zwei rauchende Schloten ragten aus einer zerklüfteten Landschaft aus Fabrikhallen, Zechen, Fördertürmen und Kränen. Eine schwarze Wolke breitete sich darüber aus und legte sich wie ein dunkler Film auf die ganze Landschaft, der so nach und nach alle Farbe entwich. Eine unebene, staubige Straße führte um das Industriegebiet herum. Sie wurde gesäumt von endlosen Reihen absolut identi-

scher Reihenhäuser.

Ich erinnerte mich jetzt, dass meine Mutter einmal von einer solchen Siedlung um das Werk gesprochen hatte, doch ich hatte es mir nie ausmalen wollen und hier bestätigte sich, weshalb. Ich konnte mir nicht denken, dass meine Eltern tatsächlich hierhin gezogen sein sollten.

Die Kutsche holperte weiter und endlich kam das Dorf in Sicht. Kurz vor dem ersten Haus bedeutete ich dem Kutscher anzuhalten. Ich bezahlte ihn, klopfte den schnaufenden Pferden über den Hals und ging dann zu Fuß weiter. Es erschien mir als Glück, dass ich nicht wirklich das Gefühl hatte, nach Hause zu kommen, sonst hätte mich das, was ich sah, wohl schmerzlicher getroffen. Die einst gepflegte Straße war aufgerissen und voller Schlaglöcher. Die meisten Häuser waren verlassen oder ganz abgerissen. Um den kleinen Marktplatz lagen gefällte Bäume, der Brunnen war verstummt. In einst hübschen Vorgärten stapelte sich Gerümpel; altes Eisen, Bauschutt und Müll. Dort, wo unser Haus gestanden hatte, klaffte ein Loch in der Erde.

Ungläubig, was in den wenigen Jahren geschehen war, stand ich vor diesem Ort, der mir einmal etwas bedeutet hatte, und erwies ihm die letzte Ehre. Mit klopfendem Herzen lief ich weiter. Ich mochte mir nicht vorstellen, welcher Anblick mir am Ende der Straße wohl noch bevorstand.

Fleckig und moosbewachsen zwar, doch ansonsten unverändert blickten die beiden Steindämonen von ihren Säulen auf die Dorfstraße. Das schmiedeeiserne Tor allerdings war verbogen und hing schief in den Angeln. Es quietschte durchdringend, als ich es öffnete und dem Nebelhaus entgegentrat. So erleichtert ich gewesen war zu sehen, dass es noch stand, umso größer wurde meine Beklommenheit, als ich mich dem Eingang näherte. Die eine Hälfte der Flügeltür war herausgebrochen, die andere beschmiert. Efeu und Knöterich rankten sich über die Stufen und die Wände. Trockene, welke Blätter kreiselten in einem sterbenden Windhauch in den Ecken, bevor sie sich auf langsam anwachsenden Haufen zur letzten Ruhe betteten.

Das Holz im Flur ächzte leise, als ich eintrat. Einige der Fliesen waren gesprungen. Ich betrat das Kaminzimmer. Der Geruch von kalter Asche haftete darin. Die großen Buntglasfenster waren eingeschlagen, zwischen den Scherben auf dem Boden lagen ein paar faustgroße Steine.

»Ich wusste, dass du noch einmal zurückkommen würdest.«

Ich zuckte zusammen. Der alte Sessel war dem Kamin zugewandt. Ich hatte nicht bemerkt und auch nicht erwartet, dass er besetzt war. Doch da saß Meister Vhento, zusammengekauert in seinem roten Mantel. Das einst glänzende glattschwarze Haar hing in filzigen Strähnen herunter, die Augen lagen verborgen hinter einem grauen Schleier, die faltigen Hände ruhten im Schoß.

»Clara.« Seine Mundwinkel zuckten. »Es tut gut, dass du da bist.«

Ich kniete mich vor ihm auf den Boden und nahm seine Hand. Sie war eiskalt.

»Was ist hier geschehen?«

»Oh, nichts. Bloß die Zeit schreitet voran und wir bleiben zurück. Alles ist, wie es ist und wie es sein muss.«

Ich schüttelte den Kopf. »Warum lässt du zu, dass das Haus zerfällt, dass sie die Fenster einwerfen?«

Ganz langsam wandte er den Kopf. Ein Windstoß fegte durch das zerbrochene Glas herein.

»Ich bin zu müde. Es ist – egal. Es spielt keine Rolle mehr.«

»Sag das nicht.« Etwas in meinem Hals verkrampfte sich. Es tat weh, ihn so zu sehen. Unwillkürlich stellte ich mir vor, wie Markim eines Tages so verfiel, alt, gebrechlich und leer. Blicklos.

»Bleib sitzen. Ich werde Feuer machen«, sagte ich.

Ich lief um das Haus herum. Schwarzes Dornengestrüpp versperrte mir den Weg, es dauerte eine Weile, bis ich mich zu dem kleinen Holzkeller durchgeschlagen hatte. Ich hatte bald Risse in meiner Kleidung und Kratzer auf meinen Armen. Die Holzscheite rochen modrig, nach Kellermuff, doch sie brannten besser als erwartet. Schon bald verbreitete sich ein warmer, heimelig anmutender

Schein in dem verwüsteten, ausgekühlten Zimmer. Ich kehrte die Scherben auf dem Boden zu einem Haufen und zog die zerrissenen Vorhänge vor die Fenster.

»Es tut mir Leid«, hörte ich Meister Vhento sagen. »Alles, was du mir vorwirfst.«

»Nicht«, bat ich ihn. »Ich mache dir keine Vorwürfe.«

»Doch. Und das ist richtig so.«

Ich setzte mich wieder zu ihm. »Warum bist du hier ganz allein?«, fragte ich. »Du kannst doch nicht immer auf diesem Stuhl sitzen - « -Bis du einmal stirbst, dachte ich, hätte den Satz jedoch niemals vollendet.

Meister Vhento lächelte traurig. »Du bist jung«, sagte er mühsam. »Du musst es nicht verstehen. Du musst einfach nur leben.« Er sah mich eindringlich an, bis sich sein Blick im Nichts verlor und zusammenbrach. Er schwieg sehr lange.

»Ich weiß jetzt, dass ich ewig lebe, darum habe ich hier mein ewiges Grab gewählt, das bereits über meinem Kopf zusammenstürzt. Du bist hergekommen, aber du triffst mich hier nicht mehr an. Ich bin schon lange fort. Sag Markim von mir, dass ich auf ihn warte. Er muss nicht herkommen, er findet mich auch so, woanders.«

Ich sah in das gealterte Gesicht und fragte mich, ob das, was er sagte, irgendeinen Sinn ergab.

»Ich verspreche, dass ich Markim alles ausrichten werde, was du willst«, sagte ich leise. »Aber ich weiß nicht, was seine Antwort sein wird.«

»Das macht nichts«, sagte Meister Vhento. »Weißt du, Clara, manche scheitern am Leben, andere scheitern am Tod. Was ich sagen will, ist, die meisten Menschen versuchen ihr Leben lang zu lernen, wie man lebt. Die wenigsten versuchen rechtzeitig zu lernen, wie man stirbt. Und wer nun an beidem scheitert...«

Er fasste mein Kinn und hob es an, bis ich gezwungen war, in sein Gesicht zu sehen. Ich schloss die Augen. Tränen pressten sich unter meinen Lidern hervor. Ich wünschte, er möge mich loslassen, doch nicht wie einst aus Angst vor ihm, sondern weil ich die Veränderung nicht ertrug.

Langsam erhob ich mich. »Ich gehe jetzt jemanden suchen, der helfen kann. Mit

dem Haus...«

Ich hastete zur Tür und wäre fast mit dem zusammengestoßen, der soeben die Stufen hinaufstieg.

»Ich glaube, die Suche kannst du dir sparen«, sagte EreK.

Erschrocken wich ich einen Schritt zurück und starrte ihn einfach nur an. Eine ganze Weile brachte ich kein Wort heraus; wir betrachteten uns scheu, als fürchteten wir, etwas zu entdecken, das wir nicht sehen wollten.

Als das Schweigen zu drückend wurde, sagte ich: »Woher wusstest – hast du gewusst, dass ich hier bin?«

»Es ist seltsam«, sagte EreK langsam. »Es war wie eine Eingebung aus dem Nichts. Plötzlich wusste ich, dass du kommen würdest, um nach Meister Vhento zu suchen.«

Im Stillen dankte ich Markim dafür, doch EreK fragte ich: »Heißt das, du hast mir verziehen?«

Ein Lächeln zuckte um seinen Mund. »Eigentlich bin ich derjenige, der – alles in Ordnung?«, fragte er plötzlich erschrocken und wischte eine Träne von meiner Wange, die dort noch gezittert hatte.

Ich nickte eilig und wies stumm in Richtung Kaminzimmer. EreK begriff.

»Komm.«

»EreK, mein Junge«, sagte Meister Vhento. »Weißt du noch, wie ich dein Meister war?«

»Natürlich«, sagte EreK. »Das wird auch immer so sein.« Er sah sich in dem verwüsteten Raum um und schaute mich fragend an. Ich nickte ihm aufmunternd zu. EreK hob die Hände. Binnen Sekunden hatten sich die Scherben auf dem Boden wieder zusammengesetzt, wogten die Vorhänge wieder voll und seidig, war die Staubschicht, die überall gelegen hatte, verschwunden und auch die Kerzen flackerten wie eh und je. Aus der Küche wanderte das Abendessen herein und tischte sich selbst auf dem mahagonifarbenen Tisch auf.

Meister Vhento rührte kaum etwas an. Ich fragte mich, wann er zuletzt etwas ge-

gessen haben mochte. Vielleicht hatte er all seine Magie einsetzen müssen, um sich am Leben zu halten. Womöglich zehrte auch dieser Ort, den er in Gedanken bewanderte, so sehr an ihm.

»Möchtest du es sehen?«, fragte EreK und irgendetwas sagte mir, dass er mit ‚es‘ unser Haus am See meinte.

Ich nickte und so machten wir uns auf den Weg.

Ich bereute meine Entscheidung bald. Der See war trocken gelegt, die Ruine verschwunden und der Boden planiert. Eine Schotterstraße fraß sich in die wilden Hügel wie ein erkalteter Lavastrom.

»Geradezu symbolisch«, murmelte EreK düster.

»Nur wenn man es auch so sehen will«, meinte ich.

EreK nickte langsam. »Stimmt schon. Es war letzten Endes nur ein Haus...«

»Du hattest mit vielem Recht, weißt du«, sagte ich, während wir so in die Ödnis blickten.

»Trotzdem hatte ich Unrecht, oder?«

»Ist das noch wichtig?«

»Nein, jetzt nicht mehr.« Er wandte sich zum Gehen. »Komm. Ich hab genug gesehen.«

»Heißt das, dass das Nebelhaus auch abgerissen werden soll?«, fragte ich, als wir zurück waren.

Meister Vhento lachte hohl. »Das kriegen sie nicht und keinen Fußbreit Grund, der dazugehört. Ich gehe hier nicht fort. Nicht weiter, als ich es schon bin.«

Danach sagte er an diesem Abend nichts mehr.

Schließlich wünschten wir ihm eine gute Nacht. Ich nahm mein altes Zimmer gleich unter dem Dach. Nach all den Jahren roch es immer noch vertraut.

Als ich im Bett lag, lauschte ich wieder den wohlbekanntem Geräuschen im Haus. Das Ächzen der Holzbalken, das Knarren der Dielen, ein leises Kratzen an den Mauern. Ich erinnerte mich, wie oft der Regen auf das Dach geprasselt war, der

Wind an den Fensterläden gerüttelt hatte und tags drauf der Nebel aus den Feldern kroch.

Diese Nacht war ganz friedlich; schlafen konnte ich trotzdem lange nicht.

Den größten Teil des Tages verbrachten wir draußen auf Spurensuche nach Vergangenheit. Die alte Mauer, an der wir uns zum ersten Mal getroffen hatten, fanden wir noch ganz so vor, wie sie mir in Erinnerung geblieben war.

»Schön, etwas zu finden, das von alleine überdauert hat, oder?«, meinte Erek.

»Da war alles noch so einfach«, sagte ich. »Na ja, nicht einfach – aber eindeutig. Herzukommen war verboten und ich habe es trotzdem gemacht.«

Erek nickte nachdenklich. »Stimmt schon...«

Wir kamen an den letzten Überresten des Baumhauses vorbei. Ich sah ein wenig sehnsüchtig hinauf und dachte an die Zeit, da ich hinaufgeklettert war und mich in kindlicher Unschuld mit Erek neckte.

»Ich kann nicht lange bleiben«, sagte ich vorsichtig. Ich war nicht ganz sicher, wie ich mich ausdrücken sollte. Einerseits wollte ich nicht den Eindruck erwecken, vor der Situation zu fliehen, auf der anderen Seite wollte ich Markim und mein Leben mit ihm unter keinen Umständen zum Thema machen. »Es ist ein bisschen kompliziert...«

»Ist schon gut, ich kümmere mich um alles. Meister Vhento, das Haus...«, versicherte Erek.

»Gut«, sagte ich beruhigt. Ich hatte völlig vergessen, wie treu seine Augen aussehen konnten. Ich lächelte ihm zu. Ich hatte ihn vermisst und merkte es jetzt erst.

»Ich wäre gern wieder dein Freund, Clara«, sagte er plötzlich. »Ich hatte gedacht, ich könnte es nicht, wegen ihm. Ich schätze, das war ziemlich dumm.«

»Nein, nicht dumm«, widersprach ich. »Es hatte nur nicht unendlich Gültigkeit.«

»Danke, dass du das so siehst«, sagte er und schien seine fröhliche Leichtigkeit wiederzugewinnen. »Aber ich finde es immer noch dumm.« Er lachte und ich musste plötzlich mitlachen. Er hatte recht – wir waren alle beide dumm gewesen.

»Ich werde dir schreiben. Und ich hoffe, es dauert nicht wieder vier Jahre, bevor wir uns wieder einmal über den Weg laufen.«

»Nein, das wäre eine ziemlich Dummheit.« EreK lachte wieder und der altbekannte freche Schalk blitzte in seinen Augen.

Irgendwann würde ich EreK von Markim erzählen können, da war ich mir sicher. Doch es war zu früh dafür, erst einmal musste ich nach Hause. Ich ging mit gutem Gewissen und ein Stück befreit.


Ich überlegte schwer, was ich Markim von seinem Vater erzählen sollte; langsam entschlüsselten sich mir die Dinge, die er gesagt hatte: Du findest mich hier nicht mehr. Markim solle ihn an einem anderen Ort finden – er hoffte darauf, dass Markims Geist ihn aufsuchte. Er erbat sich also endlich Frieden. Ich wünschte ihm sehr, dass Markim– wenn er ihn schon nicht für sich finden konnte – ihm diesen gewähren würde. Dass Markim dies heilen würde, bezweifelte ich. Die Antwort darauf hatte er mir vor Jahren bereits gegeben: »Das einzig wirklich Furchterregende bist du dir stets selbst...«

Manche scheitern am Leben, andere am Tod...

Mit klopfendem Herzen stieg ich zu unserer Wohnung hinauf, vorbereitet, sie leer zu finden, zu sehen, dass Markim wieder einmal vor sich selbst geflohen war, weil er sich in Gesellschaft noch weniger ertrug.

Ich betrat den kurzen Flur und legte meine Jacke ab.

In der Küche brannte Licht. Ein köstlicher Duft strömte von dort heraus. Ich lehnte mich an die Wand und atmete tief ein. Leise schloss ich die Tür.

as noch zu sagen bleibt, ist, dass mein Wunsch in Erfüllung ging. Markim und ich bekamen ein Kind, eine kleine Tochter. Wir nannten sie Hilke, nicht zuletzt, weil sie leuchtend rotes Haar bekam, eine Gabe, die ich weniger der familiären Verbindung als Markims Wirken zuschrieb.

Wir zogen noch einmal um – aufs Land in ein großes, luftiges Haus mit Wiesen davor, Obstbäumen, Erdbeerfeldern und Schlehdornhecken. Hilke wuchs inmitten von anderen Kindern und zahmen Tieren. Jeder Blick in die goldgetränkten Baumspitzen, den verschwiegenen Wald darunter und die wilden Hügel dahinter hätte aus einer Geschichte aus Lûg Neach stammen können.

Einzig Markim schien immer weniger dasselbe zu sehen. Meisterhaft, wie er alles meisterhaft beherrschte, verbarg er dies zwar, und im hellen Sonnenlicht, das durch den Garten und die weit geöffneten Fenster flutete, täuschte er die Menschen um ihn herum. Von Zeit zu Zeit aber huschte ein Schatten durch das Tor seiner Augen und des Nachts fand ich ihn draußen unter dem großen Baum, in dem Hilke und die Kinder so oft spielten. Er stand nur da, zwischen den Rosenbäumen, eingehüllt in laue Sommernacht und blickte suchend ins Weite wie einer, der mondsüchtig geworden ist.

In einer dieser Nächte bat er mich darum, dass Hilke nicht erfahren sollte, welche Macht ihm innewohnte. Mich verwunderte diese Bitte zunächst, doch es fiel mir nicht schwer, einzuwilligen. Das Leben unserer Tochter war voller Glück. Sie bedurfte dessen wohl nicht und von Markim schien nach unserer Einigung ein großes Stück der Last, die ihn drückte, abzufallen.

Tatsächlich erfuhr Hilke nicht, wer ihr Vater in Wirklichkeit war – bis zu ihrem 20. Lebensjahr; denn da verstarb er.

Es war einer dieser herrlichen Tage im Spätsommer, in denen die Luft schwer ist von Blütenduft, goldenes Licht durch jedes Blatt schimmert und die Abenddämmerung einen so eigenartigen Zauber beschwört.

Es gibt so vieles, was wohl sein Geheimnis geblieben ist, doch ich bin mir recht

sicher, dass er es kommen gespürt hatte.

Ich stand am Küchenfenster und hörte die ersten Grillen aus dem Verborgenen ihr zirpendes Nachtkonzert beginnen. Stimmen fahrender Seelen, hatte meine Großmutter immer erzählt. Verwundert ging ich noch einmal nach draußen, denn ich wollte bereits die Tür schließen und Markim war noch nicht hereingekommen. Ich fand ihn auf einem der Gartenstühle – und fand ihn doch nicht mehr. Die Lider deckten für immer die tiefen Augen zu, die Hände lagen im Schoß gefaltet. Es schien, als habe er im Stillen Abschied genommen. Seltsam ruhig kniete ich mich an seine Seite und küsste ihn noch einmal.

Wir pflanzten die Rosenstöcke, die unter dem großen Baum wuchsen, auf sein Grab. Sie blühten das ganze Jahr hindurch und ich fühlte mich frei, Hilke zu sagen, weshalb. Es hat sie, glaube ich, ein wenig getröstet.

Ich selbst musste nicht weinen, wenn ich zum Grab ging. Ich hoffte, dass sein rastloser Geist nun die Ruhe hatte, die er im Leben nie hatte finden können. Für meine Seele jedenfalls brachte es einen dauerhaften Frieden, denn ich wusste, ich war nicht allein. Er war bei mir, wohin ich auch ging. Das hatte er mich schon vor langer Zeit gelehrt, noch bevor ich ihm begegnete; damals – als ich noch ein Kind war.